



BIBLIOTECĂ CENTRALA
A
UNIVERSITĂȚII
DIN
BUCUREȘTI

No. Curent 10412 Format.....

No. Inventar 15018 Anul

Secția Raftul

~~Jan. 13870~~

~~Jan. 10712~~

Vorschule
der

Aesthetik

nebst

einigen Vorlesungen in Leipzig über die
Parteien der Zeit,

von

Georg Pauli

Donatiuncula Maiorescens

Erste Abtheilung.

150/18.

Szweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Stuttgart und Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

I 8 I 3.

801



STEAGA CENARA UNIVERSITARA
BUCURESTI
1941

1941

CONTOR 100

CONTOR 100
1951

1961

rectificat

B.C.U. Bucuresti



C15018

Vorrede zur zweiten Auflage.

Um die strenge Form und die Gleichförmigkeit des Ganzen auch in der Vorrede zu behaupten, will ich sie in Paragraphen schreiben.

§. I.

Wer keine Achtung für das Publikum zu haben vorgibt oder wagt, muß unter demselben das ganze lesende verstehen; aber wer für seines, von welchem er ja selber bald einen lesenden, bald einen schreibenden Theil ausmacht, nicht die größte durch die jedesmalige höchste Anstrengung, deren er fähig ist, beweiset, begeht Sünde gegen den h. Geist der Kunst und Wissenschaft, vielleicht aus Trägheit oder Selbstgefälligkeit oder aus sündiger fruchtloser Nachahmung siegreichen Tadlern. Dem eignen Publikum trocken, heißt dann einem schlechterne Schmeicheln; und der Autor tritt von seiner Geistes Brüdergemeine über zu einer Stiefbrüdergemeine. Und hat er nicht auch in der Nachwelt ein Publikum zu achten, dessen Bekleidigung durch kei-

nen Gross über ein gegenwärtiges zu rechtfer-
tigen ist?

§. 2.

Dieses soll mich entschuldigen, daß ich in dieser neuen Ausgabe nach vier bis fünf Kunstrichtern sehr viel gefragt (§. 1.) und auf ihre Einwürfe entweder durch Zusehen oder Weglassen zu antworten gesucht; und der Jenaer, der Leipziger Nezen-
sent, Bouterweck und Köppen werden die Antwort-
stellen schon finden.

§. 3.

Besonders waren in diesem ersten Theil dem Artikel vom Romantischen berichtigende Zu-
sätze unentbehrlich (§. 2.) so wie dem vom Lächer-
lichen erläuternde. Auch gepräsene Programme erhielten eben darum (§. 1.) überall Zusätze.

§. 4.

Im Programme über das Romantische (§. 2. 3.) nahm ich besondere Rücksicht, widerlegende und auf-
nehmende, auf Bouterwecks treffliche Geschichte der
Künste und Wissenschaften ic. ic., ein Werk, das
durch eine so vielseitige Gelehrsamkeit und durch
einen so vielseitigen Geschmack — so wie desselben
Apodiktik durch philosophischen Geist und schöne
Darstellgabe — noch immer auf ein größeres Lob

Anspruch machen darf, als es schon erhalten. Wenn man einer Vielseitigkeit des Geschmackes in dieser absprechenden insularischen Zeiten, worin jeder als ein vulkanisches Eiland leuchten will, gedenkt: so werden Erinnerungen an jene schöneren erfreulich und labend, wo man noch wie festes grünes Land zusammenhang, wo ein Lessing Augen, wie später Herder, Goethe, Wieland *) Augen und Ohren für Schönheiten jeder Art offen hatten. Ästhetische Effektiver sind in dem Grade gut, in welchem philosophische schlecht.

I. 5.

Gleichwohl will niemand weniger als ich das neue ästhetische Simplifikations-System verkennen (I. 4.) oder falsch ansehen, welches, so wie des Voglerschen in der gemeinen Orgel, noch mehr in der poetischen die Pfeifen (nämlich die Dichter) verringert und ausmerzt; und Gleichgültigkeit dagegen wäre um so ungerechter, je höher das Simplifizieren getrie-

*) Eine Sammlung von Wielands Rezensionen im deutschen Merkur schläge dem Künstler besser zu, als eine neueste Ästhetik; oder überhaupt eine ehrliche Auslese von den besten ästhetischen Rezensionen aus den Literaturzeitungen und andern Jahrbüchern. In jeder guten Rezension verbirgt oder entdeckt sich eine gute Ästhetik und noch dazu eine angewandte und freie und kürzeste und durch die Beispiele — hellste.

hen wird, wie z. B. von Adam Müller, welcher seine Bewunderung großer Dichter (von Novalis und Shakespeare an) schwerlich über einen Postzug von 4 Evangelisten hinaus dehnt, wobei ich noch dazu voraus sezen will, daß er sich selber mit zählt. Es ist kaum zu berechnen, wie viel durch Einschränkung auf wenige Heroen der Bewunderung an Leichtigkeit des Urtheils über alle Welt und besonders an einer gewissen ästhetischen Unveränderlichkeit oder Verknöcherung gewonnen wird. Letztere geht daher selber — aus Mangel des ästhetischen Minus-Machens — sogar guten Köpfen wie Wieland und Goethe ab, welche mehrmals ihr Bewundern ändern und anders vertheilen mußten.

In diesen Fehler fallen neuere ostrazisierende (mit Scherben richtende) Ästhetiker schwerlich; sie sind, da sie in Urtheilen wie im Schreiben sogleich fulminirend anfangen, keiner Veränderlichkeit des Steigens unterworfen. Man möchte sie mit den Kapuunen vergleichen, welche sich dadurch über alle Haushähne erheben, da sie sich niemals mausern, sondern immer die alten Federn führen. Anständiger möchte eine Vergleichung derselben mit dem päpstlichen Stuhle seyn, welcher nie einen Ausspruch zurück genommen, und daher noch im

römischen Staatskalender von 1782 Friedrich den einzigen als einen bloßen Marquis aufstellte *).

§. 6.

Sehr mit Unrecht beschuldigten Kunstrichter (§. 2. vergl. §. 11. 12.) die Vorschule: „sie sey keine Ästhetik, sondern nur eine Poetik“; denn ich zeige leicht, daß sie nicht einmal diese ist — sonst müste viel von Balladen, Idyllen, beschreibenden Gedichten und Versbauten darin stehen — sondern wie schon das erste Wort des Buchs auf dem Titelblättchen sagt, eine Vorschule (Proscholium). Es wäre nur zu wünschen gewesen, jeder hätte aus seiner eigenen geringen Belesenheit besser gewußt, was eine Vorschule im Mittelalter eigentlich geheißen, daher will ich, was darüber die folgende erste Vorrede zu kurz andeutet, hier in der zweiten weitläufiger fassen. Nämlich nach Du Fresne III 495. und ferner nach Jos. Scal. lect. Auson. I. 1. c. 15. war — wenn ich auf den Pancirollus de artib. perd. bauen darf, aus welchem ich beide Citata citire Anführungen anführe — — das Proscholium, ein Platz, welchen ein Vorhang von dem eigentlichen Hörsaale abschied, und wo der Vorschulmeister (Proscholus) die Zöglinge in Anstand, Anzug und Antritt für den ver-

*) Berlin. Monatsschrift 5. B. 1785. S. 455.

hangnen Lehrer zuschnitt und vorbereitete. — Aber wollte ich denn in der Vorschule etwas anders seyn als ein ästhetischer Vorschulmeister, welcher die Kunstjünger leidlich einübt und schulet für die eigentlichen Geschmacklehrer selber? — Daher glaubt ich aber auch meiner Konduitenmeister-Pflicht genug gethan zu haben, wenn ich als Proscholus die Kunstzöglinge durch Anregen, Schönziehen, Geraudehalten und andere Kallipädie so weit brächte, daß sie alle mit Augen und Ohren fertig da ständen, wenn der Vorhang in die Höhe gienge, und sich ihnen nun die vielen eigentlichen verhangnen Lehrer auf einem einzigen Lehrstuhle, nämlich dem ästhetischen beisammen lehrend zeigten, ein Ast; ein Wagner, ein (A) Müller, ein Krug, dazu Pölich, Eberhard, hallische Meisoren und noch dreißig andere dazu. Denn bekanntlich ist der ästhetische Lehrstuhl ein Triflinium dreier Parteien (trium operationum mentis), nämlich der kritischen, der naturphilosophischen und der eklektischen.

§. 7.

Aber leider gerade dieser ästhetische Dreimaster (§. 6.) lud mehr als eine Rüge und Stinkblume für den armen Vorschulmeister aus. System vermissten fast alle — besonderes die kantischen Formschneider

— und Vollständigkeit viele. Krug fragte, wo denn die von ihm erfundenen Kalleologien, Hyseologien, Syngeneiologien, Krimatologien, Kalleotekniken, und andere griechische Wörter wären, ordentlicher Ordnung nicht einmal zu gedenken? Andere vermissten noch tieffinnigere Wörter, poetische Indifferenzen des Absoluten und Menschlichen — objektive Erscheinungen des Göttlichen im Irrdischen — Durchdringungen des Raums und der Zeit in den unendlichen Ideen des Unendlichen als Religion — schwächerer Wörter wie negative und positive Polaritäten gar nicht zu erwähnen. — Die Elektischen hingegen führten als Widerspiele der Absoluten und der Kritischen nicht über Mangel, sondern über Ueberfluss der besten tieffinnigen Wörter Klagen. — So dreimal von Cerberus gebissen, half diesmal mir also mein alter Grundsatz sehr schlecht, lieber drei Parteien auf einmal zu schmeicheln, als gegen eine das Schwert des Dadels zu ziehen, durch welches man regelmässig umkommt; so wie — ist den Parteien das Gleichnis nicht zu hergeholt — gerade die drei größten Tragiker, welche so vielen tragischen Tod anthaten, sämmtlich einen seltsamen erfuhrten, Sosphokles durch einen Weinbeer kern, Aeschylus durch eine herunterfallende Schildkrötenschaale, Euripides durch Hunde.

§. 8.

In der That durfte ein Mann wie der Proscholus wol eines bessern Empfangs (§. 7.) von dem Dreifuße der ästhetischen Dreintheit gewarztig seyn, wenn er sich lebhaft dachte, mit welchem Fleiße er seine Vorschule gerade nach den verschiedenen Anleitungen, welche ihm theils die Kritischen und die Absoluten, theils die Elektischen zureichten, auszuarbeiten und anzubauen getrachtet, insofern er nämlich anders — was er freilich nicht selber entscheiden kann — seine Lehrer darin genugsam verstanden, daß er theilweise ihre Anleitungen als die bekannten Verier-Muster benutzte und befolgte, welche schon längst gute Schulmänner ihren Schülern als absichtliche Verrenkungen zum übenden Graderichten vorlegten. Wie z. B. neulich Pölich nur „Materialien zum Diktiren nach einer dreifachen Abstufung vom Leichten zum Schweren geordnet, zur Uebung in der deutschen Orthographie, Grammatik und Interpunktion; mit fehlerhaften Schemen für den Gebrauch des Zöglingss, zweite verbesserte Ausgabe herausgab:“ so sucht ich in den Geschmacklehren der ästhetischen Dreintheit mit reinem Fleiße, und ohne Vorliebe alle die Behauptungen auf, welche ich etwa

für solche Exerzier- und Verier-Schemen nehmen durfte, die nur dazu geschrieben wären, damit ein angehender Aesthetiker wie ich an ihnen sich so lange versuchte und ühte, bis er durch deren Umsezen, Zurück-anagrammatisieren und Transsubstanziiren die rechte Aesthetik herausbrächte, und gäbe. — Wenigstens werde man in diesen Arbeiten nach einer regula falsi, hofft der Vorschulmeister, die gute Absicht nicht erkennen, seye auch der Erfolg zuweilen so, daß der Unterschied zwischen der Verier- und der Ernst-Aesthetik hätte größer seyn können. Nur ist dergleichen nicht leicht. Erstlich die Geschmacklehren der Eklektischen sagen alles, nämlich alles, was schon da gewesen; nun gibt zwar dieses Wiederholen überhaupt den Gelehrten so viel Werth und Uebergewicht von Ueberredung, daß sie mit diesem Wiederholen von eignen und fremden Wiederholungen dem Echo gleichen, welches man desto höher achtet, je öfter es nachgesprochen; aber wie sind diese Politisch-fehlerhafte Schemen anders zu benutzen als daß man geradezu, statt des Alten, etwas Neues sagt? Nur schwer ist's. —

Was zweitens die Kritischen und drittens die Absoluten anlangt: so hat man anfangs eben so viel Noth, sie zu verstehen, als nachher sie vortheilhaft

für den Künstler umzusezen und zu verdichten; nämlich so sehr und so weit und breit lösen sie alles feste Bestimmte in ein unabsehliches Unbestimmte und in Lust- und Aetherkreis auf. Z. B. Obstacles schreiben sie in ihrer langen abstrakten Sprache immer so: haut beu seu tua queles. Wer würde dies errathen, wenn er nicht vorher im Korrespondenten für Deutschland *) gelesen hätte, daß wirklich ein Graf von L. N. auf seiner hohen Kriegsstufe zwar sehr grausende Arbeiten und Hindernisse glücklich besiegte, aber doch keine größern kannte als einen Brief, ja ein Wort orthographisch zu schreiben, und daß er in der That unsäglich das obige Wort obstacles so geschrieben: haut beu seu tua queles.

§. 9.

Kurz die gegenwärtige Vorschule, oder Vor-Geschmacklehre sollte nicht sowohl den Philosophen, denen ohnehin wenig zu sagen ist (ausgenommen entweder Gesagtes oder Ihriges) als den Künstlern selber, aus welchen sie mit reinen, aber nicht Darniden-Gefäßen geschöpft worden, schwache Dienste leisten. Unter die letztere, woraus Proscholus geschöpft, gehört er selber. — Man wendet zwar gut ein, daß die Praxis der Künstler unvermerkt die

*) N. 93. 1812.

Theorie desselben leite und verleite; aber man füge auch bei, daß auch rückwärts die Lehre die That beherrsche; so daß daher z. B. Lessings Fabeln und Lessings Fabellehre einander wechselseitig zeugten und formten. Ja zuletzt muß sich hier bloße Philosoph, der nicht Thâter, nur Prediger des Worts ist und also keine ästhetische Thaten durch ästhetische Prachtgeseze heimlich zu beschirmen hat, eine ähnliche Lage gestehen; denn sein Geschmack für Schönheiten reiste doch seiner Geschmacklehre voraus, und seine ästhetischen Theodoren griffen in den ästhetischen Justinian ein. Und sogar dies ist noch besser, als wenn taube Taktschläger, welche die ganze poetische Sphären-Musik nur aus den stummen Noten der Partitur mehrerer Aesthetiker kennend, daraus ihren Generalbaß abziehen. Daher war von jeher die ausübende Gewalt die beste zur gesetzgebenden *); Klopstock, Herder, Goethe, Wieland, Schiller, Lessing waren früher Dichter denn Selbstgeschmacklehrer, ja man könnte, wenn man ästhetische Aussprüche theils von beiden Schlegeln, Bouterweck, Franz Horn, Klingemann ic: ic. obwohl

*) Nur zwei undichterische und doch große Aesthetiker sind hier auszunehmen. Aristoteles und Kant, zwei philosophische Menächmen in Tieffinn, Formstreng, Redlichkeit, Vielblick und Gelehrsamkeit.

einander unähnlicher Schriftsteller, theils von Sulzer, Eberhard, Gruber ic. ic. läse und wägte, leicht errathen, welche Parthei nie gedichtet. Die Aesthetik des Thäters ist ein Oberons Horn, das zum Tanzen, die des blossen Wissenschafters oft ein Alstolfo's Horn, das zum Entlaufen bläset, wenigstens manchen Jünglingen, welche so gern für Schönheiten lebten und stürben.

§. IO.

Nach dem vorigen Paragraphen (§. 9.) ist's fast hart, wenn sanfte Rezensionen einem Manne nicht zutrauen, daß ihm weniger daran gelegen sei, wer als was Recht hat, sondern glauben, der Mann heize (als Kalefaktor) seine Vorschulstuben blos, um sich und einige Leser seiner Scherze warm zu halten. Wär' es nicht eben so ungerecht blos daraus, daß z. B. Pölich in seiner Aesthetik den Witz gar nicht berührte, auf einen Haß desselben gegen wahren zu rathen, als es wirklich ungerecht ist, aus einem langen Programme über Witz, auf Vorliebe für falschen zu schließen?

§. II.

Auf der einen Seite bleibt Rezensenten, welche für das Publikum Goldfische sauber abzuschuppen

oder Juwelenkolibri nett abzurupfen haben, um zu zeigen, was überhaupt an ihnen ist, wol das alte gute Recht unbestritten, daß sie, so genau sie es im Wiederlegen mit Kleinigkeiten zu nehmen haben, dafür das Wichtige oder Schwere blos im Allgemeinen anzuführen, und statt einer Prüfung nur beizusehen brauchen, daß manches z. B. das Kapitel über den Humor, eine genaue wirklich verdiene.

§. 12.

Auf der andern Seite (§. II.) bestehen die Lehrbuchschreiber mit Recht auf einem eben so gut hergebrachtem Privilegium fest; welches am deutlichsten so lautet: „sobald ein Lehrbuchmacher irgend etwas Neues zu sagen weiß, so steht ihm eo ipso uneingeschränkt das Recht zu, so viel Altes dazu abzuschreiben, bis er aus beidem ein ordentliches vollständiges Lehrbuch fertig hat.“ Die Benutzung dieses so wichtigen Freiheitbriefs, behält sich der Verfasser für die dritte Auflage vor, wo er zu seinen eignen Gedanken so viele fremde über Ton- und Malkunst, Vers- und Hausbau, Bildhauen und Meiten und Tanzen abschreiben will, daß der akademische Lehrer ein Lehrbuch in die Hand bekommt, zumal da ihm Ein Lehrbuch lieber ist als zehn Le-

erlegen; ohne dasselbe nach wenigen Monaten vom Publikum wieder einzufordern für etwas ähnliches Gedrucktes; ja manche tragen schon mit diesem jenes ab.

Es ist sehr leicht, mit einigen abgerissenen Kunsturtheilen ein Kunstwerk zu begleiten, d. h. aus dessen reichem gestirnten Himmel sich Sterne zu beliebigen Bildern der Eintheilung zusammen zu lesen. Etwas anderes aber als eine Rezension ist eine Aesthetik, obgleich jedes Urtheil den Schein einer eignen hinterhaltigen geben will.

Indes versuchen es einige und liefern das, was sie wissenschaftliche Konstruktion nennen. Allein wenn bei den englischen und französischen Aesthetikern, z. B. Home, Beattie, Fontenelle, Voltaire, wenigstens der Künstler etwas, obgleich auf Kosten des Philosophen, gewinnt, nämlich einige technische Kallipädie: so erbeutet bei den neuern transszendenten Aesthetikern der Philosoph nicht mehr als der Künstler, d. h. ein halbes Nichts. Ich berufe mich auf ihre zwei verschiedene Wege,

nichts zu sagen. Der erste ist der des Parallesismus, auf welchem Reinhold, Schiller und andere eben so oft auch Systeme darstellen; man hält nämlich den Gegenstand, anstatt ihn absolut zu konstruiren, an irgend einen zweiten (in unserm Falle Dichtkunst etwa an Philosophie, oder an bildende und zeichnende Künste) und vergleicht willkürliche Merkmale so unnütz hin und her, als es z. B. seyn würde, wenn man von der Tanzkunst durch die Vergleichung mit der Fechtkunst einige Begriffe beibringen wollte und deswegen bemerkte, die eine rege mehr die Füße, die andere mehr die Arme, jene sich nur mehr in krummen, diese mehr in geraden Linien, jene für, diese gegen einen Menschen ic. Ins Unendliche reichen diese Vergleichungen und am Ende ist man nicht einmal beim Ansange. Möge der reiche warme Görres diese vergleichende Anatomie oder vielmehr anatomische Vergleichung gegen eine würdige Bahn seiner Kraft vertauschen! *)

*) Er hat es gethan, z. B. in den Büchern über die indische Mythologie und über die altdeutschen Volkbüchern; aber diesem Geiste sind durch die Fülle so verschiedener

Der zweite Weg zum ästhetischen Nichts ist die neueste Leichtigkeit, in die weitesten Kunstwörter — jetzt von solcher Weite, daß darin selber das Seyn nur schwimmt — das Gediegenste konstruierend zu zerlassen; z. B. die Poesie als die Indifferenz des objektiven und subjektiven Pols zu sehen. Dies ist nicht nur so falsch, sondern auch so wahr, daß ich frage, was ist nicht zu polarisieren und zu indifferenzieren? —

Aber der alte unheilbare Krebs der Philosophie kriecht hier rückwärts, daß sie nämlich auf dem entgegengesetzten Irrwege der gemeinen Leute, welche etwas zu begreifen glauben, bloß weil sie es anschauen, umgekehrt das anzuschauen meint, was sie nur denkt. Beide Verwechslungen des Ueberschlagns mit dem Innestehen gehören bloß der Schnellwage einer entgegengesetzten Uebung an.

Hat nun hier schon der Philosoph nichts — was für ihn doch immer etwas ist — so läßt sich den-

Kräfte und Kenntnisse fast überall und an entgegen gesetzten Enden Flügel gewachsen, die ihm das Denken erschweren.

ten, was der Künstler haben möge, nämlich unendlich weniger. Er ist ein Koch, der die Säuren und Schärfen nach dem Demokritus zubereiten soll, welcher den Geschmack derselben aus den wirklichen Anschließungen aller Salze (wiewohl die Citronensäure so gut wie Del aus Angeltheilen besteht) zu konstruiren suchte.

Altere deutsche Ästhetiker, welche Künstlern nützen wollten, ließen sich statt des transzendenten Fehlers, den Demant der Kunst zu verflüchtigen, und darauf uns seinen Kohlenstoff vorzuzeigen, den viel leichter zu Schulden kommen, den Demant zu erklären als ein Aggregat von — Demantpulver. Man lese in Niedels unbedeutender Theorie der schönen Künste z. B. den Artikel des Lächerlichen nach, das immer aus einer „drollichen, unerwarteten, scherhaftesten, lustigen Zusammensetzung“ zusammengesetzt wird, — oder in Platners alter Anthropologie die Definizion des Humors, welche bloß in den Wiederholungen des Worts Sonderbar besteht — oder gar in Adelung. Die heuristischen Formeln, welche der Künstler von

undichterischen Geschmacklehrern empfängt, lauten alle wie eine ähnliche in Adelungs Buch über den Stil *): „Briefe, welche Empfindungen und Leidenschaften erregen sollen, finden in der rührenden und pathetischen Schreibart Hülfsmittel genug, ihre Absicht zu erreichen“ sagt er und meint seine zwei Kapitel über die Sache. In diesen logischen Zirkel ist jede undichterische Schönheit-Lehre eingekerkert.

Noch willkürlicher als die Erklärungen sind die Eintheilungen, welche das künftig erscheinende Geisterreich, wovon jeder einzelne vom Himmel steigende Genius ein neues Blatt für die Ästhetik mitbringt, abschneiden und hinaussperren müssen, da sie es nicht antizipieren können. Darum sind die säkularischen Eintheilungen der Musenwerke so wahr und scharf als in Leipzig die vierfache Eintheilung der Musensohne in die der fränkischen, polnischen, meißnischen und sächsischen Nation; — welche Vierherrschaft (Tetrarchie) in Paris im Ges-

*) B. II. S. 336.

bäude der vier Nationen wiederkommt. Jede Klassifikation ist so lange wahr, als die neue Klasse fehlt.

Die rechte Aesthetik wird daher nur einst von einem, der Dichter und Philosoph zugleich zu seyn vermag, geschrieben werden; er wird eine angewandte für den Philosophen geben, und eine angewandtere für den Künstler. Wenn die transszendente bloß eine mathematische Klanglehre ist, welche die Töne der poetischen Leier im Zahlen-Verhältnisse auflöst: so ist die gemeinere nach Aristoteles eine Harmonistik (Generalbaß), welche wenigstens negativ tonsezen lehrt. Eine Melodistik giebt der Ton- und der Dichtkunst nur der Genius des Augenblicks; was der Aesthetiker dazu liefern kann, ist selber Melodie, nämlich dichterische Darstellung, welcher alsdann die verwandte zutönt. Alles Schöne kann nur wieder durch etwas Schönes sowol bezeichnet werden als erweckt.

Ueber die gegenwärtige Aesthetik hab' ich nichts zu sagen, als daß sie wenigstens mehr von mir

als von andern gemacht und die meinige ist, insfern ein Mensch im druckpapiernen Weltalter, wo der Schreibtisch so nah' am Bücherschrank steht, das Wort mein von einem Gedanken aussprechen darf. Indes' sprech' ich es aus von den Programmen über das Lächerliche, den Humor, die Ironie und den Witz; ihnen wünscht' ich wohl bei forschenden Richtern ein aufmerksames, ruhiges Durchblättern, und folglich der Verknüpfung wegen auch denen, die theils vor, theils hinter ihnen stehen, und andere sind ohnehin nicht da. Uebrigens könnte jeder Leser bedenken, daß ein gegebener Autor einen gegebenen Leser vorausseht, so ein gebender einen gebenden, z. B. der Fernschreiber (Telegraph) stets ein Fernrohr. Kein Autor er dreistet sich, allen Lesern zu schreiben; gleichwohl erfreut sich jeder Leser, alle Autoren zu lesen.

In unsern kritischen Tagen einer franken Zeit muß Fieber, in der gegenwärtigen Reformation-Geschichte muß Bauernkrieg, kurz, jetzt in unserer Arche, woraus der Rabe wie über die alte Sündfluth früher ausgeschickt wurde, als die Tau-

be, welche wiederkam mit einem grünen Zweig,
muß der Zorn regieren; und vor ihm bedarf jeder
einiger Entschuldigung, der in Milde hinein ge-
räth, und wie Pythagoras und Numa statt leben-
diges Fleisch und Blut nur Mehl und Wein zum
Opfer bringt. Ich will nicht läugnen, daß ich im
leßtern Falle bin; ich weiß, wie wenig ich über
berühmte Schriftsteller tadelnde Urtheile mit jener
schniedenden Schärfe gefällt, welche literarische
Kopfabschneider und Vertilgung - Krieger fordern
können. Spricht man von der Schärfe des La-
chens, so gibt es allerdings keine zu große. Hin-
gegen in Rücksicht des Ernstes behauptet sich, ist
an und für sich Melanchthons Milde so sittlich-
gleichgültig als Luthers Strenge, sobald nur der
eine wie der andere den Zadel ohne persönliche
Freude — ungleich jehigen Reich - Sturm - Fah-
nen - Junkern —, das Lob hingegen ohne per-
sönliche Freude — ungleich schlaffem langen Ge-
würm, das Füße und den davon abgeschüttelten
Staub leckt — austheilt. Nicht Unparteilichkeit
ist dem Erden - Menschen anzusinnen, sondern nur
Bewußtseyn derselben, und zwar eines, das sich

nicht nur eines guten Ziels, auch guter Mittel bewußt ist.

Da der Verfasser dieses lieber für jedes Du parteisch seyn will als für Ein Ich: so befiehlt er seinen Lesern, nicht etwa in dieser philosophischen Baute ein heimliches ästhetisches Chr- und Lehrgebäude an meine biographischen Bauten angestoßen, eine Zimmermannbaurede oben auf dem Giebel des Gebäudes zu erwarten, sondern lieber das Gegentheil. Schneidet denn der Professor der Moral eine Sittenlehre etwa nach seinen Sünden zu? Und kann er denn nicht Gesetze zugleich erkennen und übertreten, folglich aus Schwäche, nicht aus Unwissenheit? Das ist aber auch der Fall der ästhetischen Professuren.

Als rechte Unparteilichkeit rechnet er es sich an, daß er fast wenige Autoren mit Tadel belegte als solche, die großes Lob verdienen; nur diese sind es werth, daß man sie so wie Menschen, die selig werden, in das Fegefeuer wirft; in die Hölle gehören die Verdammten. Man sollte

auf Mode-Köpfe so wenig als auf Mode-Kleider-Satiren machen, da an beiden die Individualität so schnell verfliegt und nichts besteht als die allgemeine Narrheit; sonst schreibt man Ephemeriden der Ephemeren (Tagblätter der Eintagsfliegen).

Sollt' es dem Werke zu sehr an erläuternden Beispielen mangeln *): so entschuldige man es mit der Eigenheit des Verfassers, daß er selten Bücher besitzt, die er bewundert und auswendig kann. Wie Themistokles eine Vergessenheits-Kunst gegen Bekleidungen, so wünscht er eine gegen deren Gegentheil, die Schönheiten; und wenn Platner wahr bemerkt, daß der Mensch mehr seiner Freuden als seiner Leiden sich erinnere: so ist dies bloß schlimm bei ästhetischen. Oft hat er deswegen — um nur etwas zu haben — ein ausländisches Werk, das er unendlich liebte, in einer

*) Die Unmerkung ist bloß für die Gelehrten, welche in jedem Werke nichts lieber haben und nützen als ein anderes, nämlich die sogenannten Hasen-Ohrchen oder Gänseaugen und Gänsefüße, womit die Buchdrucker typisch genug die Anführ-Typen benennen.

schlechtern Uebersezung oder im Original, oder im Nach - oder im Prachtdruck wiedergelesen. Nie wird er daher — insofern es vom Willen abhängt — etwa wie Skaliger den Homer in 21 Tagen und die übrigen griechischen Dichter in vier Monaten auswendig gelernt hersagen, oder mit Barthius den Terenz im 9ten Jahre vor seinem Vater abbeten — eben aus Furcht, die Grazien zu oft nackt zu sehen, welche die Vergessenheit, wie ein Sokrates, reizend bekleidet.

Noch ist einiges zu sagen, was weniger den Leser des Werks, als den Literator interessiert. Der Titel *Vorschule*, Proscholium, wo sonst den Schülern äußerlicher oder eleganter Unterricht im Schulhofe zukam, hatte anfangs Programmen oder Einladungsschriften zu dem Proscholium oder der Vorschule einer Aesthetik (noch ist davon im Werk die Eintheilung in Programmen) heißen sollen; indes da er — wie die gewöhnlichen Titel, Leitfaden zur, erste Linien einer, Versuch einer Einleitung in, — mehr aus Bescheidenheit gewählt worden als aus Ueberzeugung: so hoff-

ich, wird auch der bloße abgekürzte einfache Titel „Vorschule der Aesthetik“ nicht ganz unbescheiden das ausdrücken, was er sagen will, nämlich: eine Aesthetik.

Angefügt sind noch die drei Leipziger Vorlesungen für sogenannte Stilistiker und für Poetiker, d. h. von mir so genannt. Ich wünsche nämlich, daß die prosaische Partei im neuesten Kriege zwischen Prose und Poesie — der kein neuer, nur ein erneuterter, aber vor- und rückwärts ewiger ist — mir es verstatte, sie Stilistiker zu nennen, unter welchen ich nichts meine als Menschen ohne allen poetischen Sinn. Dichten sie, (will ich damit sagen,) so wirds symmetrisch ausgetheilte Dinte, nachher in Druckerschwärze abgeschattet; — leben sie, so iſt's spieß- und pfahlsürgerlich in der fernsten Vorstadt der sogenannten Gottes-Stadt; — machen sie Urtheile und Aesthetiken, so scheeren sie die Lorbeerbäume, die Eckenntniß- und die Lebensbäume in die beliebigen Augelformen der gallischen Verier-Gärtnerei, z. B. in runde, spitze Affen-Köpfe, („o Gott,

„sagen sie, es ahme doch stets die Kunst dem „Menschen nach, freilich unter Einschränkung!“)

Diesen ästhetischen Piccinisten stehen nun gegenüber die ästhetischen Glückisten, wovon ich diejenigen die Poetiker nenne, die nicht eben Poeten sind. Meine innigste Überzeugung ist, daß die neuere Schule im Ganzen und Großen Recht hat und folglich endlich behält — daß die Zeit die Gegner selber so lange verändern wird, bis sie die fremde Veränderung für Bekehrung halten — und daß die neue polarsche Morgenröthe nach der längsten Nacht, obwol einen Frühling lang ohne Phöbus oder mit einem halben *) täglich erscheinend, doch nur einer steigenden Sonne vortrete. Eben so ist seit der Thomas-Sonnen-Wende von und in Kant endlich die Philosophie so viele winterliche Zeichen vom dialektischen Steinbock an, bis durch die kritischen Was-

*) Bekanntlich geht die halbjährige Winter-Nacht am Pole durch immer längere Morgenröhren endlich in den Gleicher-Tag über, wo sich die Sonne als halbe Scheibe um den ganzen Horizont bewegt.

sermänner und kalten Fische durchlaufen, daß sie jetzt wirklich unter den Frühlingszeichen den Widder und Stier hinter sich hat, wenn man zwei bekannte Häupter hinter dem Oberhaupt Kant so nennen will, welche sich gegenseitig Lehrer, Nachahmer, Freunde und Widerleger geworden — und in das Zeichen der Zwillinge, der Vermählung der Religion und Philosophie, aufsteigt. Früher stand Jakobi einsam da und voraus; jetzt schlingt der Deutsche immer vielfacher um Philosophie und Religion ein Band, und Clodius, der Verfasser der allgemeinen Religionslehre, ist nicht der letzte; die Poesie feiert diese Vermählung mit ihrem großen Hochzeitgedicht auf das All.

Was übrigens gleichwol wider die Poetiker zu sagen ist — nun, die zweite Vorlesung hats ihnen schon in der Ostermesse gesagt. Denn es ist wohl klar, daß sie jetzt — weil jede Verdauung (sogar die der Zeit) ein Fieber ist — umgekehrt jedes Fieber für eine Verdauung (nämlich keiner bloßen Krankheitmaterie, sondern eines Eßmittels) ansehen, —

Wenn Bayle strenge, aber mit Recht, das historische Ideal mit den Worten: „la perfection d'une histoire est d'être désagréable à toutes les sectes“ aufstellt: so glaubt' ich, daß dieses Ideal auch der literarischen Geschichte vorzuschweben habe; wenigstens hab' ich darnach gerungen, keiner Partei weniger zu missfallen als der andern. Möchten doch die Parteien, die ich eben darum angefallen, unparteiisch entscheiden, (es ist mein Lohn,) ob ich das Ziel der Vollkommenheit errungen, das Bayle begehrte.

Möge diese Vorschule nicht in eine Kampf- oder Trivialschule führen, sondern etwa in eine Spinn- ja in eine Samenschule, weil in beiden etwas wächst. Bayreuth, d. 12. August 1804.

Jean Paul Fr. Richter.

Inhalt der ersten Abtheilung.

Borrede zur zweiten Auflage.

Borrede zur ersten Auflage.

I. Programm. Ueber die Poesie überhaupt.

§. 1. Ihre Definitionen — §. 2. poetische Nihilisten — Versäumung der Naturschule — §. 3. poetische Materialisten, Beispiele unpoetischer Nachahmung der Natur — Nachahmung derselben ist etwas höheres als deren Wiederholung —
§. 4. nähere Bestimmungen der schönen Nachahmung der Natur — Definitionen der Schönheit, von Kant, Delbrück, Hemsterhuis — §. 5. Anwendung der beiden Irr-Enden und der Wahrheit am dreifachen Gebrauche des Wunderbaren gezeigt.

II. Programm. Stufenfolge poetischer Kräfte.

§. 6. Einbildungskraft — §. 7. Bildungskraft oder Phantasie — §. 8. Grade der Phantasie; erster: allgemeine Empfänglichkeit — §. 9. zweiter: das Talent; dessen Unterschied vom

Genie — §. 10. dritter: das passive oder weibliche Genie — Gränzgenies.

III. Programm. Ueber das Genie.

§. 11. Vielfräftigkeit desselben — §. 12. Besonnenheit, Unterschied der genialen von der unsittlichen — §. 13. Instinkt des Menschen bezieht sich auf eine Welt über den Welten — §. 14. Instinkt des Genies — gibt den innern Stoff, der ohne Form poetisch ist — neue Weltanschauung Merkzeichen des Genies — §. 15. Das geniale Ideal — inwiefern die Wisschauung des Ganzen allzeit poetisch und ideal werde.

IV. Programm. Ueber die griechische oder plastische Dichtkunst.

§. 16. Gemälde des ästhetischen Griechenlands — §. 17. daraus Ableitung der vier Hauptfarben einer Rose; erste oder Objektivität — §. 18. zweite oder Schönheit oder Ideal, Einerleiheit des Allgemeinen, Reinmenschlichen und Edeln — §. 19. dritte oder heitere Ruhe — §. 20. vierte oder sittliche Grazie.

V. Programm. Ueber die romantische Dichtkunst.

§. 21. Das Verhältniß der Griechen und der Neuern; Ursachen der griechischen Überschäzung — §. 22. Wesen der romantischen Dicht-

Kunst — Verschiedenheiten der südlichen und der nordischen — §. 23. Quelle der romantischen Poesie — §. 24. Dichtkunst des Aberglaubens — §. 25. Beispiele der Romantik.

VI. Programm. Ueber das Lächerliche.

§. 26. Definizationen des Lächerlichen — Widerlegung der kantischen und einiger neuern — §. 27. Theorie des Erhabenen als dessen Widerspiels — das Erhabene ist das angewandte Unendliche — fünfache Eintheilung desselben — §. 28. Untersuchung des Lächerlichen; es ist der sinnlich angesehauete Unverstand; drei Bestandtheile desselben; der objektive, subjektive und der sinnliche Kontrast — §. 29. Unterschied der Satire und des Komus — §. 30. Quelle des Vergnugens am Lächerlichen.

VII. Programm. Ueber die humoristische Dichtkunst.

§. 31. Begriff des Humors — als eines auf das Unendliche angewandten Endlichen — dessen vier Bestandtheile — §. 32. erster: Totalität — X
 X §. 33. zweiter: die vernichtende oder unendliche Totalität des Humors — §. 34. dritter: Subjektivität — der komische Gebrauch des Ich — wie die Deutschen ihr Ich behandeln und sehen — §. 35. vierter: Subjektivität — im komischen

Individualisieren durch Theile der Theile —
durch Eigennamen — durch Umschreibung des
Subjekts und Prädikats.

VIII. Programm. Ueber den epischen, dramatischen und lyrischen Hu- mor.

§. 36. Verwechslung aller Gattungen — Beispiele falschen Tadels und falschen Lobes — §. 37. Ironie, als der epische Humor oder das Uebergewicht des objektiven Kontrastes — §. 38. der ironische Stoff — Persiflage als Mittelding — §. 39. das Komische des Dramas — Unterschied des episch-komischen und episch-dramatischen Talentes — Uebergewicht des objektiven und des subjektiven Kontrastes zugleich — §. 40. Der Hanswurst als komischer Chor — §. 41. das lyrische Komische oder die Laune und die Burleske so wie der Marionetten — komische Wichtigkeit ausländischer Wörter und der gemein-allgemeinen.

Druckfehler der ersten Abtheilung.

Seite. Zeile.

33	6	statt logisches lies logischen.
85	3	fehlt nach „Form“ erschafft.
91	11	st. Dicht-Prise l. Dichtprose.
100	12	streiche das weg.
126	6	st. je l. ja.
144	7	st. Landschaft l. Landschaften.
156	6	nach auf fehlt den.

I. Programm.

Ueber die Poesie überhaupt,

§. I.

Ihre Definizionen.

Man kann eigentlich nichts real definieren als eine Definizion selber; und eine falsche würde in diesem Falle so viel vom Gegenstände als eine wahre lehren. Das Wesen der dichterischen Darstellung ist wie alles Leben nur durch eine zweite darzustellen; mit Farben kann man nicht das Licht abmalen, das sie selber erst entstehen lässt. Sogar bloße Gleichnisse können oft mehr als Worterklärungen aussagen, z. B.: „die Poesie ist die einzige zweite Welt in der hiesigen; —

Jean Paul Nesthetik. I. Abth.

oder: wie Singen zum Reden, so verhält sich Poesie zur Prose; die Singstimme steht (nach Haller) in ihrer größten Tiefe doch höher als der höchste Sprechton; und wie der Sington schon für sich allein Musik ist, noch ohne Takt, ohne melodische Folge und ohne harmonische Verstärkung, so gibt es Poesie schon ohne Metrum, ohne dramatische oder epische Reihe, ohne lyrische Gewalt." Wenigstens würde in Bildern sich das verwandte Leben besser spiegeln, als in todten Begriffen — nur aber für jeden anders; denn nichts bringt die Eigenthümlichkeit der Menschen mehr zur Sprache als die Wirkung, welche die Dichtkunst auf sie macht; und daher werden ihrer Definitionen eben so viele seyn als ihrer Leser und Zuhörer.

Nur der Geist eines ganzen Buchs — der Himmel schenk' ihn diesem — kann die rechte enthalten. Will man aber eine wörtliche Kurze: so ist die alte aristotelische, welche das

Wesen der Poesie in einer schönen (geistigen) Nachahmung der Natur bestehen läßt, darum verniednend die beste, weil sie zwei Extreme ausschließet, nämlich den poetischen Nihilismus und den Materialismus. Bejahend aber wird sie erst durch nähere Bestimmung, was eine schöne oder geistige Nachahmung eigentlich sey.

I. 2.

Poetische Nihilisten.

Es folgt aus der gesetzlosen Willkür des jetzigen Zeitgeistes, — der lieber ichsüchtig die Welt und das All vernichtet, um sich nur freien Spiel Raum im Nichts auszuleeren, und welcher den Verband seiner Wunden als eine Fessel abreißet —, daß er von der Nachahmung und dem Studium der Natur verächtlich sprechen muß. Denn wenn allmählig die Zeitgeschichte einem Geschichtschreiber gleich wird und ohne Religion und Vater-

land ist: so muß die Willkür der Schucht sich
 zuletzt auch an die harten, scharfen Gebote
 der Wirklichkeit stoßen, und daher lieber in
 die Nede der Phantasterei verfliegen, wo sie
 keine Gesetze zu befolgen findet als eigne, en-
 gere, kleinere, die des Reim- und Assonan-
 zen-Baues. Wo einer Zeit Gott, wie die
 Sonne, untergehet: da tritt bald darauf auch
 die Welt in das Dunkel; der Verächter des
 All achtet nichts weiter als sich, und fürchtet
 sich in der Nacht vor nichts weiter als vor
 seinen Geschöpfen. Spricht man denn nicht
 jetzt von der Natur, als wäre diese Schöpfung
 eines Schöpfers — worin ihr Maler selber
 nur ein Farbenkorn ist —, kaum zum Bild-
 nadel, zum Rahmen der schmalen gemalten
 eines Geschöpfes tauglich; als wäre nicht das
 Größte gerade wirklich, das Unendliche. Ist
 nicht die Geschichte das höchste Trauer- und
 Lustspiel? Wenn uns die Verächter der Wirk-
 lichkeit nur zuerst die Sternenhimmel, die Son-

nenuntergänge, die Wasserfälle, die Gletscherhöhen, die Charaktere eines Christus, Epaminondas, der Katos vor die Seele bringen wollten, sogar mit den Zufälligkeiten der Kleinheit, welche uns die Wirklichkeit verwirren, wie der große Dichter die seinige durch leckte Nebenzüge: dann hätten sie ja das Gedicht der Gedichte gegeben und Gott wiederholt. Das All ist das höchste, kühnste Wort der Sprache, und der seltenste Gedanke: denn die meisten schauen im Universum nur den Marktplatz ihres engen Lebens an, in der Geschichte der Ewigkeit nur ihre eigene Stadtgeschichte.

Wer hat mehr die Wirklichkeit bis in ihre tiefsten Thäler und bis auf das Würmchen darin verfolgt und beleuchtet als das Zwillingsgestirn der Poesie, Homer und Shakespeare? Wie die bildende und zeichnende Kunst ewig in der Schule der Natur arbeitet: so waren die reichsten Dichter von jeher die anhänglichsten, fleißigsten Kinder, um das Wild-

niß der Mutter Natur andern Kindern mit neuen Aehnlichkeiten zu übergeben. Will man sich einen größten Dichter denken, so vergönne man einem Genius die Seelenwanderung durch alle Völker und alle Zeiten und Zustände, und lasse ihn alle Küsten der Welt umschiffen: welche höhere, kühnere Zeichnungen ihrer unendlichen Gestalt würd' er entwerfen und mitbringen! Die Dichter der Alten waren früher Geschäftsmänner und Krieger als Sänger; und besonders mußten sich die großen Epopöen-Dichter aller Zeiten mit dem Steuerruder in den Wellen des Lebens erst kräftig üben, ehe sie den Pinsel, der die Fahrt abzeichnet, in die Hände bekamen *). So Ca-

* Und seltsam genug mußten zu oft die Heldendichter in Lebens-Stürmen, ohne Land und Hafen sterben; und in das Leben eines Camoens, Tasso's, Milton's, Dantens, Homers fiel so wenig Sonnenlicht, indes viele Trauerspiel-Dichter oft das Beispiel glücklich-

moens, Dante, Milton ic.; und nur Klopstock macht eine Ausnahme, aber fast mehr für als wider die Regel. Wie wurden nicht Shakespeare und noch mehr Cervantes vom Leben durchwühlt und gepflügt und gefurcht, bevor in beiden der Blumensaame ihrer poetischen Flora durchbrach, und aufwuchs! Die erste Dichterschule, woren Goethe geschickt wurde, war nach seiner Lebenbeschreibung aus Handwerkerstuben, Malerzimmern, Krönungssälen, Reicharchiven und aus ganz Mess-Frankfurt zusammen gebauet. So bringt Novalis — ein Seiten- und Wahlverwandter der poetischen Nihilisten wenigstens deren Lehenvetter — uns in seinem Romane gerade dann eine gediegenste Gestalt zu Tage, wenn er uns den Bergmann aus Böhmen schildert, eben weil er selber einer gewesen.

ster Menschen gaben, z. B. zuerst Sophokles, dann Lope de Vega, Shakespeare, Voltaire ic.

Bei gleichen Anlagen wird sogar der unsterwürfige Nachschreiber der Natur uns mehr geben (und wären es Gemälde in Anfangsbuchstaben) als der regellose Maler, der den Aether in den Aether mit Aether malt. Das Genie unterscheidet sich eben dadurch, daß es die Natur reicher und vollständiger sieht, so wie der Mensch vom halbblinden und halbtauben Thiere; mit jedem Genie wird uns eine neue Natur erschaffen, indem es die alte weiter enthüllt. Alle dichterische Darstellungen, welche eine Zeit nach der andern bewundern, zeichnen sich durch neue sinnliche Individualität und Aussäffung aus. Jede Sterne-, Pflanzen-, Landschafts- und andere Kunde der Wirklichkeit ist einem Dichter mit Vortheil anzusehen und in Goethens gedichteten Landschaften wiederscheinen seine gemalten. So ist dem reinen durchsichtigen Glase des Dichters die Unterlage des dunkeln Lebens nothwendig, und dann spiegelt er die Welt ab.

Es geht hier mit den geistigen Kindern, wie nach der Meinung der alten Römer mit den leiblichen, welche man die Erde berührten ließ, damit sie reden lernten.

Jünglinge finden ihrer Lage gemäß in der Nachahmung der Natur eine mißliche Aufgabe. Sobald das Studium der Natur noch nicht allseitig ist, so wird man von den einzelnen Theilen einseitig beherrscht. Allerdings ahmen sie der Natur nach, aber einem Stücke, nicht der ganzen, nicht deren freiem Geiste mit einem freien Geist. — Die Neuheit ihrer Empfindungen muß ihnen als eine Neuheit der Gegenstände vorkommen; und durch die erstern glauben sie die letztern zu geben. Daher werfen sie sich entweder ins Unbekannte und Unbenannte, in fremde Länder und Zeiten ohne Individualität, nach Griechenland und Morgenland *), oder vorzüglich auf das Ly-

*) Nach Kant ist die Bildung der Weltkörper leichter zu deduzieren als die Bildung einer

rische; denn in diesem ist keine Natur nachzunehmen, als die mitgebrachte; worin ein Farbenklecks schon sich selber zeichnet und umreißet. Bei Individuen, wie bei Völkern, ist daher Absärben früher als Abzeichnen, Bilderschrift eher als Buchstabenchrift. Daher suchen dichtende Jünglinge, diese Nachbarn der Nihilisten, z. B. eben Novalis oder auch Kunst-Romanschreiber sich gern einen Dichter oder Maler, oder anderen Künstler zum darzustellenden Helden aus, weil sie in dessen weiten, alle Darstellungen umfassenden Künstlerbusen und Künstlerraum, alles, ihr eignes Herz, jede eigne Ansicht und Empfin-

Raupe. Dasselbe gilt für das Besingen; und ein bestimmter Kleinstädter ist schwerer poetisch darzustellen als ein Nebel-Held aus Morgensland; so wie nach Scaliger (de Subtil. ad Card. Exerc. 359. Sect. 13.) ein Engel leichter einen Körper annimmt (weil er weniger braucht) als eine Maus.

dung Kunstgerecht niederlegen können; sie liefern daher lieber einen Dichter als ein Gedicht.

Kommt nun vollends zur Schwäche der Lage die Schmeichelei des Wahns, und kann der leere Jüngling seine angeborne Lyrik sich selber für eine höhere Romantik ausgeben: so wird er mit Versäumung aller Wirklichkeit — die eingeschränkte in ihm selber ausgenommen — sich immer weicher und dünner ins gesetzlose Wüste verflattern; und wie die Atmosphäre wird er sich gerade in der höchsten Höhe ins kraft- und formlose Leere verlieren.

Um deswillen ist einem jungen Dichter nichts so nachtheilig als ein gewaltiger Dichter, den er oft liest; das beste Epos in diesem zerschmilzt zur Lyra in jenem. Ja, ich glaube, ein Amt ist in der Jugend gesünder als ein Buch, — obwohl in späteren Jahren das Umgekehrte gilt. — Das Ideal vermischt sich am leichtesten mit jedem Ideal, d. h. das Allgemeine mit dem Allgemeinen. Dann ho-

let der blühende junge Mensch die Natur aus dem Gedicht, anstatt das Gedicht aus der Natur. Die Folge davon und die Erscheinung ist die, welche jetzt aus allen Buchläden heraus sieht: nämlich Farben-Schatten, statt der Leiber; nicht einmal nachsprechende, sondern nachklingende Bilder von Urbildern, — fremde, zerschnittene Gemälde werden zu musaischen Stiften neuer Bilder zusammengereiht — und man geht mit fremden poetischen Bildern um, wie im Mittelalter mit heiligen, von welchen man Farben loskraute, um solche im Abendmalwein zu nehmen.

§. 3.

Poetische Materialisten.

Aber ist es denn einerlei, die oder der Natur nachzuahmen, und ist Wiederholen Nachahmen? — Eigentlich hat der Grundsatz, die Natur treu zu kopiren, kaum einen Sinn. Da es nämlich unmöglich ist, ihre

Individualität durch irgend ein Nachbild zu erschöpfen; da folglich das letztere allezeit zwischen Zügen, die es wegzulassen, und solchen, die es aufzunehmen hat, auswählen muß: so geht die Frage der Nachahmung in die neue über, nach welchem Geseze, an welcher Hand die Natur sich in das Gebiet der Poesie erhebe.

Der gemeinste Nachdrucker der Wirklichkeit bekennt doch, daß die Weltgeschichte noch keine Epopöe sey — obgleich in einem höhern Sinne wohl — daß ein wahrer guter Liebesbrief noch in keinen Roman sich schicke — und daß ein Unterschied sey zwischen den Landschaftsgemälden des Dichters und zwischen den Auens- und Höhen-Bermessungen des Reisebeschreibers. — Wir führen alle bei Gelegenheit leicht unser ordentliches Gespräch mit Nebenmenschen; gleichwohl ist nichts seltener als ein Schriftsteller, der einen lebendigen Dialog schreiben kann. — Warum ist ein Lager

noch kein Wallensteinisches von Schiller, das doch vor einem wirklichen wenigstens nicht den Reiz der Ganzheit voraus hat?

Hermes Romane besitzen beinahe alles, was man zu einem poetischen Körper fordert, Weltkenntniß, [Wahrheit, Einbildungskraft, Form, Zartsinn, Sprache; da aber ihnen der poetische Geist fehlt, so sind sie die besten Romane gegen Romane und gegen deren zufälliges Gift; man muß sehr viel Geld in Banken und im Hause haben, um die Dürftigkeit, wenn sie in seinen Werken gedruckt vorkommt, lachend auszuhalten. Allein das ist eben unpoetisch. Ungleich der Wirklichkeit, die ihre prosaische Gerechtigkeit und ihre Blumen in unendlichen Räumen und Zeiten austheilet, muß eben die Poesie in geschlossenen beglücken; sie ist die einzige Friedengöttin der Erde, und der Engel, der uns, und wär' es nur auf Stunden, aus Kerfern auf Sterne führt; wie Achilles Lanze, muß

sie jede Wunde heilen, die sie sticht *). Gäbe es denn sonst etwas gefährlicheres als einen Poeten, wenn dieser unsere Wirklichkeit noch vollends mit seiner und uns also mit einem eingekerkerten Kerker umschlosse? So- gar der Zweck sittlicher Bildung, den sich der eben genannte Romanprediger Hermes vor- setzt, wird, da er ihm mit einem widerdich- terischen Geiste nachsetzt, nicht nur verfehlt, sondern sogar gefährdet, und untergraben (z. B. im Romane für Töchter edler Herkunft, und in der Foltergeschichte des widerlichen mo- ralischen Selbst-Kerkermeisters H. Kerker).

Gleichwohl bereitet auch der falsche Nach-

* Aus diesem Grunde giebt Klopstocks Nach-Ode gegen Carrier „die Vergeltung“ dem Gei- ste keinen poetischen Frieden; das Ungeheuer erneuert sich ewig; und die kannibalische Mache an ihm martert das fremde Auge ohne Erfolg, und die Strafe ahmet dem Verbrecher die pro- saische Grausamkeit in poetischer nach.

stich der Wirklichkeit einige Lust, theils weil
 er belehrt, theils weil der Mensch so gern sei-
 nen Zustand zu Papier gebracht, und ihn aus
 der verworrenen persönlichen Nähe in die deut-
 lichere objektive Ferne geschoben sieht. Man
 nehme den Lebentag eines Menschen ganz
 treu, ohne Farbenmuscheln, nur mit dem Din-
 tensfasse zu Protokoll und lasse ihn den Tag
 wieder lesen: so wird er ihn billigen und sich
 wie von lauen linden Wellen umkräuselt
 verspüren. Sogar einen fremden Lebentag
 heiſet er eben darum gut im Gedicht. Kei-
 nen wirklichen Charakter kann der Dichter —
 auch der komische — aus der Natur anneh-
 men, ohne ihn, wie der jüngste Tag die Le-
 bendigen, zu verwandeln für Hölle oder Himm-
 mel. Gesezt, irgend ein wild- und welt-
 fremder Charakter existirte, als der einzige,
 ohne irgend eine symbolische Aehnlichkeit mit
 andern Menschen: so könnte ihn kein Dichter
 gebrauchen und abzeichnen,

Auch die humoristischen Charaktere Shakespeares sind allgemeine, symbolische, nur aber in die Verkröpfungen und Wülste des Humors gesteckt.

Man erlaube mir noch einige Beispiele von unpoeiischen Repetierwerken der großen Weltuhr. „Brookes irdisches Vergnügen in Gott“ ist eine so treue dunkle Kammer der äußerlichen Natur, daß ein wahrer Dichter sie wie einen Reisebeschreiber der Alpen, ja wie die Natur selber benutzen kann; er kann nämlich unter den umhergeworfenen Farbenkörnern wählen und sie zu einem Gemälde verreiben. — Die dreimal ausgelegte Luciniade von Lacombe, welche die Geburthelferkunst *), (welch' ein Ge- gen-, oder Widerstand für die Poesie!) besingt, so wie die meisten Lehrgedichte, welche uns ihren zerhackten Gegenstand, Glied für Glied, obwohl jedes in einige poetische Goldslittern

*) Vor einiger Zeit wurde auch ein Preis auf die Besingung von Sodoms Untergang gesetzt.

gewickelt, zuzählen, zeigen, wie weit prosaische Nachäffung der Natur abstehe von poetischer Nachahmung. —

Am ekelsten aber tritt diese Geistlosigkeit im Komischen vor. Im Epos, im Trauerspiel versteckt sich wenigstens oft die Kleinheit des Dichters hinter die Höhe seines Stoffs, da große Gegenstände schon sogar in der Wirklichkeit den Zuschauer poetisch anregen —, daß der Jünglinge gern mit Italien, Griechenland, Ermordungen, Helden, Unsterblichkeit, furchterlichem Hammer und dergleichen anfangen, wie Schauspieler mit Tyrannen —; aber im Komischen entblößt die Niedrigkeit des Stoffs den ganzen Zwerg von Dichter, wenn er einer ist *). An den deutschen Lust-

*) Vlos die Forderung der poetischen Uebermacht und nicht der Menschenkenntniß machen das Lustspiel so selten und es dem Jünglinge so schwer. Aristophanes hätte sehr gut eines im

spielen — man sehe die widrigen Proben noch dazu der bessern, von Krüger, Gellert und andern in Eschenburgs Beispielsammlung — zeigt der Grundsatz der bloßen Natur-Nachäffung die ganze Kraft seiner Gemeinheit. Es ist die Frage, ob die Deutschen noch ein ganzes Lustspiel haben, und nicht blos einige Akte. Die Franzosen erscheinen uns daran reicher; aber hier wirkt Läuschung mit, weil fremde Narren und fremder Pöbel an sich, ohne den Dichter, einige poetische Ungemeinheit vorspiegeln. — Die Britten hingegen sind reicher — obgleich derselbe ideale Trug der Auslandschaft mitwirkt; und ein einziges Buch könnte uns von der Wahrheit überführen. Nämlich Wallstass's polite Gespräche von Swift malen bis zur Treue — die nur in Swifts parodierendem Geiste sich genial wieder spiegelt — Englands Honorazioren gerade

15 1/2 Jahre und Shakespeare eines im zoten schreiben können.

so gemeingeistlos ab, wie in den deutschen Lustspielen unsere auftreten; da nun aber diese Langweiligen nie in den englischen erscheinen: so sind folglich über dem Meere weniger die Narren als vielmehr die Lustspielschreiber geistreicher als bei uns. Das Feld der Wirklichkeit ist eben ein in Felder geschachtes Brett, auf welchem der Autor so gut die gemeine polnische Dame, als das königliche Schachspiel, sobald er in einem Falle nur Steine, und im andern Figuren und Kunst besitzt, spielen kann.

Wie wenig Dichtung ein Kopierbuch des Naturbuchs sei, ersieht man am besten an den Jünglingen, die gerade dann die Sprache der Gefühle am schlechtesten reden, wenn diese in ihnen regieren und schreien, und welchen das zu starke Wasser das poetische Mühlenwerk gerade hemmt und nicht treibt, indem sie nach der falschen Marime der Natur-Affen ja nichts brauchten, als nachzuschreiben, was ihnen vorgesprochen wird. Keine Hand kann

den poetischen, lyrischen Pinsel fest halten und führen, in welcher der Fieberpuls der Leidenschaft schlägt. Der bloße Unwille macht zwar Verse, aber nicht die besten; selber die Satyre wird durch Milde schärfer als durch Zorn, so wie Essig durch süße Rosinenstiele stärker säuert, durch bittern Hopfen aber umschlägt.

Weder der Stoff der Natur, noch weniger deren Form ist dem Dichter roh brauchbar. Die Nachahmung des erstern setzt ein höheres Prinzip voraus; denn jedem Menschen erscheint eine andere Natur; und es kommt nun darauf an, welchem die schönste erscheint. Die Natur ist für den Menschen in ewiger Menschwerdung begriffen, bis sogar auf ihre Gestalt; die Sonne hat für ihn ein Vollgesicht, der halbe Mond ein Halbgesicht, die Sterne doch Augen, alles lebt den Lebendigen; und es giebt im Universum nur Scheinleichen, nicht Schein-Leben. Allein das ist eben der prosaische und poetische Unterschied

oder die Frage, welche Seele die Natur beseele, ob ein Sklavenkapitain oder ein Homer.

In Rücksicht der nachzuahmenden Form stehen die poetischen Materialisten im ewigen Widerspruch mit sich und der Kunst und der Natur; und blos, weil sie halb nicht wissen, was sie haben wollen, wissen sie folglich halb, was sie wollen. Denn sie erlauben wirklich den Versfuß auch in größter und jeder Leidenschaft (was allein schon wieder ein Prinzip für das Nachahmungsprinzip festsetzt) — und im Sturme des Affekts höchsten Wohlaut und einigen starken Bilderglanz der Sprache (wie stark aber, kommt auf Willkür der Rezeption an) — ferner die Verkürzungen der Zeiten (doch mit Vorbehalt gewisser, d. h. ungewisser Rücksicht auf nachzuahmende Natur) — dann die Götter und Wunder des Epos und der Oper — die heidnische Götterlehre mitten in der jetzigen Götterdämmerung *) — im

*) Mit diesem schön-fürchterlichen Ausdruck be-

Homer die langen Mordpredigten der Helden vor dem Morde — im Komischen die Parodie, obgleich bis zum Unsinn — in Don Quirotte einen romantischen Wahnsinn, der unmöglich ist — in Sterne das kecke Eingreifen der Gegenwart in seine Selbstgespräche — in Thümmel und andern den Eintritt von Oden ins Gespräch und noch das übrige Zahllose. — Aber ist es dann nicht eben so schreiend — als mitten ins Singen zu reden —, gleichwol in solche poetische Freiheiten die prosaische Leibeigenschaft der bloßen Nachahmung einzuführen, und gleichsam im Universum Fruchtsperrre und Waarenverbote auszuschreiben? Ich meine, widerspricht man denn nicht sich und eignen Erlaubnissen und dem Schönen, wenn man dennoch in dieses sonnentrunkne Wunder-Reich, worin Göttergestal-

zeichnet die nordische Mythologie den jüngsten Tag, wo der oberste Gott die übrigen Götter zerstört.

ten aufrecht und selig gehen, über welches
Keine schwere Erden-Sonne scheint, wo leich-
tere Zeiten fliegen und andere Sprachen herr-
schen, wo es, wie hinter dem Leben, keinen
rechten Schmerz mehr giebt, wenn in diese
verklärte Welt die Wilden der Leidenschaft aus-
steigen sollten, mit dem rohen Schrei des Zu-
bels und der Qual, wenn jede Blume darin
so langsam und unter so vielem Grase wach-
sen müßte als auf der trägen Welt, wenn
die Eisen-Räder und Eisen-Are der schweren
Geschicht- und Säkular-Uhr, statt der himm-
lischen Blumen-Uhr *), die nur auf- und zu-
quillt, und immer dufstet, die Zeit länger
mäße anstatt kürzer ?

Denn wie das organische Reich das mecha-
nische aufgreift, umgestaltet und beherrscht
und knüpft, so übt die poetische Welt dieselbe

*) Bekanntlich lässt sich die Folge des Auf- und
Zuschließens der Blumen, nach Linné zu einer
Stundenmessung gebrauchen.

Kraft an der wirklichen und das Geisterreich am Körperreich. Daher wundert uns in der Poesie nicht ein Wunder, sondern es gibt da keines, ausgenommen die Gemeinheit. Daher ist — bei gleichgesetzter Vortrefflichkeit — die poetische Stimmung auf derselben Höhe, ob sie ein ächtes Lustspiel oder ein ächtes Trauerspiel, sogar dieses mit romantischen Wundern aufthut; und Wallensteins Träume geben dichterisch in nichts den Visionen der Jungfrau von Orleans nach. Daher darf nie der höchste Schmerz, nie der höchste Himmel des Affekts sich so auf der Bühne äußern, wie etwa in der ersten besten Loge, nämlich nie so einsybig und arm. Ich meine dies: immer lassen die französischen und häufig die deutschen Tragiker die Windstöße der Affekten kommen, und entweder sagen: o ciel, oder mon dieu oder o dieux oder hélas, oder gar nichts, oder, was dasselbe ist, eine Ohnmacht fällt ein. Aber ganz unpoetisch! Der

Natur und Wahrheit gemäßer ist gewiß nichts als eben diese einsylbige Ohnmacht. Nur wäre auf diese Weise nichts lustiger zu malen als gerade das Schwerste; und der Abgrund und der Gipfel des Innersten ließen sich viel heller und leichter aufdecken als die Stufen dazu.

Allein da die Poesie gerade an die einsame Seele, die wie ein geborstenes Herz sich in dunkles Blut verbirgt, näher dringen und das leise Wort vernehmen kann, womit jede ihr unendliches Weh ausspricht oder ihr Wohl: so sei sie ein Shakespeare und bringe uns das Wort. Die eigne Stimme, welche der Mensch selber im Brausen der Leidenschaft betäubt verhört, entwische der Poesie so wenig als einer höchsten Gottheit der stummste Seufzer. Gibt es denn nicht Nachrichten, welche uns nur auf Dichter-Flügeln kommen können; gibt es nicht eine Natur, welche nur dann ist, wenn der Mensch nicht ist, und die er

antizipiert? Wenn z. B. der Sterbende schon in jene finstere Wüste allein hingelegt ist, um welche die Lebendigen ferne, am Horizont, wie tiefe Wölkchen, wie eingesunkne Lichter stehen, und er in der Wüste einsam lebt und stirbt: dann erfahren wir nichts von seinen letzten Gedanken und Erscheinungen — — Aber die Poesie zieht wie ein weißer Strahl in die tiefe Wüste und wir sehen in die letzte Stunde des Einsamen hinein.

S. 4.

Nähere Bestimmung der schönen Nachahmung der Natur.

In dieser Ansicht liegt zugleich die Bestimmung; was schöne (geistige) Nachahmung der Natur sei. Mit einer trockenen Sacherklärung der Schönheit reicht man nicht weit. Die Kantische: „das sei schön, was allgemein ohne Begriff gefalle“ legt in das „Gefallen“, das sie vom Angenehmsein absondert, schon das hinein, was eben zu er-

klären war. Der Beisatz: „ohne Begriff“ gilt für alle Empfindungen, so wie auf den andern „allgemein,“ den noch dazu die Erfahrung oft ausstreckt, ebenfalls alle Empfindungen, ja alle geistige Zustände heimlich Anspruch machen. Kant, welcher eignissinnig genug nur der Zeichnung Schönheit, der Farbe *) aber blos Reiz zugestand, nimmt seine Erläuterungen dazu, immer aus den zeichnenden und bildenden Künsten hervor. Was ist denn poetische Schönheit, durch welche selber eine gemalte oder gebildete höher aufglänzen kann? Die angenommene Kluft zwis-

*) Die Beschreibung des Schönen als eines allgemein Gefallenden ohne Begriff legt sich noch fester den Farben als den Umrissen an, wie alle Kinder und Wilde beweisen, welche das todte Schwarz dem lebendigen Roth und Grün nachsehen, indeß der Genuss der schönen Zeichnung ja an den Völkern nach deren Begriffen wechselt.

schen Natur-Schönheit und zwischen Kunst-Schönheit gilt in ihrer ganzen Breite nur für die dichterische; aber Schönheiten der bildenden Künste könnten allerdings zuweilen schon von der Natur geschaffen werden, wenn auch nur so selten als die genialen Schöpfer derselben selber. Uebrigens gehört einer Poetik darum die Erklärung der Schönheit schwerlich voran, weil diese Göttin in der Dichtkunst ja auch andere Götter neben sich hat, das Erhabene, das Rührende, das Romische &c. Ein Revisor der Ästhetik *) macht eine obde leere Definizion des Schönen von Delbrück **) mit Vergnügen zur seinigen, (für Delbrück eine mäßige Schmeichelei, welcher als ein zarter scharfer Kunstliebhaber und Kunstrichter, z. B. Klopstocks und Goethens zu ehren ist) und diese Definizion lautet wört-

*) Im Ergänzungsblatte der A. L. Z. 1806.

S. 67.

**) Delbrück über das Schöne.

lich (außerhalb meiner Einklammerungen so): Das Schöne besteht in einer zweckmäßigen, zusammenstimmenden Mannigfaltigkeit — (setzen hier nicht beide Beiwörter gerade das voraus, was zu erklären ist, gleichsam als ob man sagte, eine zur Schönheit zusammenstimmende Mannigfaltigkeit?), welche die Phantasie in sich hervorruft (wie unbestimmt! und womit und woraus?), um zu einem gegebenen Begriff (zu welchem? oder zu jedem?) viel Unnennbares (warum gerade viel? — Unnennbares wäre genug; ferner welches Unnennbare?) hinzu zu denken, mehr als auf der andern Seite deutlich daran gedacht werden kann (deutlich?) In dem Unnennbaren liegt ja schon das Nicht-Deutliche. Aber was ist denn dies für ein Mehr, das weder zu schauen, noch deutlich zu denken ist? Und welche Gränze hat dieses relative Mehr?); — Das Wohlgefallen an diesem wird hervorgebracht durch ein freies und doch regelmäßiges Spiel der

Phantasie in Einstimmung mit dem Verstande (Letzteres lag schon in regelmä^ßig; aber wie wenig ist „Spiel“ und bloße Einstimmung charakteristisch!). — Der Revisor der Ergänzblätter knüpft dieser Definition seine kürzere an: „Die schöne Kunst entspringt als schöne Kunst aus einer Vorstellung=art durch ästhetische Ideen. Da in „ästhetisch“ das ganze Definitum (die Schönheit) schon fertig liegt: so ist der Definition, so wie jedem identischen Satze, eine gewisse Wahrheit nicht zu nehmen.“

Nur noch eine werde beschauet; denn wer wollte seine Schreib- und Leszeit an Prüfungen alles Gedruckten verschwenden? — Schönheit, sagt Hemsterhuis, ist, was größte Ideenzahl in kleinster Zeit gewährt; eine Erklärung, welche an die ältere: „sinnliche Einheit im Mannigfaltigen“ und an die spätere: „freies Spiel der Phantasie“ angränzt. Die Frage falle weg, wie überhaupt Ideen nach der Zeit

zu messen sind, da jene diese selber erst messen. Aber überhaupt ist jede Idee nur ein Terzien-Blick, sie festhalten heißt sie auseinander legen, also in ihre Theile, Gränzen, Folgen, und heißt mithin eben nicht mehr sie festhalten, sondern ihre Sippschaft und Nachbarschaft durchlaufen. Außerdem müßte die Ideenfülle im kürzesten Zeitraum, welche z. B. auch der Ueberblick eingelernter mathematischer oder philosophischer Kettenrechnungen gewährt, durch ein absonderndes Abzeichen erst der Schönheit zugeschieden werden; — und endlich, wenn nun jemand definierte: Häßlichkeit ist, was grösste Ideenzahl in kleinster Zeit darreicht? Denn ein Oval stellt und füllt mein Auge, aber ein Linien-Zerrstück bereichert es mit betäubender Mannigfaltigkeit von an- und wegsliegenden Ideen, weil der Gegenstand zugleich soll begriffen, bestritten, geslossen und gelöst werden. Man könnte Hemsterhuis' Definition vielleicht so ausdrücken,

Schönheit sey, wie es einen Zirkel der Logik gibt, der Zirkel der Phantasie, weil der Kreis die reichste, einfachste, unerschöpflichste, leichtfaßlichste Figur ist; aber der wirkliche Zirkel ist ja selber eine Schönheit, und so würde die Definizion (wie leider jede) ein logisches. — Wir kommen zum Grundsätze der poetischen Nachahmung zurück. Wenn in dieser das Abbild mehr als das Urbild enthält, ja sogar das Widerspiel gewährt — z. B. ein gedichtetes Leiden Lust —: so entsteht dieß, weil eine doppelte Natur zugleich nachgeahmt wird, die äußere und die innere, beide ihre Wechselspiegel. Man kann dieses mit einem scharfsinnigen Kunstrichter *) sehr gut „Darstellung der Ideen durch Naturnachahmung“ nennen. Das Bestimmtere gehört in den Artikel vom Genie. Die äußere Natur wird in

*) Der Rezensent der Vorschule in der Jenaer Litteraturzeitung.

jeder innern eine andere und diese Brodver-
wandlung ins Göttliche ist der geistige poeti-
sche Stoff, welcher, wenn er ächt poetisch
ist, wie eine anima Stahlii, seinen Körper
(die Form) selber bauet, und ihn nicht erst
angemessen und zugeschnitten bekommt. Dem
Nihilisten mangelt der Stoff und daher die
belebte Form; dem Materialisten mangelt bes-
lebter Stoff und daher wieder die Form, kurz,
beide durchschneiden sich in Unpoesie. Der
Materialist hat die Erdscholle, kann ihr aber
keine lebendige Seele einblasen, weil sie nur
Scholle, nicht Körper ist; der Nihilist will
beselend blasen, hat aber nicht einmal Scholle.
Der rechte Dichter wird in seiner Vermählung
der Kunst und Natur sogar dem Parkgärtner,
welcher seinem Kunstgarten die Naturumge-
bungen gleichsam als schrankenlose Fortsetzun-
gen desselben anzuweben weiß, nachahmen,
aber mit einem höhern Widerspiele, und er
wird begränzte Natur mit der Unendlichkeit

der Idee umgeben, und jene wie auf einer
Himmelfahrt in diese verschwinden lassen.

§. 5.

Gebrauch des Wunderbaren.

Alles wahre Wunderbare ist für sich poetisch. Aber an den verschiedenen Mitteln, diesen Mondschein in ein Kunstgebäude fallen zu lassen, zeigen sich die beiden falschen Prinzipien der Poesie und das Wahre am deutlichsten. Das erste oder materielle Mittel ist, das Mondlicht einige Bände später im alltägliches Taglicht zu verwandeln, d. h., das Wunder durch Wieglebs Magie zu entzaubern und aufzulösen in Prose. Dann findet freilich eine zweite Lesung an der Stelle der organischen Gestalt nur eine papierne, statt der poetischen Unendlichkeit dürstige Enge; und Ikarus liegt ohne Wachs mit den düren Federkielen auf dem Boden. Gern hätte man z. B. Goethen das Aufsperrren seines Maschinen-Kabinets und

jeder innern eine andere und diese Brodver-
wandlung ins Göttliche ist der geistige poeti-
sche Stoff, welcher, wenn er ächt poetisch
ist, wie eine anima Stahlii, seinen Körper
(die Form) selber bauet, und ihn nicht erst
angemessen und zugeschnitten bekommt. Dem
Nihilisten mangelt der Stoff und daher die
belebte Form; dem Materialisten mangelt bes-
lebter Stoff und daher wieder die Form, kurz,
beide durchschneiden sich in Unpoesie. Der
Materialist hat die Erdscholle, kann ihr aber
keine lebendige Seele einblasen, weil sie nur
Scholle, nicht Körper ist; der Nihilist will
beseeelnd blasen, hat aber nicht einmal Scholle.
Der rechte Dichter wird in seiner Vermählung
der Kunst und Natur sogar dem Parkgärtner,
welcher seinem Kunstgarten die Naturumge-
bungen gleichsam als schrankenlose Fortsetzun-
gen desselben anzuweben weiß, nachahmen,
aber mit einem höhern Widerspiele, und er
wird begränzte Natur mit der Unendlichkeit

der Idee umgeben, und jene wie auf einer
Himmelfahrt in diese verschwinden lassen.

§. 5.

Gebrauch des Wunderbaren.

Alles wahre Wunderbare ist für sich poetisch. Aber an den verschiedenen Mitteln, diesen Mondschein in ein Kunstgebäude fallen zu lassen, zeigen sich die beiden falschen Prinzipien der Poesie und das Wahre am deutlichsten. Das erste oder materielle Mittel ist, das Mondlicht einige Bände später in alltägliches Taglicht zu verwandeln, d. h., das Wunder durch Wieglebs Magie zu entzaubern und aufzulösen in Prose. Dann findet freilich eine zweite Lesung an der Stelle der organischen Gestalt nur eine papierne, statt der poetischen Unendlichkeit dürstige Enge; und Ikarus liegt ohne Wachs mit den dürren Federkielen auf dem Boden. Gern hätte man z. B. Goethen das Aufsperrnen seines Maschinen-Kabinets und

das Aufgraben der Röhren erlassen, aus welchen das durchsichtige bunte Wasserwerk aufblatterte. Ein Taschenspieler ist kein Dichter, ja sogar jener selber ist nur so lange etwas werth und poetisch, als er seine Wunder noch nicht durch Auflösung getödtet hat; kein Mensch wird erklärten Kunststücken zuschauen.

Andere Dichter nehmen den zweiten Irrweg, nämlich den, ihre Wunder nicht zu erklären, sondern nur zu erfinden, was gewiß recht leicht ist, und daher an und für sich unrecht; denn allem, was ohne Begeisterung leicht wird, muß der Dichter misstrauen und entsagen, weil es die Leichtigkeit der Prose ist. Ein fortgehendes Wunder ist aber eben darum keines, sondern eine lustigere, zweite Natur, in welcher aus Regellosigkeit keine schöne Unterbrechung einer Regel machbar ist. Eigentlich ist eine solche Dichtung eine widersprechende Annahme entgegengesetzter Bedingungen, der Verwechslung des materiellen Wunderbaren

mit dem Idealen, eine Mischung wie auf alten
Tassen, halb Wort, halb Bild.

Aber es giebt noch ein Drittes, nämlich
den hohen Ausweg, daß der Dichter das
Wunder weder zerstöre, wie ein ergetischer
Theolog, noch in der Körperwelt unnatürlich
festhalte, wie ein Taschenspieler, sondern daß
er es in die Seele lege, wo allein es neben
Gott wohnen kann. Das Wunder fliege we-
der als Tag- noch als Nachtvogel, sondern
als Dämmerungschmetterling. Meisters
Wunderwesen liegt nicht im hölzernen Räder-
werk — es könnte polierter und stählern seyn
— sondern in Mignons und des Harfenspie-
lers ic. herrlichem geistigen Abgrund, der zum
Glück so tief ist, daß die nachher hineingelasse-
nen Leitern aus Stammbäumen viel zu kurz
ausfallen. Daher ist eine Geistersucht besser
als eine Geistererscheinung, ein Geisterseher
besser als hundert Geistergeschichten *); nicht

*.) So viele Wunder im Titan auch durch den

das gemeine physische Wunder, sondern das Glauben daran malt das Nachstück der Geisterwelt. Das Ich ist der fremde Geist, vor dem es schauert, der Abgrund, vor dem es zu stehen glaubt; und bei der Theaterversenkung ins unterirdische Reich sinkt eben der Zuschauer, welcher sinken sieht.

Hat indes einmal ein Dichter die bedeutende Mitternachtstunde in einem Geisteschlagen lassen: dann ist es ihm auch erlaubt, ein mechanisches zerlegbares Kläderwerk von Gaukler-Wundern in Bewegung zu setzen; denn durch den Geist erhält der Körper misslichen Sinn und jede irdische Begebenheit wird in ihm eine überirdische.

Ta es gibt schöne innere Wunder, deren

Machinisten, den Kahlkopf, zu bloßen Kunststücken herabsinken: so ist der Betrüger doch selber ein Wunder, und unter dem Täuschen anderer treten neue Erscheinungen dazu, welche ihn täuschen und erschüttern.

Leben der Dichter nicht mit dem psychologischen Anatomiermesser zerlegen darf, wenn er auch könnte. In Schlegels — zu wenig erkanntem — Florentin sieht eine Schwangere immer ein schönes Wunderkind, das mit ihr Nachts die Augen aufschlägt, ihr stumm entgegen läuft u. s. w. und welches unter der Entbindung auf immer verschwindet.

Die Auflösung lag nahe; aber sie wurde mit poetischem Rechte unterlassen. Ueberhaupt haben die innern Wunder den Vorzug, daß sie ihre Auflösung überleben. Denn das große unzerstörliche Wunder ist der Menschen Glaube an Wunder, und die größte Geistererscheinung ist die unsrer Geisterfurcht in einem hölzernen Leben voll Mechanik. Daher trüben sich die himmlischen Charakter-Sonnen zu einem Klümpchen Erde ein, wenn der Dichter uns aus ihrem Voll-Lichte vor ihre Wiege hinführt. Zuweilen ist es romantische Pflicht der Nachgeschichte wie der Vorgeschichte eines

wunderbaren Charakters, die Decke zu lassen; und der Verfasser des Titans wird schwerlich, wenn er anders Nesthetiker genug ist, Schopspens Vorzeit oder der verschwundnen Linda's Nachzeit malen. So wünsch' ich beinahe, ich wüßte gar nicht, wer Mignon und der Harfenspieler von Geburt an eigentlich gewesen. Sowohnt man in Werners Söhnen des Thals der mit Schauern prangenden Aufnahme in den Tempelorden bei; das ungeheuere Welträthsel versprechen Nachtstimmen zu errathen, und in tiefer Ferne werden von vorüberfliegenden Nebeln Bergspitzen aufgedeckt, auf welchen der Mensch in die ersehnte andere oder zweite Welt, die eigentlich unsere erste und letzte bleibt, weit hinein schauen kann. Endlich bringt der Dichter uns und die Sache auf die gedachten Bergspitzen, und ein Logenmeister thut uns kund, was der Orden haben und geben wolle, nämlich — gutes moralisches Betragen, und da liegt die alte Sphinx todts

vor uns auf ihren steinernen Vieren von einem Steinmeß ausgehauen. Will man dem tragischen Dichter nicht unrecht thun, so nimmt man alles vielleicht am Besten für einen Scherz auf die meisten Tempel- und Sakristei-Ordenherren, welche mehr durch Verziffern als Entziffern glänzen und mehr vor Ausgeschlossen als vor Auserkoren.

Wir treten nun dem Geiste der Dichtkunst näher, dessen bloßer äußerer Nachrungsstoff in der nachgeahmten Natur noch weit von seinem innern abgeschieden bleibt.

Wenn der Nihilist das Besondere in das Allgemeine durchsichtig zerläßt — und der Materialist das Allgemeine in das Besondere versteinert und verknöchert —: so muß die lebendige Poesie eine solche Vereinigung beider verstehen und erreichen, daß jedes Individuum sich in ihr wieder findet, und folglich, da Individuen sich einander ausschließen, jedes nur sein Besonderes in einem Allgemeinen, kurz,

daß sie dem Monde ähnlich wird, welcher
Nachts dem einen Wanderer im Walde von
Gipfel zu Gipfel nachfolgt, zu gleicher Zeit
auch einem andern von Welle zu Welle, und
so jedem, indeß er bloß seinen großen Bogen-
Gang am Himmel zieht, aber doch am Ende
wirklich um die Erde und um die Wanderer
auch.

II. Programm.

Stufenfolge poetischer Kräfte.

§. 6.

Einbildungskraft.

Einbildungskraft ist die Prose der Bildungskraft oder Phantasie. Sie ist nichts als eine potenziirte hellfarbige Erinnerung, welche auch die Thiere haben, weil sie träumen und weil sie fürchten. Ihre Bilder sind nur zugeslogne Abblätterungen von der wirklichen Welt; Fieber, Nervenschwäche, Getränke können diese Bilder so verdicken und beleiben, daß sie aus der innern Welt in die äußere treten und darin zu Leibern erstarren.

§. 7.

Bildungskraft oder Phantasie.

Aber etwas Höheres ist die Phantasie oder Bildungskraft, sie ist die Welt- Seele der Seele und der Elementargeist der übrigen Kräfte; darum kann eine große Phantasie zwar in die Richtungen einzelner Kräfte, z. B. des Witzes, des Scharfsinns u. s. w. abgegraben und abgeleitet werden, aber keine dieser Kräfte läßt sich zur Phantasie erweitern. Wenn der Witz das spielende Anagramm der Natur ist: so ist die Phantasie das Hieroglyphen-Alphabet derselben, wovon sie mit wenigen Bildern ausgesprochen wird. Die Phantasie macht alle Theile zu Ganzen — statt daß die übrigen Kräfte und die Erfahrung aus dem Naturbuche nur Blätter reißen — und alle Welttheile zu Welten, sie totalisiert alles, auch das unendliche All; daher tritt in ihr Reich der poetische Optimismus,

die Schönheit der Gestalten, die es bewohnen, und die Freiheit, womit in ihrem Aether die Wesen wie Sonnen gehen. Sie führt gleichsam das Absolute und das Unendliche der Vernunft näher und anschaulicher vor den sterblichen Menschen. Daher braucht sie so viel Zukunft und so viel Vergangenheit, ihre bei den Schöpfung, Ewigkeiten, weil keine andere Zeit unendlich oder zu einem Ganzen werden kann; nicht aus einem Zimmer voll Luft, sondern erst aus der ganzen Höhe der Luftsäule kann das Aetherblau eines Himmels geschaffen werden.

Z. B. Auf der Bühne ist nicht der sichtbare Tod tragisch, sondern der Weg zu ihm. Fast kalt sieht man den Mordstoss; und daß diese Kälte nicht von der bloßen Gemeinheit der sichtbaren Wirklichkeit entstehe, beweiset das Lesen, wo sie wieder kommt. Hingegen das verdeckte Tödtten gibt der Phantasie ihre Unendlichkeit zurück; ja daher ist, weil sie den

Todesweg rückwärts macht, eine Leiche wenigstens tragischer als ein Tod. So ist das Wort Schicksal in der Tragödie selber die unendliche des Weltall, der Minengang der Phantasie. Nicht das Schwert des Schicksals, sondern die Nacht, aus der es schlägt, erschreckt; daher ist nicht sein Hereinbrechen, (wie in Wallenstein), sondern sein Hereindrohen (wie in der Braut von Messina) ächt und tragisch. Hat sich dieser Gorgonenkopf dem Leben aufgedeckt gezeigt, so ist er todter Stein; aber der Schleier über dem Haupte lässt langsam die kalte Versteinerung die warmen Adern durchdringen und füllen. Daher wird in der Braut von Messina der giftige Riesenschatten der schwarzen Zukunft am besten — aber bis zur Parodie — durch den freudigen Tanz der blinden Opfer unter dem Messer gezeigt; unser Voraussehen ist besser, als unser Zurücksehen wäre.

Wer die Entzückung auf die Bühne bringt

gen wollte — was so schwer ist, da der Schmerz mehr Glieder und Uebungen zum Ausspruche hat als die Freude — der gebe sie einem Menschen im Schlaf; wenn er ein einzigesmal entzückt lächelt, so hat er uns ein sprachloses Glück erzählt, und es entfliegt ihm, sobald er das Auge außschließt.

Schon im Leben übet die Phantasie ihre kosmetische Kraft; sie wirft ihr Licht in die fernstehende nachregnende Vergangenheit und umschließet sie mit dem glänzenden Farben- und Friedenbogen, den wir nie erreichen; sie ist die Göttin der Liebe; sie ist die Göttin der Jugend *). Aus demselben Grunde, warum ein lebengroßer Kopf in der Zeichnung größer erscheint als sein Urbild, oder warum eine bloß in Kupfer gestochene Gegend durch

*) S. das Weitere davon N. Firlein 2te Auflage. S. 343. Ueber die Magie der Einbildungskraft.

ihre Abschließung mehr verspricht als das Original hält, aus eben diesem Grunde glänzt jedes erinnerte Leben in seiner Ferne wie eine Erde am Himmel, nämlich die Phantasie drängt die Theile zu einem abgeschlossenen heiteren Ganzen zusammen. Sie könnte zwar ebensowohl ein trübes Ganze bauen; aber spanische Luftschlösser voll Marterkammern stellest sie nur in die Zukunft; und nur Vesuvore's in die Vergangenheit. Ungleich dem Orpheus, gewinnen wir unsere Euridice durch Rückwärts- und verlieren sie durch Vorwärts-schauen.

§. 8.

Grade der Phantasie.

Wir wollen sie durch ihre verschiedenen Grade bis zu dem begleiten, wo sie unter dem Namen Genie poetisch erschafft. Der kleinste ist, wo sie nur empfängt. Da es aber kein bloßes Empfangen ohne Erzeugen oder Er-

schaffen giebt; da jeder die poetische Schönheit nur chemisch und in Theilen bekommt, die er organisch zu einem Ganzen bilden muß, um sie anzuschauen: so hat jeder, der einmal sagte: das ist schön, wenn er auch im Gegenstande irrte, die phantastische Bildungskraft. Und wie könnte denn ein Genie nur einen Monat, geschweige Jahrtausende lang von der ungleichartigen Menge erduldet oder gar erhoben werden ohne irgend eine ausgemachte Familienähnlichkeit mit ihr? Bei manchen Werken gehts den Menschen so, wie man von der Clavicula Salomonis erzählt: sie lesen darin zufällig, ohne im Geringsten eine Geister-Erscheinung zu bezwecken, und plötzlich tritt der zornige Geist vor sie aus der Lust.

S. 9.

Das Talent.

Die zweite Stufe ist diese, daß mehrere Kräfte vorragen, z. B. der Scharfsinn, Witz, Jean Paul Reschheit l. Abth.

Verstand, mathematische, historische Einbildungskraft u. s. w., indeß die Phantasie niedrig steht. Dieses sind die Menschen von Talent, deren Inneres eine Aristokratie oder Monarchie ist, so wie das genialische eine theokratische Republik. Da scharf genommen das Talent, nicht das Genie, Instinkt hat, d. h., einseitigen Strom aller Kräfte: so entbehrt es aus demselben Grunde die poetische Besonnenheit, aus welchem dem Thiere die menschliche abgeht. Die des Talents ist nur parziell; sie ist nicht jene hohe Sonderung der ganzen innern Welt von sich, sondern nur etwa von der äußern. In dem Doppelchor, welches den ganzen vollstimmigen Menschen fodert, nämlich im poetischen und philosophischen, überschreitet der melodramatische Sprachton des Talents beide Sing-Chöre, geht aber zu den Zuhörern drunter als die einzige deutliche Musik hinunter.

In der Philosophie ist das bloße Talent

ausschließend = dogmatisch, sogar mathematisch und daher intolerant (denn die rechte Toleranz wohnt nur im Menschen, der die Menschheit wiederspiegelt), und es numeriert die Lehrgebäude und sagt, es wohne no. 1. oder 99. oder so, indeß sich der große Philosoph im Wunder der Welt, im Labyrinthe voll unzähliger Zimmer halb über, halb unter der Erde aufhält. Von Natur hasset der talentvolle Philosoph, sobald er seine Philosophie hat, alles Philosophieren; denn nur der Freie liebt Freie. Da er nur quantitativ *) von der

*) Nur die Majorität und Minorität, ja nur die Minimilität und Maximilität verstatten diesen Ausdruck; denn eigentlich ist kein Mensch von einem Menschen qualitativ verschieden; der Übergang aus der knechtischen Kindheit in das moralische freie Alter, so wie das Erwachsen und Verwelken der Völker könnte den Stolz, der sich lieber zu den Gattungen als den Stufen zählt, durch diese offensbare Allmacht der Stufen-Entwicklung befehren,

Menge verschieden ist: so kann er ihr ganz
auffallen, gefallen, vorleuchten, einleuchten
und ihr alles seyn, ohne Zeit im Mo-
ment; denn so hoch er auch stehe, und so
lang er auch messe: so braucht sich ja jeder
nur als Elle an ihm, dem Kommensurablen,
umzuschlagen, sofort hat er dessen Größe; in-
desß das Feuer und der Ton der Qualität
nicht an die Ellen und in die Wage der
Quantität zu bringen ist. In der Poesie wirkt
das Talent mit einzelnen Kräften, mit Bildern,
Feuer, Gedankenfülle und Reize auf das Volk
und ergreift gewaltig mit seinem Gedicht, das
ein verklärter Leib mit einer Spießbürgerseele
ist; denn Glieder erkennt die Menge leicht,
aber nicht Geist, leicht Reize, aber nicht
Schönheit. Der ganze Parnass steht voll von
Poesien, die nur helle auf Verse wie auf Ver-
stärkungflaschen gezogene Prose sind; poeti-
sche Blumenblätter, die gleich den botanischen
bloß durch das Zusammenziehen der Stengels

blätter entstehen. Da es kein Bild, keine Wendung, keinen einzelnen Gedanken des Genies giebt, worauf das Talent im höchsten Feuer nicht auch käme — nur auf das Ganze nicht —: so lässt sich dieses eine Zeitlang mit jenem verwechseln, ja das Talent prangt oft als grüner Hügel neben der kahlen Alpe des Genies, bis es an seiner Nachkommen-schaft stirbt, wie jedes Lexikon am bessern. Talente können sich unter einander, als Gra-de, vernichten und erstatten; Genies, als Gattungen, aber nicht. Bilder, witzige, scharfsinnige, tiefsinnige Gedanken, Sprach-kräfte, alle Reize werden bei der Zeit, wie bei dem Polypen, aus der Nahrung zu-lezt die Farbe derselben; anfangs bestehlen ein paar Nachahmer, dann das Jahrhundert und so kommt das talentvolle Gedicht, wie ähnliche Philosophie, die mehr Resultate als Form besitzt, an der Verbreitung um. Hin-gegen das Ganze oder der Geist kann nie ge-

stohlen werden; und noch im ausgeplünderten Kunstwerk (z. B. im Homer) wohnet er, wie im nachgebeteten Plato, groß und jung und einsam fort. Das Talent hat nichts Vortreffliches, als was nachahmlich ist, z. B. Ramler, Wolf der Philosoph &c. &c.

§. 10.

Passive Genies.

Die dritte Klasse erlaube man mir weibliche, empfangende oder passive Genies zu nennen, gleichsam die in poetischer Prose geschriebenen Geister.

Wenn ich sie so beschreibe, daß sie, reicher an empfangender als schaffender Phantasie, nur über schwache Dienstkräfte zu gebieten haben, und daß ihnen im Schaffen jene geniale Besonnenheit abgehe, die allein von dem Zusammenklang aller und großer Kräfte erwacht: so fühl' ich, daß unsere Definitionen entweder nur naturhistorische Fach-

werke nach Staubfäden und nach Zähnen sind,
 oder chemische Besundzettel organischer Leis-
 chen. Es giebt Menschen, welche — ausge-
 stattet mit höherem Sinn als das kräftige Ta-
 lent, aber mit schwächerer Kraft — in eine
 heiliger offne Seele den großen Weltgeist, es
 sey im äußern Leben oder im innern des Dich-
 tens und Denkens, aufnehmen, welche treu
 an ihm, wie das zarte Weib am starken Man-
 ne, das Gemeine verschmähend, hängen und
 bleiben, und welche doch, wenn sie ihre Lieb-
 be aussprechen wollen, mit gebrochnen, ver-
 worrenen Sprachorganen sich quälen und et-
 was anderes sagen, als sie wollen. Ist der
 Talent = Mensch der künstlerische Schauspieler
 und froh nachhandelnde Affe des Genies, so
 sind diese leidenden Gränz = Genies die stillen,
 ernsten, aufrechten Wald - oder Nachtmens-
 schen desselben, denen das Verhängniß die
 Sprache abgeschlagen. Es sind — wenn nach
 den Indiern die Thiere die Stummen der Er-

be sind — die Stummen des Himmels. Jeder halte sie heilig, der Tiefere und der Höhere! denn eben diese sind für die Welt die Mittler zwischen Gemeinheit und Genie, welche gleich Monden die geniale Sonne versöhnend der Nacht zuwerfen.

Philosophisch- und poetischfrei fassen sie die Welt und Schönheit an und auf; aber wollen sie selber gestalten, so bindet eine unsichtbare Kette die Hälfte ihrer Glieder und sie bilden etwas Anderes oder Kleineres, als sie wollten. Im Empfinden herrschen sie mit besonnener Phantasie über alle Kräfte; im Erfinden werden sie von einer Nebenkraft umschlungen und vor den Pflug der Gemeinheit gespannt.

Eins von beiden macht ihre Schöpfungstage zu unglücklichen. Entweder ihre Besonnenheit, welche auf fremde Schöpfungen so hell schien, wird über der eignen zur Nacht — sie verlieren sich in sich und ihnen

geht zum Bewegen ihrer Welt, bei allen Hebeln in den Händen, der Stand auf einer zweiten ab — ; oder ihre Besinntheit ist nicht die geniale Sonne, deren Licht ~~Licht~~ zeugt, sondern ein Mond davon, dessen Licht er kältert. Sie geben leichter fremden Stoffen Form als eignen, und bewegen sich freier in fremder Sphäre als in der eignen, so wie dem Menschen im Traume das Fliegen *) leichter wird als das Laufen.

Wiewol unähnlich dem Talentmensch, der nur Welttheile und Weltkörper, keinen Weltgeist zur Anschauung bringen kann, und wiewol eben darum ähnlich dem Genie, dessen erstes und letztes Kennzeichen eine Anschauung des Universums: so ist doch bei den

*) Eben weil er auf dem Traum-Boden die gewöhnlichen Geh-Muskeln gebrauchen will und nicht kann, in der Himmelsluft aber keine Flieg-Muskeln nothig hat.

passiven Genies die Welt-Anschauung nur eine Fortsetzung und Fortbildung einer fremden genialen.

Ich will einige Beispiele unter den Todten suchen, wiewol Beispiele wegen der unerschöpflichen Mischungen und Mitteltinten der Natur immer über die Zeichnung hinausfärbten. Wohin gehört Diderot in der Philosophie und Rousseau in der Poesie? So augenscheinlich zu den weiblichen Gränzgenies; indeß jener dichtend, dieser denkend mehr zeugte als empfing *).

In der Philosophie gehört zwar Bayle gewiß zu den passiven Genies; aber Lessing — ihm in Gelehrsamkeit, Freiheit und Scharfsinn eben so verwandt, als überlegen — wo-

*) Da auch in der Moralität die beiden Klassen des sittlichen Sinns und der sittlichen Kraft zu beweisen sind: so würde Rousseau gleichfalls in die passive zu bringen seyn.

hin gehört er mit seinem Denken? — Nach meiner furchtsamen Meinung ist mehr sein Mensch ein aktives Genie als sein Philosoph. Sein allseitiger Scharfsinn zerstörte mehr, als sein Tieffinn feststellte. Auch seine geistreichsten Darstellungen mußten sich in die Wolsfischen Wortformen gleichsam einsargen lassen. Indes war er, ohne zwar wie Plato, Leibniz, Hemsterhuys ic. der Schöpfer einer philosophischen Welt zu seyn, doch der verkündigende Sohn eines Schöpfers und Eines Wesens mit ihm. Mit einer genialen Freiheit und Besonnenheit war er im negativen Sinne ein freidichtender Philosoph, wie Plato im positiven, und glich dem großen Leibniz darin, daß er in sein festes System die Strahlen jedes fremden dringen ließ, wie der schimmernde Diamant ungeachtet seiner harten Dichtigkeit den Durchgang jedes Lichts erlaubt, und das Sonnenlicht sogar festbehält. Der gemeine Philosoph gleicht dem Korkholze, biegsam, leicht,

voll Dessenungen, doch unfähig Licht durchzulassen und zu behalten.

Unter den Dichtern stehe den weiblichen Genies Moritz voran. Das wirkliche Leben nahm er mit poetischem Sinne auf; aber er konnte kein poetisches gestalten. Nur in seinem Anton Neiser und Hartknopf zieht sich, wenn nicht eine heitere Aurora, doch die Mitternachtströthe der bedeckten Sonne über der bedeckten Erde hin; aber niemals geht sie bei ihm als heiterer Phöbus auf, zeigend den Himmel und die Erde zugleich in Pracht. Wie erkältet dagegen oft Sturz mit dem Glanze einer herrlichen Prose, die aber keinen neuen Geist zu offenbaren, sondern nur Welt- und Hofwinkel hell zu erleuchten hat! Wo man nichts zu sagen weiß, ist der Reichstag- und Reichsanzeiger's Stil viel besser — weil er wenigstens in seinen Selbst-Harlekin umzudenken ist — als der prunkende, gekrönte, geldauswerfende, der vor sich her ausrufen

läßet: Er kommt! Auch Novalis und viele seiner Muster und Lobredner gehören unter die genialen Mannweiber, welche unter dem Empfangen zu zeugen glauben.

Indes können solche Gränz - Genies durch Jahre voll Bildung eine gewisse geniale Höhe und Freiheit ersteigen, und, wie ein dissoner Griff auf der Lyra, durch Verklingen immer zarter, reiner und geistiger werden; doch wird man ihnen, so wie dem Talent das Nachbilden der Theile, so das Nachbilden des Geistes anmerken.

Aber niemand scheide zu fühn. Jeder Geist ist korinthisches Erz, aus Ruinen und bekannten Metallen unkennlich geschmolzen. Wenn Völker an der Gegenwart steil und hoch hinauf wachsen können, warum nicht Geister an der Vergangenheit? — Geister abmarken, heißtet den Raum in Räume verwandeln und die Lustsäulen messen, wo man oben nicht mehr Knauf und Aether sondern faun.

Gibt es nicht Geister-Mischlinge, erstlich der Zeiten, zweitens der Länder? — Und da zwei Zeiten oder zwei Länder an doppelten Polen verbunden werden können, gibt es nicht eben so schlimmste als beste? — Die schlimmen will ich übergehen. Die Deutsch-Franzosen, die Juden-Deutschen, die Papenzenden, die Griechenzenden, kurz die Zwischen-geister der Geistlosigkeit stehen in zu greller Menge da. Lieber zu den Genien und Halbgenien! In Betreff der Länder kann man Lichtenberg zitieren, der in der Prose ein Bin-degeist zwischen England und Deutschland ist — Pope ist ein Quergässchen zwischen London und Paris — höher verbindet Voltaire umgekehrt beide Städte — Schiller ist, wenn nicht der Alford, doch der Leitton zwischen britischer und deutscher Poesie und im Ganzen ein potentiirter verklärter Young, mit philosophischem und dramatischem Uebergewicht. —

In Rücksicht der Zeiten (welche freilich

wieder Länd er werden) ist Tieck ein schöner barocker Blumen-Mischling der altdeutschen neudeutschen Zeit, wiewohl mehr den genialen Empfängern als Gebern verwandt. Wieland ist ein Orangenbaum französischer Blüten und deutscher Früchte zugleich — Goethens hoher Baum treibt die Wurzel in Deutschland und senkt den Blütenüberhang hinüber ins griechische Klima — Herder ist ein reicher blumiger Isthmus zwischen Morgenland und Griechenland — —

Wir sind jetzt nach der städtigen Weise der Natur, bei deren Uebergängen und Ueberfahrten niemals Strom und Ufer zu unterscheiden sind, endlich bei den aktiven Genien angelandet.

wehen. Im Genius *) stehen alle Kräfte auf einmal in Blüte; und die Phantasie ist darin nicht die Blume, sondern die Blumengöttin, welche die zusammenstäubenden Blumenkelche für neue Mischungen ordnet, gleichsam die Kraft voll Kräfte. Das Daseyn dieser Harmonie und dieser Harmonistin begehren und verbürgen zwei große Erscheinungen des Genius.

*) Dies gilt vom philosophischen ebenfalls, den ich (gegen Kant) vom poetischen nicht spezifisch unterscheiden kann; man sehe die noch nicht widerlegten Gründe davon im Kampfner Thal S. 51 u. c. Die erfindenden Philosophen waren alle dichterisch, d. h. die ächt-systematischen. Etwas anderes sind die sich tenden, welche aber nie ein organisches System erschaffen, sondern höchstens bekleiden, ernähren, amputieren u. s. w. Der Unterschied der Anwendung verwandter Genialität aber bedarf einer eignen schweren Erforschung.

§. 12.

Besonnenheit.

Die erste ist die Besonnenheit. Sie setzt in jedem Grade ein Gleichgewicht und einen Wechselstreit zwischen Thun und Leiden, zwischen Sub- und Objekt voraus. In ihrem gemeinsten Grade, der den Menschen vom Thier, und den wachen vom Schläfer absondert, fodert sie das Aequilibrieren zwischen äußerer und innerer Welt; im Thiere verschlingt die äußere die innere, im bewegten Menschen diese oft jene. Nun gibt es eine höhere Besonnenheit, die, welche die innere Welt selber entzweiet und entzweitheilt in ein Ich und in dessen Reich, in einen Schöpfer und dessen Welt. Diese göttliche Besonnenheit ist so weit von der gemeinen unterschieden, wie Vernunft von Verstand, eben die Eltern von beiden. Die gemeine geschäftige Besonnenheit ist nur nach außen gelehrt, und ist im höhern Sinne immer außer sich, nie bei

sich, ihre Menschen haben mehr Bewußtseyn als Selbstbewußtseyn, welches letztere ein ganzes Sichselbersehen des zu- und des abgewandten Menschen in zwei Spiegeln zu gleich ist. So sehr sondert die Besonnenheit des Genius sich von der andern ab, daß sie sogar als ihr Gegentheil öfters erscheint, und daß diese ewige fortbrennende Lampe im Innern, gleich Begräbniß-Lampen, auslöscht, wenn sie äußere Luft und Welt berührt *) —

*) Denn Unbesonnenheit im Handeln, d. i. das Vergessen der persönlichen Verhältnisse, verträgt sich so gut mit dichtender und denkender Besonnenheit, daß ja im Traume und Wahnsinne, wo jenes Vergessen am stärksten waltet, Reflexiren und Dichten häufig eintreten. Das Genie ist in mehr als einem Sinne ein Nachtwandler; in seinem hellen Traume vermag es mehr als der Wache und besteigt jede Höhe der Wirklichkeit im Dunkeln; aber raubt ihm die träumerische Welt, so stürzt es in der wirklichen.

Aber was vermittelt sie? Gleichheit setzt stärker Freiheit voraus als Freiheit Gleichheit. Die innere Freiheit der Besonnenheit wird für das Ich durch das Wechseln und Bewegen großer Kräfte vermittelt und gelassen, wovon keine sich durch Uebermacht zu einem Afters Ich konstituiert, und die es gleichwohl so bewegen und beruhigen kann, daß sich nie der Schöpfer ins Geschöpf verliert.

Daher ist der Dichter, wie der Philosoph, ein Auge; alle Pfeiler in ihm sind Spiegelpfeiler; sein Flug ist der freie einer Flamme, nicht der Wurf durch eine leidenschaftlich-springende Mine. Daher kann der wildeste Dichter ein sanfter Mensch seyn — man schaue nur in Shakespeare's himmelklares Angesicht oder noch lieber in dessen großes Dramen-Epos —; ja der Mensch kann umgekehrt auf dem Sklavenmarkt des Augenblicks jede Minute verkauft werden und doch dichtend sich sanft und frei erheben, wie Guido im Sturme

seiner Persönlichkeit seine milden Kinder- und Engelsköpfe ründete und auflockte, gleich dem Meere voll Ströme und Wellen, das dennoch ein ruhendes reines Morgen- und Abendroth gen Himmel haucht. Nur der unverständigte Jüngling kann glauben, geniales Feuer brenne als leidenschaftliches, so wie etwa für die Büste des nüchtern-dichterischen Platons die Büste des Bacchus ausgegeben wird. Der ewig zum Schwindel bewegte Alfieri fand auf Kosten seiner Schöpfungen weniger Ruhe in als außer sich. Der rechte Genius beruhigt sich von innen; nicht das hochauffahrende Wo- gen, sondern die glatte Tiefe spiegelt die Welt.

Diese Besonnenheit des Dichters, welche man bei den Philosophen am liebsten voraus- setzt, bekräftigt die Verwandtschaft beider. In wenigen Dichtern und Philosophen leuch- tete sie aber so hell als in Platon, der eben beides war; von seinen scharfen Charakteren an bis zu seinen Hymnen und Ideen hinauf,

diesen Sternbildern eines unterirdischen Himmels. Man begreift die Möglichkeit, wie man zwanzig Anfänge seiner Republik nach seinem Tode finden konnte, wenn man im Phädrus, der alle unsere Rhetoriken verurtheilt, die besonnene spielende Kritik erwägt, womit Sokrates den Hymnus auf die Liebe zergliedert. Die geniale Ruhe gleicht der so genannten Unruhe, welche in der Uhr blos für das Mäßigen, und dadurch für das Unterhalten der Bewegung arbeitet. Was fehlte unserem großen Herder bei einem solchen Scharfs-, Tiefs-, und Viel- und Weitsinne zum höhern Dichter? Nur die letzte Ahnlichkeit mit Platon; daß nämlich seine Lenkfedern (*pennae rectrices*) im abgemessenen Verhältniß gegen seine gewaltigen Schwungfedern (*tremiges*) gestanden hätten.

Mißverstand und Vorurtheil ist's, aus dieser Besonnenheit gegen den Enthusiasmus des Dichters etwas zu schließen; denn er muß

ja im Kleinsten zugleich Flammen werfen und an die Flammen den Wärmemesser legen; er muß mitten im Kriegfeuer aller Kräfte die zarte Wage einzelner Sylben festhalten, und muß (in einer andern Metapher) den Strom seiner Empfindungen gegen die Mündung eines Reims zu leiten. Nur das Ganze wird von der Begeisterung erzeugt, aber die Theile werden von der Ruhe erzogen. Beleidigt übrigens z. B. der Philosoph den Gott in sich, weil er, so gut er kann, einen Standpunkt nach dem andern zu ersteigen sucht, um in dessen Licht zu blicken, und ist Philosophieren über das Gewissen gegen das Gewissen? — Wenn Besonnenheit als solche könnte zu groß werden: so stände ja der besonnene Mensch hinter dem finnlosen Thiere und dem unbesonnenen Kinde, und der Unendliche, der, obwohl uns unfassbar, nichts seyn kann, was er nicht weiß, hinter dem Endlichen!

Gleichwol muß jenem Missverständ und

Vorurtheil ein Verstand und Urtheil vor- und unterliegen. Denn der Mensch achtet (nach Jacobi) nur das, was nicht mechanisch nachzumachen ist; die Besonnenheit aber scheint eben immer nachzumachen und mit Willkür und Heucheln göttliche Eingebung und Empfindung nachzuspielen und folglich — aufzuheben. Und hier braucht man die Beispiele ruchloser Geistes Gegenwart nicht aus dem Denken, Dichten und Thun der ausgeleerten Selbstlinge jetziger Zeit zu holen, sondern die alte gelehrt Welt reicht uns besonders aus der rhetorischen und humanistischen in ihren frechen kalten Anleitungen, wie die schönsten Empfindungen darzustellen sind, besonnene Gliedermannen wie aus Gräbern zu Erempehn. Mit vergnügter ruhmliebender Kälte wählt und bewegt z. B. der alte Schulmann seine nöthigen Muskeln und Thränendrüsen (nach Penzer oder Morhof), um mit einem leidenden Gesicht voll Zähren in einer Threnodie auf das

Grab eines Vorfahrers öffentlich herabzusehen aus dem Schul-Fenster und zählt mit dem Regenmesser vergnügt jeden Tropfen.

Wie unterscheidet sich nun die göttliche Besonnenheit von der sündigen? — Durch den Instinkt des Unbewußten und die Liebe dafür.

§. 13.

Der Instinkt des Menschen.

Das Mächtigste im Dichter, welches seinen Werken die gute und die böse Seele einbläset, ist gerade das Unbewußte. Daher wird ein großer wie Shakespeare Schätze öffnen und geben, welche er, so wenig wie sein Körperherz selber, sehen konnte, da die göttliche Weisheit immer ihr All in der schlafenden Pflanze und im Thierinstinkt aussprägt und in der beweglichen Seele ausspricht. Ueberhaupt sieht die Besonnenheit nicht das Sehen, sondern nur das abgespiegelte oder zergliederte Auge; und das Spiegeln spiegelt sich nicht.

Wären wir uns unserer ganz bewußt, so wären wir unsre Schöpfer und schrankenlos. Ein unauslöschliches Gefühl stelle in uns etwas dunkles, was nicht unser Geschöpf, sondern unser Schöpfer ist, über alle unsre Geschöpfe. So treten wir, wie es Gott auf Sinai befahl, vor ihn mit einer Decke über den Augen.

Wenn man die Kühnheit hat, über das Unbewußte und Unergründliche zu sprechen: so kann man nur dessen Daseyn, nicht dessen Tiefe bestimmen wollen. Zum Glück kann ich im Folgenden mit Platons und Jacobi's Musementen pflügen, obwol für eignen Samen.

Der Instinkt oder Trieb ist der Sinn der Zukunft; er ist blind, aber nur, wie das Ohr blind ist gegen Licht und das Auge taub gegen Schall. Er bedeutet und enthält seinen Gegenstand eben so, wie die Wirkung die Ursache; und wär' uns das Geheimniß aufgethan, wie die mit der gegebenen Ursache noth-

wendig ganz und zugleich gegebene Wirkung doch in der Zeit erst der Ursache nachfolget: so verstanden wir auch, wie der Instinkt zugleich seinen Gegenstand fordert, bestimmt, kennt und doch entbehrt. Jedes Gefühl der Entbehrung setzt die Verwandtschaft mit dem Entbehrten, also schon dessen theilweisen Besitz voraus *); aber doch nur wahre Entbehrung macht den Trieb, eine Ferne die Richtung möglich. Es giebt — wie körperlich = organische, so geistig = organische Zirkel; wie z. B. Freiheit und Nothwendigkeit, oder Wollen und Denken sich wechselseitig voraussetzen.

Nun gibt es im reinen Ich so gut einen Sinn der Zukunft oder Instinkt, wie im unreinen Ich und am Thiere, und sein Gegensstand ist zugleich so entlegen als gewiß; es müßte denn gerade im Menschen = Herzen die

*) Denn reine Negation oder Leerheit schloße jedes entgegengesetzte Bestreben aus, und die negative Größe wirkte wie eine positive.

allgemeine Wahrhaftigkeit der Natur die erste Lüge sagen. Dieser Instinkt des Geistes — welcher seine Gegenstände ewig ahnet und fordert ohne Rücksicht auf Zeit, weil sie über jede hinauswohnen — macht es möglich, daß der Mensch nur die Worte Irdisch, Weltlich, Zeitlich u. s. w. aussprechen und verstehen kann; denn nur jener Instinkt gibt ihnen durch die Gegensätze davon den Sinn. Wenn sogar der gewöhnlichste Mensch das Leben und alles Irdische nur für ein Stück, für einen Theil ansieht: so kann nur eine Anschauung und Voraussetzung eines Ganzen in ihm diese Zerstücklung sehen und messen. Sogar dem gemeinsten Realisten, dessen Ideen und Tage sich auf Raupenfüßen und Raupenringen fortwälzen, macht ein unnennbares Etwas das breite Leben zu enge; er muß dieses Leben entweder für ein verworren-thierisches, oder für ein peinlich-lügendes, oder für ein leeres zeit-vertriebendes Spiel

ausrufen, oder, wie die ältern Theologen, für ein gemein-lustiges Vorspiel zu einem Himmel-Ernst, für die kindische Schule eines künftigen Throns, folglich für das Widerspiel der Zukunft. So wohnt schon in irdischen, ja erdigen Herzen etwas ihnen fremdes, wie auf dem Harze die Korallen-Insel, welche vielleicht die frühesten Schöpfung-Wasser absetzten.

Es ist einerlei, wie man diesen überirdischen Engel des innern Lebens, diesen Todessengel des Weltlichen im Menschen nennt oder seine Zeichen aufzählt: genug, wenn man ihn nur nicht in seinen Verkleidungen verkennt. Bald zeigt er sich den in Schuld und Leib tief eingehüllten Menschen als ein Wesen, vor dessen Gegenwart, nicht vor dessen Wirkung wir uns entsezten *); wir nennen das Gefühl Geistersfurcht und das Volk sagt bloß: „die Gestalt, das Ding lässt sich

*) Unsichtbare Loge, I. 278.

hören," ja oft, um das Unendliche auszudrücken, bloß: es. Bald zeigt sich der Geist als den Unendlichen und der Mensch betet. Wär' er nicht, wir wären mit den Gärten der Erde zufrieden; aber er zeigt uns in tiefen Himmeln die rechten Paradiese. — Er zieht die Abendröthe vom romantischen Reiche weg und wir blicken in die schimmernden Mondländer voll Nachtblumen, Nachtigallen, Funken, Feen und Spiele hinein.

Er gab zuerst Religion — Todesfurcht — griechisches Schicksal — Uberglauben — und Prophezeiung *) — und den Durst der Liebe

*) Prophezeiung, oder deren Ganzes, Allwissenheit, ist nach unserm Gefühl etwas Höheres, als bloßes vollständiges Erkennen der Ursache, mit welchem ja der Schluss oder vielmehr die Ansicht der Wirkung sofort gegeben wäre; denn alsdann wäre sie nicht ein Antizipieren oder Vernichten der Zeit, sondern ein bloßes Ausschauen, d. h. Erleben derselben.

— den Glauben an einen Teufel — die Romantik, diese verkörperte Geisterwelt, so wie die griechische Mythologie, diese vergötterte Körperwelt.

Was wird nun der göttliche Instinkt in gemeiner Seele vollends werden und thun in der genialen?

S. 14.

Instinkt des Genies oder genialer Stoff.

Sobald im Genius die übrigen Kräfte höher stehen, so muß auch die himmlische über alle, wie ein durchsichtiger reiner Eisberg über dunkle Erden-Alpen, sich erheben. Ja, eben dieser hellere Glanz des überirdischen Triebes wirft jenes Licht durch die ganze Seele, das man Besonnenheit nennt; der augenblickliche Sieg über das Irdische, über dessen Gegenstände und unsere Triebe dahin, ist eben der Charakter des Göttlichen, ein Vernichtungskrieg ohne Möglichkeit des Vertrags, wie ja

schon der moralische Geist in uns als ein Unendlicher nichts außer sich für groß erkennt. Sobald alles eben und gleich gemacht worden, ist das Uebersehen der Besonnenheit leicht.

Hier ist nun der Streit, ob die Poesie Stoff bedürfe oder nur mit Form regiere, leichter zu schließen. Allerdings gibt es einen äußern mechanischen Stoff, womit uns die Wirklichkeit (die äußere und die psychologische) umgibt und oft überbauet, welcher, ohne Veredlung durch Form, der Poesie gleichgültig ist und gar nichts; so daß es einerlei bleibt, ob die leere Seele einen Christus oder dessen Verräther Judas besinge.

Aber es gibt ja etwas Höheres, als was der Tag wiederholt. Es gibt einen innern Stoff, — gleichsam angeborne unwillkürliche Poesie, um welche die Form nicht die Folie, sondern nur die Fassung legt. Wie der sogenannte kategorische Imperativ (das Bild der

Form, so wie die äußere Handlung das Bild des äußern Stoffs) der Psyche nur den Scheideweg zeigt, ihr aber nicht das weiße Roß *) vorspannen kann, das ihn geht und das schwarze überzieht; und wie die Psyche das weiße zwar lenken und pflegen, aber nicht erschaffen kann: eben so ist's mit dem Mussenpferd, das am Ende jenes weiße ist, nur mit Flügeln. Dieser Stoff macht die geniale Originalität, welche der Nachahmer bloß in der Form und Manier sucht; so wie er zugleich die geniale Gleichheit erzeugt; denn es gibt nur Ein Göttliches, obwol vielerlei Menschliches. Wie Jacobi den philosophischen Tieffinn aller Zeiten konzentrisch findet, aber nicht den philosophischen Scharfssinn **): so stehen die dichterischen Genies, zwar wie

*) Platon bildet bekanntlich mit dem weißen das moralische Genie in uns ab, und mit dem schwarzen Kants Radikal-Böses.

**) Jacobi über Spinoza. Neue Auflage S. 17.

Sterne bei ihrem Aufgange, anfangs scheinbar weiter auseinander, aber in der Höhe, im Scheitelpunkt der Zeit rücken sie, wie die Sterne, zusammen. Hundert Lichter in einem Zimmer geben nur Ein zusammengeflossenes Licht, obwol hundert Schatten (Nachahmer). Was gegen den Nachahmer erklältet, ja oft erbittert, ist nicht etwa ein Raub an witzigen, bildlichen, erhabenen Gedanken seines Musters — denn nicht selten sind sie sein eignes Erzeugnis — sondern es ist das, oft wider Willen der Parodie verwandte, Nachspielen des Heiligsten im Urbilde, das Nachmachen des Ungeborenen. Eben diese Adoption des fremden Allerheiligsten kann nicht die elterliche Wärme für dasselbe erstatten; daher der Nachahmer seine Wärme gegen die Nebensachen, die ihm verwandter sind, ausdrückt, und an diesen die Zierrathen vervielfältigt; je kälter je geschmückter. So ist gerade die kalte Sonne Siberiens den ganzen

Tag mit vielen Nebensonnen und Ringen umzogen.

Das Herz des Genies, welchem alle andere Glanz- und Hülfs-Kräfte nur dienen, hat und gibt Ein achtes Kennzeichen, nämlich neue Welt- oder Lebens-Anschauung. Das Talent stellet nur Theile dar, das Genie das Ganze des Lebens, bis sogar in einzelnen Sentenzen, welche bei Shakespeare häufig von der Zeit und Welt, bei Homer und andern Griechen von den Sterblichen, bei Schiller von dem Leben sprechen. Die höhere Art der Welt-Anschauung bleibt als das Feste und Ewige im Autor und Menschen unverrückt, indeß alle einzelnen Kräfte in den Ermattungen des Lebens und der Zeit wechseln und sinken können; ja der Genius muß, schon als Kind, die neue Welt mit andern Gefühlen als andere aufgenommen und daraus das Gewebe der künftigen Blüten anders gesponnen haben, weil ohne den fröhern Unter-

schied kein gewachsener denkbar wäre. Eine Melodie geht durch alle Absätze des Lebens-Liedes. Nur die äußere Form der Dichter in augenblicklicher Anspannung; aber den Geist und Stoff trägt er durch ein halbes Leben, und in ihm ist entweder jeder Gedanke Gedicht oder gar keiner.

Dieser Weltgeist des Genius beseetet, wie jeder Geist, alle Glieder eines Werks, ohne ein einzelnes zu bewohnen. Er kann sogar den Reiz der Form durch seinen höhern entbehrlich machen, und der Goethe'sche z. B. würde uns, wie im nachlässigsten Gedichte, so in der Reichs-Prose doch anreden. So bald nur eine Sonne dasteht, so zeigt sie mit einem Stiftchen so gut die Zeit als mit einem Obeliskus. Dieß ist der Geist, der nie Beweise gibt, *) nur sich und seine Anschauung

*) Neben das Ganze des Lebens oder Seyns gibt es nur Anschauungen; über Theile Beweise, welche sich auf jene gründen.

und dann vertrauet auf den verwandten, und herunter sieht auf den feindselig geschaffnen.

Manchem göttlichen Gemüthe wird vom Schicksal eine unsämliche Form aufgedrungen, wie dem Sokrates der Satyr - Leib; denn über die Form, nicht über den innern Stoff regiert die Zeit. So hieng der poetische Spiegel, womit Jacob Böhme Himmel und Erde wieder gibt, in einem dunklen Orte; auch mangelt dem Glase an einigen Stellen die Folie. So ist der große Hamann ein tiefser Himmel voll teleskopischer Sterne und manche Nebelflecken lässt kein Auge auf.

Darum kamen manche reiche Werke dem Stilistiker, der nur nach Leibern gräbt und nicht Geister sucht, so arm vor als die majestätischen hohen Schweizergebirge dem Bergknappen gegen tiefe Bergwerke erscheinen. Er sagt, er vermöge wenig oder nichts aus Werken dieser Art zu ziehen und zu exzerpieren; was so viel ist, als wenn er flagte, er kön-

ne mit und von der Freundschaft nichts weiter gewinnen als die Freundschaft selber. So kann es philosophische Werke geben, welche uns philosophischen Geist einhauchen, ohne in besondern philosophischen Paragraphen Stoff abzusetzen, z. B. einige von Hemsterhuis und Lessing. So kam über eben diesen besonnenen Lessing, welcher früher über poetische Gegenstände mehr dachte als sang, eigentlich nur in seinem Nathan, und seinem Falk, der dichterische Pfinggeist, ein Paar Gedichte, welche der gemeine Kritiker seinem Alter gern vergibt, an die Emilie Gallotti sich haltend. Freilich die poetische Seele lässt sich, wie unsere, nur am ganzen Körper zeigen, aber nicht an einzelnen, obwohl von ihr belebten Fußzähnen und Fingern, welche etwa ein Beispielsammler ausrisse und hielte, mit den Worten: seht, wie regt sich das Spinnenbein!

§. 15.

Das geniale Ideal.

Wenn es der gewöhnliche Mensch gut meint mit seinen Gefühlen, so knüpft er — wie sonst jeder Christ es that — das feiste Leben geradezu einem zweiten åtherischen nach dem Tode glaubend an, welches eben zu jenem, wie Geist zu Körper passet, nur aber so wenig durch vorher bestimmte Harmonie, Einfluß, Gelegenheit mit ihm verbunden ist, daß anfangs der Leib allein erscheint und waltet, hinterher der Geist. Je weiter ein Wesen vom Mittelpunkte absteht, desto breiter laufen ihm dessen Radien auseinander; und ein dumpfer hohler Polypus müßte, wenn er sich ausspräche, mehr Widersprüche in der Schöpfung finden als alle Seefahrer.

Und so findet man denn bei dem Volke innere und äußere Welt, Zeit und Ewigkeit als sittliche oder christliche Antithese — bei dem Philosophen als fortgesetzten Gegensatz,

nur mit wechselnder Vernichtung der einen Welt durch die andere — bei dem bessern Menschen als wechselndes Verfinstern, wie zwischen Mond und Erde herrscht; bald ist am Janus-Kopfe des Menschen, welcher nach entgegengesetzten Welten schauet, das eine Augen-Paar, bald das andere zugeschlossen oder zudeckt.

Wenn es aber Menschen gibt, in welchen der Instinkt des Göttlichen deutlicher und lauter spricht als in andern; — wenn er in ihnen das Irdische anschauen lehrt (anstatt in andern das Irdische ihn); — wenn er die Ansicht des Ganzen gibt und beherrscht: so wird Harmonie und Schönheit von beiden Welten wiederstrahlen und sie zu Einem Ganzen machen, da es vor dem Göttlichen nur Eines und keinen Widerspruch der Theile gibt. Und das ist der Genius; und die Aussöhnung beider Welten ist das sogenannte Ideal. Nur durch Himmelskarten kön-

nen Erdkarten gemacht werden; nur durch den Standpunkt von oben herab (denn der von unten hinauf schneidet ewig den Himmel mit einer breiten Erde entzwei) entsteht uns eine ganze Himmelskugel und die Erdkugel selber wird zwar klein, aber rund und glänzend darin schwimmen. Daher kann das bloße Talent, das ewig die Götterwelt zum Nebenplaneten oder höchstens zum Saturn-Ring einer erdigen Welt erniedrigt, niemals ideal runden und mit dem Theil kein All ersetzen und erschaffen. Wenn die Greise der Prose, gleich leiblichen versteinert und voll Erde, *) uns die Armut, den Kampf mit dem bürgerlichen Leben oder dessen Siege sehen lassen: so wird uns so eng und bang beim Gesicht, als müßten wir die Noth wirklich erleben;

*) Bekanntlich werden im Alter die Gefäße Knorpel und die Knorpel Knochen, und es kommt so lange Erde in den Körper, bis der Körper in die Erde kommt.

und in der That erlebt man ja doch das Gemälde und dessen Wirkung; und so fehlt immer ihrem Schmerze ein Himmel und sogar ihrer Freude ein Himmel. Sogar das Erhabne der Wirklichkeit treten sie platt, z. B. (wie Leichenpredigten zeigen) das Grab, nämlich das Sterben, dieses Verleben zwischen zwei Welten, und so die Liebe, die Freundschaft. Man begegne wenigstens in dem Wundfieber der Wirklichkeit ihnen nicht, die mit dem Wundpinsel ihrer Dicht-Prise ein neues ins alte impfen, und durch deren Poesten ächte nöthig werden, um die falsche nur zu verschmerzen.

Wenn hingegen der Genius uns über die Schlachtfelder des Lebens führt: so sehen wir so frei hinüber, als wenn der Ruhm oder die Vaterlandsliebe vorausginge mit den zurückflatternden Fahnen; und neben ihm gewinnt die Dürftigkeit wie vor einem Paar Liebenden eine arkadische Gestalt. Ueberall macht er

das Leben frei und den Tod schön; auf seiner
Kugel sehen wir, wie auf dem Meer, die tra-
genden Segel früher als das schwere Schiff.
Auf diese Weise versöhnet, ja vermählt er —
wie die Liebe und die Jugend — das unbes-
hülfliche Leben mit dem ätherischen Sinn, so
wie am Ufer eines stillen Wassers der äußere
und der abgespiegelte Baum aus Einer Wur-
zel nach zwei Himmeln zu wachsen scheinen.

IV. Programm.

Ueber die griechische oder plastische
Dichtkunst.

§. 16.

Die Griechen.

Niemand klassifiziert so gern als der Mensch, besonders der deutsche. Ich werde mich im Folgenden in angenommene Abtheilungen fügen. Die breiteste ist die zwischen griechischer oder plastischer Poesie und zwischen neuer oder romantischer oder auch musikalischer. Drama, Epos und Lyra blühen mithin in beiden zu verschiedenen Gestalten auf. Nach der formellen Absonderung kommt die reale oder die nach dem Stoffe; entweder das Ideal herrscht im Objekte — dann ist die

sogenannte ernste Poesie; — oder im Subjekt — dann wird es die ~~Komische~~; welche wieder in der Laune (wenigstens mir) lyrisch erscheint in der Ironie oder Parodie episch, im Drama als beides.

Ueber Gegenstände, worüber unzählige Bücher geschrieben worden, darf man nicht einmal eben so viele Zeilen sagen, sondern viel weniger. Zehn fremde Könige erbaten und erhielten in Athen das Bürgerrecht; alle Jahrhunderte nach dessen Verfalls haben nicht zehn Dichter • Könige aufzuführen, welche darin das poetische Bürgerrecht errungen hätten. Ein solcher Unterschied setzt nicht einen Unterschied der einzelnen Menschen — denn sogar die Ausnahmen wiederholt die schaffende Natur nach Regeln — sondern den Unterschied eines Volks voraus, das selber eine Ausnahme war, wie z. B. Otaheiti, wenn uns anders in der geringen tausendjährigen Bekanntschaft mit Völkern nicht jedes als ein Individuum erscheinen

muß. Folglich schildert man mit diesem Volke zugleich dessen Poesie; und jedes nordische steht so weit hinab, daß ein Dichter daraus, der einen Griechen erreichte, ihn eben dadurch übertrüfe in angeborner Gabe.

Nicht bloß ewige Kinder waren die Griechen, wie sie der ägyptische Priester schalt, sondern auch ewige Jünglinge. Wenn die spätern Dichter Geschöpfe der Zeit — ja die deutschen, Geschöpfe der Zeiten — sind: so sind die griechischen zugleich Geschöpfe einer Morgenzeit und eines Morgenlandes. Eine poetische Wirklichkeit warf, statt der Schatten, nur Licht in ihren poetischen Wiederschein. Ich erwäge das begeisternde, nicht berauschende Land mit der rechten Mitte zwischen armer Steppe und erdrückender Fülle so wie zwischen Gluth und Frost und zwischen ewigen Wolken und einem leeren Himmel, eine Mitte, ohne welche kein Diogenes von Sinope leben konnte; — ein Land zugleich voll Gebirge, als

Scheidemauer mannischer Stämme und als Schutz- und Treibmauern der Freiheit und Kraft, und zugleich voll Zauberthäler als weiche Wiegen der Dichter, von welchen ein leichtes Wehen und Wogen an das süße Zonen leitet, in den schaffenden Edengarten des Dichter- Adams Homer — Ferner die klimatisch mitgegebene Mitte der Phantasie zwischen einem Normann und einem Araber, gleichsam ein stilles Sonnenfeuer zwischen Mondschein und schnellem Erdenfeuer — Die Freiheit, wo zwar der Sklave zum Arbeitfleiß und zur Handwerks-Innung und zum Brodstudium verurtheilt war (indeß bei uns Dichter und Weise Sklaven sind, wie bei den Römern zuerst die Sklaven jenes waren), wo durch aber eben darum der freigelassene Bürger nur für Gymnastik und Musik, d. h. für Körper- und Seelenbildung zu leben hatte — Ferner die olympischen Siege des Körpers und die des Genius waren zugleich ausgestellt und

gleichzeitig und Pindar nicht berühmter als sein Gegenstand — Die Philosophie war kein Brod = sondern ein Lebensstudium, und der Schüler alterte in den Gärten der Lehrer. — Ein junger Dichtsinn, welcher, indesß der spätere anderer Länder sonst von der Vorherrschaft philosophischen Scharfsinnes zerfasert und entseelt wurde, bestand unverletzt und feurig vor dem alles zerschneidenden Heere von Philosophen, welche in wenigen Olympiaden die ganze transzendentale Welt umsegelte *) — Das Schöne war, wie der Krieg für Vaterland, allen Ausbildungen gemein und verknüpfte alle, so wie der delphische Tempel des Musengottes alle Griechen-Nazio-

*) Man hat das Verhältniß zwischen griechischen Dichtern und Philosophen, welche mit erobernder Kraft und in so kurzer Zeit fast auf allen neu entdeckten Eilanden der neuern Philosophie gewesen waren, noch nicht genug nachgemessen.

nen. — Der Mensch war inniger in den Dichter eingeweht, und dieser in jenen, und ein Aeschylus gedachte auf seiner Grabschrift nur seiner kriegerischen Siege; und wiederum ein Sophokles erhielt für seine poetischen (in der Antigone) eine Feldherrnstelle *) auf Samos und für die Feier seiner Leiche baten die Athener den belagerten Lysander um einen Waffenstillstand — Die Dichtkunst war nicht gefesselt in die Mauern Einer Hauptstadt eingesargt, sondern schwebte fliegend über ganz Griechenland, und verband durch das Sprechen aller griechischen Mundarten alle Ohren zu Einem Herzen **). Alle thätigen Kräfte

*) Wie heiliger war dies damals, als wenn in neuern Zeiten eine Pompadour Wit - Dichterlinge, welche mit der schillernden Pfauenfeder schreiben, zum Lohne das schwere lange Feldherrnschwert in die Hände gibt.

**) Unter der Regierung der Freiheit schrieb — wie später, Italien — jede Provinz in ihrem

wurden von inneren und äusseren Freiheits-Kriegen geprüft, gestärkt und von Küsten-Lagen vielfach gewandt, aber nicht, wie bei den Römern, auf Kosten der anschauenden Kräfte ausgebildet, sondern den Krieg als einen Schild, nicht wie die Römer als ein Schwert führend — Nun vollends jenen Schönheitsinn erwogen, welcher sogar die Jünglinge (nach Theophrast) in Elea in männlicher Schönheit wetteifern ließ, und der den Mäsern Bildsäulen, ja (in Rhodus) Tempel setzte; der Schönheitsinn ferner, welcher einen Jüngling bloß, weil er schön war, nach dem Tode in einem Tempel anbetete oder bei Lebzeiten als Priester darin aufstell-

Dialekte; erst als die Römer das Land in Ketten legten, kam auch die leichtere Kette hinzu, daß nur im attischen Dialekte geschrieben wurde. Siehe Nachträge zu Sulzers Wörterbuch I. 2.

te; *) und welchem das Schauspiel wichtiger als ein Feldzug, die öffentlichen Richter über ein Preisgedicht so angelegen waren, als die Richter über ein Leben und welcher — den Siegeswagen eines Dichters oder Künstlers durch sein ganzes Volk rollen ließ — Ein Land, wo alles verschönert wurde, von der Kleidung bis zur Furie, so wie in heißen Ländern in Lust und Wäldern jede Gestalt, sogar das Raubthier, mit feurigen prangenden Bildungen und Farben fliegt und läuft, insdes daß das kalte Meer unbeholfne, zahllose und doch einförmige, das Land nachlässende, graue Ungestalten trägt — Ein Land, wo in allen Gassen und Tempeln die Lyra-Saiten der Kunst wie aufgestellte Aeolsharfen von selber erklangen — Nun dieses schönheitstrunk-

*) Z. B. der jugendliche Jupiter zu Aegä, der Ismenische Apollo mußten den schönsten Jüngling zum Priester haben. Winkelmanns Geschichte der Kunst.

ne Volk noch mit einer heitern Religion in Aug' und Herz, welche Götter nicht durch Buß-, sondern durch Freudentage versöhnte, und, als wäre der Tempel schon der Olymp, nur Tänze und Spiele und die Künste der Schönheit verordnete und mit ihren Festen wie mit Weinreben, drei Viertel des Jahrs berauschend umschlang — Und dieses Volk, mit seinen Göttern schöner und näher befreundet als irgend eines, von seiner heroischen Vorzeit an, wo sich wie auf einem hohen Vorgebirge stehend seine Helden - Ahnen riesenhaft unter die Götter verloren *), bis zur Gegenwart, worin auf der von lauter Gottesheiten bewohnten oder verdoppelten Natur in jedem Haine ein Gott oder sein Tempel war,

*) Götter ließen sich vom Areopag richten (Demosthenes in Aristocrat. und Lactant. Inst. de fals. relig. I. 10.); dazu gehört Jupiters Menschenleben auf der Erde, sein Erbauen seiner eignen Tempel, Id. I. 11. 12.

und wo für alle menschliche Fragen und Wünsche, wie für jede Blume, irgend ein Gott ein Mensch wurde, und wo das Erdische überall das Ueberirdische, aber sanft wie einen blauen Himmel über und um sich hatte — — Ist nun einmal ein Volk schon so im Leben verherrlicht und schon im Mittagschein von einem Zauberzauche umflossen, den andere Völker erst in ihrem Gedicht aufstreiben: wie werden erst, müssen wir alle sagen, um solche Jünglinge, die unter Rosen und unter der Aurora wachen, die Morgenträume der Dichtkunst spielen, wenn sie darunter schlummern — wie werden die Nacht-Blumen sich in die Tag-Blumen mischen — wie werden sie das Frühlingsleben der Erde auf Dichter-Sternen wiederholen — wie werden sie sogar die Schmerzen an Freuden schlingen mit Venus = Gürteln? —

Auch die Heftigkeit, womit wir Nordleute ein solches Gemälde entwerfen und beschauen,

verrath das Erstaunen der Armut. Nicht, wie die Bewohner der warmen schönen Länder an die ewige Gleiche der Nacht und des Tages gewöhnt, d. h. des Lebens und der Poesie, ergreift uns sehr natürlich nach der längsten Nacht ein längster Tag desto stärker, und es wird uns schwer, uns für die Dürre des Lebens nicht durch die Ueppigkeit des Traums zu entschädigen — sogar in Paragraphen.

S. 17.

Das Plastische oder Objektive der Poesie.

Vier Hauptfarben der griechischen Dichter werden von dem Rückblick auf ihr Volk gefunden und erklärt.

Die erste ist ihre Plastik oder Objektivität. Es ist bekannt, wie in den griechischen Gedichten alle Gestalten wie gehende Dädalus - Statuen, voll Körper und Bewegung auf der Erde erscheinen, indeß neuere Formen

mehr im Himmel wie Wolken fließen, deren große, aber wogende Umrisse sich in jeder zweiten Phantasie willkürlich gestalten. Jene plastischen Formen der Dichter (vielleicht eben so oft Töchter als Mütter der wirklichen Statuen und Gemälde, denen der Dichter überall begegnete) kommen mit der Allmacht der Künstler im Nackten aus Einer Quelle. Nämlich nicht die bloße Gelegenheit, das Nackte zu studieren, stellte den griechischen Künstler über den neuern — denn warum erreicht dieser jenen denn nicht in den immer nackten Gesichtern und Händen, zu welchen er, glücklicher als jener, noch dazu die idealen Formen hat, die der Grieche ihm und sich gebären mußte — sondern jene sinnliche Empfänglichkeit that es, womit das Kind, der Wilde, der Landmann jeden Körper in ein viel lebendigeres Auge aufnimmt, als der zerfaserte Kulturmensch, der hinter dem sinnlichen Auge steht mit einem geistigen Schröhre,

Eben so fass'te der dichtende Grieche, noch ein Jüngling der Welt, Gegenwart und Vorzeit, Natur und Götter in ein frisches und noch dazu feuriges Auge; — die Götter, die er glaubte, seine heroische Ahnen-Zeit, die ihn stolz machte, alle Wechsel der Menschheit ergriffen wie Eltern und Geliebte sein junges Herz — und er verlor sein Ich in seinen Gegenstand.

Aus dem kräftigen Eindruck wird Liebe und Anteil; die rechte Liebe aber ist stets objektiv und verwechselt, und vermischt sich mit ihrem Gegenstande. In allen Volksliedern und überall auf Morgenstufen, wo der Mensch noch rechten Anteil nimmt, — z. B. in den Erzählungen der Kinder und Wilden, und der Volksänger und noch mehr der anbetenden vier Evangelisten will der Maler nur seinen Gegenstand darreichen, nicht sich und seine Gestelle und Malerstücke. Rührend ist oft dieses griechische Selbst-Bergessen, selber

da, wo der Verfasser sich seiner, aber nur als ein Objekt des Objektes erinnert; so hätte z. B. kein neuer Künstler sich so einfach und bedeutungslos hingestellt als Phidias sich auf das Schild seiner Minerva, nämlich als einen alten Mann, der einen Stein wirft. Daher ist aus den neuern Dichtern viel vom Charakter der Verfasser zu errathen; aber man errathe z. B. den individuellen Sophokles aus seinen Werken, wenn man kann.

Dies ist die schöne Objektivität der Unbesonnenheit oder der Liebe. Dann bringt die Zeit die wilde Subjektivität derselben, oder des Rauches und Genusses, der seinen Gegenstand verschlingt und nur sich zeigt. Dann kommt die nicht viel bessere Objektivität einer herzlosen Besonnenheit, welche heimlich nur an sich denkt und stets einen Maler malt; welche das Objektiv-Glas am Auge hält, das Okular-Glas aber gegen das Objekt und dadurch dieses ins Unendliche zurückstel-

let. Allerdings ist noch eine Besonnenheit übrig, die höhere und höchste, welche wieder durch einen heiligen Geist der Liebe, aber einer göttlichen allumfassenden getrieben, objektiv wird.

Die Griechen glaubten, was sie sangen, Götter und Heroen. So willkürlich sie auch beide episch und dramatisch verflochten: so unwillkürlich blieb doch der Glaube an ihre Wahrheit; wie ja die neuern Dichter einen Cäsar, Rato, Wallenstein u. s. w. für die Dichtkunst aus der Wirklichkeit, nicht für die Wirklichkeit aus der Dichtkunst beweisen. Der Glaube aber giebt Anteil, dieser gibt Kraft und Opfer des Ich. Aus der matten Wirkung der Mythologie auf die neuere Dichtkunst, und so aller Götter-Lehren, der indischen, nordischen, der christlichen, der Maria und aller Heiligen ersieht man die Wirkung des Unglaubens daran. Freilich will und muß man jetzt durch eine zusammenfa-

sende philosophische Beschreibung des wahrhaft Göttlichen, welches den Mythen aller Religionen in jeder Brust zum Grunde liegt, d. h. durch einen philosophischen unbestimmten Enthusiasmus den persönlichen bestimmten dichterischen zu ersetzen suchen; indeß bleibt doch die neuere Poeten-Zeit, welche den Glauben aller Völker, Götter, Heiligen, Heroen aufhäuft, aus Mangel an einem einzigen Gott, dem breiten Saturn sehr ähnlich, der sieben Trabanten und zwei Ringe zum Leuchten besitzt und dennoch ein mattes kaltes Blei-Licht wirft, bloß weil der Planet von der warmen Sonne etwas zu weit abstehet; ich möchte lieber der kleine, heiße, helle Merkur seyn, der keine Monde, aber auch keine Flecken hat, und der sich immer in die nahe Sonne verliert.

Wenig kann daher das stärkste Geschrei nach Objektivität aus den verschiedenen Musen- und andern Sitzen versangen und in die Höhe helfen, da zu Objektivität durchaus Ob-

Objekte gehören, diese aber neuerer Zeiten
theils fehlen, theils sinken, theils (durch ei-
nen scharfen Idealismus) gar wegschmelzen
im Ich. Himmel, wie viel anders greift der
herzige, trauende Naturglaube nach seinen
Gegenständen, gleichsam nach Geschwistern
des Lebens, als der laue Nichtglaube, der
mühsam sich erst einen zeitigen kurzen Köhler-
glauben verordnet, um damit das Nicht-Ich
(durchsichtiger und unpoetischer kann ein Na-
me seyn) zu einem halben Objekte anzuschwär-
zen und es in die Dichtung einzuschwärzen!
Daher thut der Idealismus in dieser Rücksicht
der romantischen Poesie so viele Dienste, als
er der plastischen versagt und als die Romane
ihm früher erwiesen, wenn es wahr ist, daß
Berkeley durch diese auf seinen Idealismus ge-
kommen, wie dessen Biograph behauptet.

Der Griechen sah selber und erlebte selber
das Leben; er sah die Kriege, die Länder, die
Fahrzeiten, und las sie nicht; daher sein

scharfer Umriss der Wirklichkeit; so daß man aus der Odyssee eine Topographie und Küsten-Karten ziehen kann. Die Neuern hingegen bekommen aus dem Buchladen die Dichtkunst sammt den wenigen darin enthaltenen und vergrößerten Objekten und sie bedienen sich dieser zum Genusse jener; eben so werden mit zusammengesetzten Mikroskopen sogleich einige Objekte, ein Floh, ein Mückenfuß und dergl. dazu verkauft, damit man die Vergrößerungen der Gläser dagegen prüfe. Der neue Dichter trägt sich daher auf seinen Spaziergängen die Natur für den Objektenträger seiner objektiven Poesie zusammen.

Der griechische Jugend-Blick richtete sich als solcher am meisten auf die Körperwelt; in dieser sind aber die Umrisse schärfer als in der Geisterwelt; und dies gibt den Griechen eine neue Leichtigkeit der Plastik. Aber noch mehr! Mit der Mythologie war ihnen eine vergötterte Natur, eine poetische Gottes-Stadt so-

gleich gegeben, welche sie blos zu bewohnen und zu bevölkern, nicht aber erst zu erbauen brauchten. Sie konnten da verkörpern, wo wir nur abbilden oder gar abstrahiren; da vergöttern, wo wir kaum beseelen; und konnten mit Göttern die Berge und die Haine und die Ströme füllen und heiligen, denen wir mühsam personifizierende Seelen einblasen. Sie gewannen den großen Vorzug, daß alle ihre Körper lebendig und veredelt, und alle ihre Geister verkörpert waren. Der Mythus hob jede Lyra dem schreitenden Epos und Drama näher.

§. 18.

Schönheit oder Ideal.

Die zweite Hauptfarbe der Griechen, das Ideal, oder das Schöne mischt sich aus ihrer Helden- und ihrer Götter-Lehre und aus deren Mutter, der harmonischen Mitte aller Kräfte und Lagen. In der Mythologie, in

diesem Durchgange durch eine Sonne, einen Phöbus, hatten alle Wesen das Gemeine und den Ueberfluß der Individualität abgestreift; jeder Genuß hatte auf dem Olymp seinen Verklärung-Tabor gefunden. Ferner durch die wilden barbarischen Kräfte der Vorzeit, von der Entfernung ins Große gebildet, von früher Poesie ins Schöne gemalt, wurden Ahnen und Götter in Ein glänzendes Gewebe gereihet und der goldene Faden bis in die Gegenwart herüber gezogen, so daß nirgends die Bergötterung aufhörte. Mußte diese Nähe des Olymps am Parnasse nicht auch lauter glänzende Gestalten auf diesen herüber senden, und ihn mit seinem himmlischen Lichte überziehen? — Eine Hülfe zur innern Himmelfahrt der Dichter war, daß ihre Gesänge nicht bloß auf, sondern meistens auch für Götter gemacht waren und sich also schmücken und erheben mußten für ihre künftige Thronstelle in einem Tempel oder unter gottesdiensta-

lichen Spielen. Endlich wenn Schönheit — die Feindin des Übermaßes und der Leere — nur wie das Genie, im Ebenmaße aller Kräfte, nur im Frühling des Lebens, fast wie der Frühjahr, blüht: so mußte sie in der gemäßigen Zone aller Verhältnisse am vollsten ihre Rosen öffnen; die Krampf=Verzerrungen der Knechtschaft, des gefesselten Strebens, des barbarischen Luxus, der religiösen Fieber und dergleichen waren den Griechen erspart. Gehört Einfachheit zum Schönen: so wurde sie ihnen fast von selber zu Theil, da sie nicht, wie wir Nachahmer der Jahrhunderte, das Beschriebene wieder zu beschreiben und also das Schöne zu verschönern hatten. Einfachheit der Kleidung wird nur durch Fülle des Sinns entschuldigt und errungen, so wie ein König und Christus leicht in ungesticktem Gewande sich zeigt, Einfachheit an sich, würde mancher besquem und willig nachahmen, aber was hätt' er davon, wenn er seine innere Armut noch

in äußere einkleidete; und in einem Bettler-Rock den Bettelmusikanten? — Die geistige Plastik könnte so die Farbenzier verschmähen, wie die körperliche jede an den Statuen, welche sich blos mit der einzigen Farbe ihres Stoffs bekleiden.

Doch gibt es noch eine reine frische Nebenquelle des griechischen Ideals. — Alles sogenannte Edle, der höhere Stil begreift stets das Allgemeine, das Klein-Menschliche und schließt die Zufälligkeiten der Individualität aus, sogar die schönen. Daher die Griechen (nach Winkelmann) ihren weiblichen Kunstgebilden das reizende Grübchen nicht liehen, als eine zu individuelle Bestimmung. Die Poesie fodert überall (ausgenommen die komische, aus künftigen Gründen) das Allgemeinste der Menschheit; das Ackergeräthe z. B. ist edel, aber nicht das Backgeräthe; — die ewigen Theile der Natur sind edler als die des Zufalls und des bürgerlichen Verhältnisses;

z. B. Tygerflecke sind edel, Fettsflecke nicht; — der Theil wieder in Untertheile zerlegt, ist weniger edel *), z. B. Kniescheibe statt Knie; — so sind die ausländischen Wörter, als mehr eingeschränkt, nicht so edel als das inländische Wort, das für uns als solches alle fremde der Menschheit umschließt und darbietet; z. B. das Epos kann sagen die Befehle des Gewissens, aber nicht die Dekrete, Urasen &c. des selben **); — so reicht und herrscht diese All-

*) Daher die Franzosen in ihren gebildeten Zirkeln das allgemeine Wort vorziehen, z. B. la glace statt miroir, oder spectacle statt théatre.

**). Im Lateinischen und Russischen gälte wieder das Umgekehrte aus demselben Grunde. Wenn man in dem zwar talent-verworrenen, doch talentreichen Trauerspiele Cadutti aus der höhern Region des Allgemeinen plötzlich durch die Worte: „Und was sich mildern lässt, Soll in der Appellations-Instanz gemildert werden“ in die juristische Region herabstürzt; so

gemeinheit auch durch die Charaktere, welche sich erheben, indem sie sich entkleiden, wie Verklärte, des individuellen Ansatzes.

Warum, oder daß vor uns alles in dem Verhältnisse, wie wir das Zufällige zurückwerfen, von Stufe zu Stufe schöner und lichter aufsteigt — so daß das Allgemeinste zugleich unvermuthet das Höchste wird, nämlich endliches Daseyn, dann unendliches Seyn, nämlich Gott —: dieß ist ein stiller Beweis oder eine stille Folge einer heimlichen angeborenen Theodicee.

Nun sucht der Jüngling, welcher aus Güte, Unkunde und Kraft stets nach dem Höchsten strebt, das Allgemeine früher als das Besondere; daher ihm das Lyrische leicht und das Komische mit seiner Individualisierung so schwer wird. Die Griechen waren aber fris-

ist eine ganze Szene getödtet, denn man lacht bis zur nächsten.

sche Jünglinge der Welt *); folglich half ihr schöner Lebensfrühling das Blühen aller idealen Geschöpfe begünstigen.

§. 19.

Ruhe und Heiterkeit der Poesie.

Heitere Ruhe ist die dritte Farbe der Griechen. Ihr höchster Gott wurde, ob er gleich den Donner in der Hand hatte (nach Winckelmann) stets heiter abgebildet. Hier ziehen wieder Ursachen und Wirkungen organisch durch einander. In der wirklichen Welt sind Ebenmaß, Heiterkeit, Schönheit, Ruhe wechselnd für einander Mittel und Folgen; in der poetischen ist jene frohe Ruhe sogar ein Theil oder eine Bedingung der Schönheit. Unter den äußern Ursachen jener griechischen

*) Jugend eines Volks, ist keine Metapher, sondern eine Wahrheit; ein Volk wiederholt, nur in größeren Verhältnissen der Zeit und der Umgebung, die Geschichte des Individuum.

Freude gehören außer den hellern Lebensverhältnissen und der steten öffentlichen Ausstellung der Poesie — denn wer wird zu öffentlichen Festspielen und vor eine Menge düstere Schattenwelten vorführen — noch die Bestimmung für Tempel. Der griechische zärtere Sinn fand vor Gott nicht die enge Klage, welche in keinen Himmel, sondern ins dunkle Land der Täuschung gehört, aber wohl die Freude anständig, welche ja der Unendliche mit den Endlichen theilen kann.

Poesie soll, wie sie auch in Spanien sonst hieß, die fröhliche Wissenschaft seyn und wie ein Tod, zu Göttern und Seligen machen. Aus poetischen Wunden soll nur Ichor fließen und, wie die Perlenmuschel, muß sie jedes ins Leben geworfene scharfe oder rohe Sandkorn mit Perlenmaterie überziehen. Ihre Welt muß eben die beste seyn, worin jeder Schmerz sich in eine größere Freude auflöst und wo wir Menschen auf Bergen gleichen, um welche

das, was unten im wirklichen Leben mit schweren Tropfen auffällt, oben nur als Staubsägen spieler. Daher ist ein jedes Gedicht unpoetisch, wie eine Musik unrichtig, die mit Dissonanzen schließet.

Wie drückt nun der Griechen die Freude in seiner Dichtkunst aus? — Wie an seinen Götter-Bildern: durch Ruhe. Wie diese hohen Gestalten vor der Welt ruhen und schauen: so muß der Dichter und sein Zuhörer vor ihr stehen, seelig = unverändert von der Veränderlichkeit. Tretet einmal in einen Abgussaal ihrer Götter Bildsäulen. Die hohen Gestalten haben Grabs Erde und Himmels Wolke abgeworfen, und decken uns eine seelig-stille Welt auf in ihrer und in unserer Brust. Schönheit bewegt sonst im Menschen den Wunsch und die Scheu, wenn auch nur leise; aber die ihrige ruht einfach und unverrückt, wie ein blauer Aether auf der Welt und Zeit; und nur die Ruhe der Vollendung,

nicht der Ermüdung stillt ihr Auge, und schließt den Mund. Es muß eine höhere Wonne geben als die Wein der Lust, als das warme weinende Gewitter der Entzückung. Wenn der Unendliche sich ewig freuet und ewig ruhet, so wie es am Ende, es mögen noch so viele ziehende Sonnen um gezogene Sonnen gehen, eine größte geben muß, welche allein still schwebt: so ist die höchste Seeligkeit, d. h. das, wornach wir streben, nicht wieder ein Streben; — nur im Tartarus wird ewig das Rad und der Stein gewälzt — sondern das Gegentheil, ein genießendes Ruh'en, das far niente der Ewigkeit, wie die Griechen die Inseln der Seligen in den westlichen Ozean setzten, wo die Sonne und das Leben zur Ruhe niedergehen. Die alten Theologen kannten das Herz besser, wenn sie die Freude der Seligen gleich der göttlichen, in ewiger Unveränderlichkeit und im Anschauen Gottes bestehen ließen und uns nach den eifl

irdischen beweglichen Himmeln einen letzten festen gaben *). Wie viel reiner ahneten sie das Ewige obwohl Unbegreifliche, als die Neuern, welche die Zukunft für eine ewige Jagd durch das Weltall ausgeben und mit Vergnügen von den Sternsehern immer mehrere Welten als Kauffarbeischiffe in Empfang nehmen, um sie mit Seelen zu bemannen, welche wieder auf — Schiffen anlanden, und mit neuen immer tiefer in die Schöpfung hereinsegeln; so daß, wie in einem Konzert, ihr Adagio des Alters oder Todes zwischen dem jetzigen Allegro und dem künftigen Presto steht. Heißt das nicht, da alles Streben Kampf mit der Gegenwart ist, ewigen Krieg ausschreiben statt ewigen Frieden und wie die Sparter, auch Götter bewaffnen?

In Sathys und in Portraits legten die

*) Nach den alten Astronomen kreiseten 11 Himmeln übereinander, der 12te oder krystallene stand.

Alten die Unruhe, d. h. die Qual des Strebens. Es gibt keine trübe Ruhe, keine stille Woche des Leidens, sondern nur die des Freuens, weil auch der kleinste Schmerz regsam und fröhlich bleibt. Eben die glücklichen Indier sehen das höchste Glück in Ruhens, eben die feurigen Italiener reden vom dolce far niente. Pascal hält den Menschen-Trieb nach Ruhe für eine Reliquie des verlorenen göttlichen Ebenbildes *). Mit Wiegenliedern der Seele nun zieht uns der Griech singend auf sein großes glänzendes Meer, aber es ist ein stilles.

S. 20.

Sittliche Grazie der griechischen Poesie.

Die vierte Hauptfarbe ihrer ewigen Bil-

*) Es ist dasselbe, wenn Fr. Schlegel „göttliche Faulheit und Glück des Pflanzen- und Blumenlebens“ preiset; nur daß er sich dabei an seinem wörtlichen Uebermuthe und an dessen entgegengesetzten Wirkungen zu sehr erfreuet.

dergallerie ist sittliche Grazie. Poesie löset an sich schon den rohen Krieg der Leidenschaften in ein freies Nachspielen derselben auf, so wie die olympischen Spiele die ernsten Kriege der Griechen unterbrachen und aussetzten und die Feinde durch ein sanftes Nachspielen der Kämpfe vereinigten. Da jede moralische Handlung als solche und als eine Bürgerin im Reiche der Vernunft frei, absolut und unabhängig ist, so ist jede wahre Sittlichkeit unmittelbar poetisch, und die Poesie wird wiederum jene mittelbar. Ein Heiliger ist dem Geiste eine poetische Gestalt, so wie das Erhabne in der Körperwelt. Freilich spricht die Poesie sich nicht sittlich aus, durch das Auswerfen klingender Sentenzen, (so wenig als die Gotha-ner unter Ernst I. sich sehr durch die Dreier werden gebessert haben, auf welche er Bibel-Sprüche prägen lassen,) sondern durch lebendige Darstellung, in welcher der sittliche Sinn — so wie der Weltgeist und die Freiheit sich hin-

ter das mechanische Räderwerk der Weltmaschine verbergen, — als unsichtbarer Gott mitten über eine sündige freie Welt regieren muß, die er erschafft.

Das Unsiittliche ist nie als solches poetisch, sondern wird es nur durch irgend eine Zumischung; z. B. durch Kraft, durch Verstand; daher ist, wie ich später zeigen werde, nur ein rein- unsiittlicher Charakter, nämlich grausame und feige Ehrlosigkeit, unpoetisch, nicht aber ihr Gegensatz, der rein-sittliche Charakter höchster Liebe, Ehre und Kraft. Je größer das Dichterogenie, desto höhere Engelbilder kann dasselbe aus seinem Himmel auf unsere Erde herunter lassen; da es sie aber, so wenig als eine neue Anschauung, willkührlich zusammen bauen oder erfinden, sondern nur in sich finden kann: so besiegt diess wieder den Bund zwischen Sittlichkeit und Poesie. Man wende nicht ein: je größer ein Milton, desto größer seine Teufel. Denn zur Schildes-

rung der Teufel superlativen als umgekehrter Götter ist nicht eine bejahende innere Ausschauung, sondern nur eine Verneinung alles Guten vonnöthen; wer also am reichsten zu bejahen weiß, vermag am reichsten zu verneinen.

Wir wollen uns hier nicht in die sittliche Zartheit der Griechen im Leben selber einlassen — denen andere Völker mehr in sittlicher als in ästhetischer Bedeutung Barbaren hießen, und welche Philipp's Privatbriefe so wie den Rath eines ungerechten Siegs-Mittels gar nicht vorgetragen haben wollten, oder welche Euripides Lobpreisung des Reichthums und Sokrates Ankläger verabscheut — sondern wir schauen ihre sittliche Dichtkunst an. Wie lassen Sonne und Mond Homers, die Ilias und Odyssee, und das Siebengestirn des himmlischen Sophokles ein zartes scharfes Licht auf jeden Auswuchs, auf jeden Frevel, so wie auf jede heilige Scheu und Sitte fallen? Wie rein

umschreibt sich im Herodot die sittliche Gestalt des Menschen! Wie jungfräulich spricht Xenophon, die attische honigvolle und stachellose Biene! — Der wie alle große Komiker sittlich verkannte Aristophanes, dieser patriotische Demosthenes im Sockus, lässt je wie ein Moses seinen Frisch regen auf den Euripides nur zur Strafe seiner schlaffen und erschlaffen den Sittlichkeit fallen — weniger bestochen als Sokrates von dessen Sittensprüchen bei vorwaltender Unsittlichkeit im Ganzen — und verschont dagegen mit dem Kleinsten rauhen Anhauche nicht etwa seinen gekrönten Liebling Aeschylus, sondern den religiösen Sophokles, welcher selber dem Euripides, wie Shakespeare dem Dichter Ben Johnson, zu große Achtung bewiesen. Stünde nun ein solcher von Aristophanes sittlich verurtheilter Euripides in den jetzigen Ländern wieder auf: was würden die Länder machen? Ehrenpforten zu einem Ehrentempel für ihn; „denn, würden sic

sagen, es darf uns wol thun, endlich einmal den Wiederhersteller reiner Sittlichkeit auf unsren besudelten Bühnen zu begrüßen."

Ferner unterschieden sich die Griechen noch durch eine doppelte Umkehrung von uns. Wir verlegen die sinnliche Seeligkeit auf die Erde, und das sittliche Ideal in die Gottheit. Die Griechen geben den Göttern das Glück, den Menschen die Tugend. Die schöne Farbe der Freude, welche in ihren Schöpfungen blüht, liegt mehr auf unsterblichen Wangen als auf sterblichen; denn wie klagen sie nicht alle über das unståte Loos der Sterblichen, über die Mühen des Lebens und über den alles erreichen Schatten des Todes und über das ewige Nachsterben im Orkus! Und nur zur offnen Göttertafel der Unsterblichen auf dem Olympus, blickt der Dichter auf, um sein Gedicht zu erklären und zu erheitern. Hingegen die sittliche unsterbliche Gestalt muß der Mensch, wie Gott den Adam, aus seinem

Erdenklos mit einsamen Kräften ausbilden; denn jeder Auswuchs und Wulst an dieser Gestalt, jeder Trotz auf Kraft und Glück, jede Reckheit gegen Sitte und Gottheit, wird von denselben Himmels = Göttern — gleich als wären sie Erden = Götter — unerbittlich mit dem Höllenstein einer augenblicklichen Hölle berührt und verzehrt, eben von ihnen, welche sich den Missbrauch der Allmacht vergönnten, weil sie keine Götter und keine Nemesis zu fürchten haben, ausgenommen den dunkelsten Gott nach einem Meineide beim Styx.

Möge dieses Wenige nach so vielen über die Griechen, wenn auch nicht Genug, doch nicht zuviel seyn. — Gleicht nicht die angegebne Tetralogie ihrer Dichtkunst ihrem Dichtergott selber; und hat wie er den Lichtstrahl — die Lyra — die Heilpflanze — und den Pfeil gegen den Drachen?

V. Programm.

Ueber die romantische Poesie.

§. 21.

Das Verhältniß der Griechen und der Neuern.

Keine Zeit ist mit der Zeit zufrieden; das heißtet, die Jünglinge halten die künftige für idealer, als die gegenwärtige, die Alten die vergangne. In Rücksicht der Literatur denken wir, wie Jünglinge und Greise zugleich. Da der Mensch für seine Liebe dieselbe Einheit sucht, die er für seine Vernunft begehrt: so ist er so lange für oder wider Völker partiisch als er ihre Unterschiede nicht unter einer höhern Einheit auszugleichen weiß. —

Daher mußte in England und noch mehr in Frankreich die Vergleichung der Alten und Neuern allzeit entweder im Wider oder im Für parteiisch werden. Der Deutsche, zumal im 19ten Jahrhundert, ist im Stande, gegen alle Nationen — seine eigne verkannte ausgenommen — unparteiisch zu seyn.

Wir wollen daher das Bild der Griechen noch mit folgenden Zusätzen ergänzen. Erstlich ihr Musenberg stand gerade auf der Morgenseite in Blüte; die schönsten einfachsten Menschen - Verhältnisse und Verwickelungen der Tapferzeit, der Liebe, der Aufopferung, des Glücks und Unglücks, nahmen die Glücklichen weg und ließen den spätern Dichtern blos deren Wiederholung übrig und die mißliche Darstellung der künstlichern.

Ferner erscheinen sie als höhere Todte uns heilig und verklärt. Sie müssen auf uns stärker als auf sich selber wirken, weil uns neben dem Gedicht noch der Dichter entzückt; weil

die schöne reiche Einfalt des Kindes nicht das zweite Kind, sondern den bezaubert, der sie verloren *), und weil eben die wilke Auseinanderblätterung durch die Hitze der Kultur uns fähig macht, in den griechischen Knospen mehr die zusammengedrungene Fülle zu sehen als sie selber konnten. Ja auf so bestimmte Kleinigkeiten erstreckt sich der Zauber, daß uns der Olymp und der Helikon und das Tempe-Thal und jeder Tempel schon außerhalb des Gedichtes poetisch glänzen, weil wir sie nicht zugleich in nackter Gegenwart vor unsren Sternen haben; so wie ähnlicher Weise Honig, Milch und andere arkadische Wörter uns als Bilder mehr anziehen denn als Urbilder. Schon der Stoff der griechischen Gedichte von der Götter- und Menschen-Geschichte an bis zur kleinsten Münze und Kleidung, liegt vor uns als poetischer Demant da, ohne daß

*) Unsichtbare Loge I. S. 194.

noch die poetische Form ihm Sonne und Fassung gegeben.

Drittens vermengt man, wie es scheint, das griechische Maximum der Plastik mit dem Maximum der Poesie. Die körperliche Gestalt, die körperliche Schönheit hat Gränzen der Vollendung, die keine Zeit weiter rücken kann; und so hat das Auge und die außen gestaltende Phantasie die ihrigen. Hingegen sowol den äußern als den innern Stoff der Poesie häufen die Jahrhunderte reicher auf; und die geistige Kraft, die ihn in ihre Formen nöthigt, kann an der Zeit sich immer stärker üben. Daher kann man richtiger sagen: dieser Apollo ist die schönste Gestalt als: dieses Gedicht ist das schönste Gedicht. Malerei wie Gedicht ist schon weit mehr der romantischen Endlosigkeit verwandt, und verschwimmt sich oft sogar bei Landschaften ganz in dieselbe.

Endlich ist's ein alter Fehler der Menschen, daß sie bei dem ewigen Schauspiele der Zeit Wiederholungen des Schönen (ancora) besfehlen, als könne in der überreichen Natur etwas, auch nur das Schlimmste wiederkommen. Eine Volks-Doublotte wäre ein großes Wunder als ein Wolkenhimmel, der mit seinen abenteuerlichen Bildungen ganz irgend einem da gewesenen gliche; nicht einmal in Griechenland könnte das alte auferstehen. Ja es ist sogar leer, wenn ein Volk über Geister-Reichthum das andere zur Rede setzt und z. B. das französische uns fragt, wo sind euere Voltaire's, Rousseau's, Diderot's, Buffon's? Wir haben sie nicht, (sagen wir) aber wo sind bei euch unsere Lessinge, Winkelmann, Herder, Goethe &c.? Warlich nicht einmal elende Autoren finden ihre Neben-Affen im Auslande. In ganz England und Frankreich hat unter allen Schriftstellern, welche Romane schreiben, doch der bekannte = = (in = =) kei-

nen Zwillingbruder; und es ist freilich für die Länder ein Glück.

Wir priesen oben die Kraft der griechischen Götter- und Heroen-Lehre! Nur aber mache man doch nie im vielgliederigen Leben eines Volks irgend ein Glied zur Seele und nicht nährende Früchte und Eier sogleich zu aufgehenden und ausgebrüteten! Ging nicht der Zug der Götter-Schaar aus Aegyptens traurigen Labyrinthen über Griechenlands helle Berge auf Roms 7 Hügel? Aber wo schlug sie ihren poetischen Himmel auf als nur auf dem Helikon, auf dem Parnass und an den Quellen beider Berge? — Dasselbe gilt von der Heroen-Zeit, welche auch auf Aegypter, Peruaner, und fast alle Völker herüberglänzte, ohne doch in irgend einem so wie im griechischen einen poetischen Wiederschein nachzulassen.

Wenn nicht einmal die zeit- und religion-verwandten Römer durch Nachahmen griechisch

dichten lernten — welche überhaupt, als handelnde Theaterdichter und Acteurs der Erde, mehr als Volk denn als Individuen, mehr mit Thaten als Worten, mehr daher in ihren Geschichtschreibern als in ihren Dichtern poetisch waren —: so ist unser Abstand und unser Mißglück der Nachahmung noch natürlicher. Die griechischen Götter sind uns nur flache Bilder und leere Kleider unserer Empfindungen, nicht lebendige Wesen. Ja anstatt daß es damals kaum falsche Götter auf der Erde gab — und jedes Volk in dem Tempel des andern ein Gast seyn konnte — so kennen wir jetzt fast nur falsche; die kalte Zeit wirft gleichsam den ganzen Welten-Himmel zwischen den Menschen und seinen Gott. — Sonderlich heiter ist das nordische Leben so wenig als der Himmel darüber; mitten in unsren hellsten Winter-Mittagen werden lange Abendschatten geworfen, moralisch und physisch; und daß die Sonne als Phœbus ein

Land nicht licht-, holz-, dach-, kost-, und pelz-
frei hält, das spüren die Phöbus-Söhne am
ersten. In den schönen Ländern fliegen die
Schiffe singend am Ufer hin, wo ein Hafen
am andern ist. — Was unsere Herren-Zeit
anlangt, so steht sie — ungleich der griechi-
schen, mit Götter-Zeichen geschmückten —
theils in der Bärenhaut vor uns da; theils
durch Religion in die Eichen-Haine zurückge-
jagt, so daß wir uns mit dem Adam und
Noah viel verwandter glauben als mit Her-
man, und den Jupiter mehr anbeten als den
Gott Thor.

Doch seit Klopstock setzen wir uns einander
mehr darüber herab, daß wir uns nicht stär-
ker hinauf setzen und dringen mit mehr Selbst-
bewußtseyn jetzt auf mehr Selbstbewußtseyn. —
Und endlich, (um den bösen Genius der Kunst
zu nennen,) sonst war die Poesie Gegenstand
des Volks, so wie das Volk Gegenstand der
Poesie; jetzt singt man aus einer Studierstube

in eine andere hinüber, das Interessanteste in beiden betreffend. Um parteiisch zu werden, müßte man jetzt nichts weiter dazu sezen. Aber wie viel geht hier der Wahrheit noch zur Kündung ab! — Eigentlich ist's schon unnütz, alle Völker — und noch dazu ihre Zeiten — und vollends die ewig wechselnden Farbenspiele ihrer Genien — d. h. ein großes, vielgegliedertes, ewig anders blühendes Leben an ein Paar weite Allgemeinheiten (wie plastische und romantische Poesie, oder objektive und subjektive) gleichsam am Kreuze zweier Hölzer festzuheften; denn allerdings ist die Abtheilung wahr und so wahr als die ähnliche der ganzen Natur in gerade und in krumme Linien (die krumme als die unendliche ist die romantische Poesie); oder als die in Quantität und Qualität, so richtig als die, welche alle Musik in solche zerfältte, worin Harmonie, und in solche, worin Melodie vorhingt oder kürzer ins simultane und ins successive

Uebergewicht; so richtig, als die polarisirenden leeren Klassifikationen der Schellingischen Aesthetiker; aber was ist aus dieser atomistischen Dürre für das dynamische Leben zu gewinnen? So kann z. B. durch die Schillersche Abtheilung in naive Poesie *) (wofür

*) S. dessen Schriften II. S. 60: „Im griechischen Zustand macht, weil die höchste Uebereinstimmung zwischen Denken und Empfinden war, die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen den naiven Dichter, der sentimentale erhebt die Wirklichkeit erst zum Ideal; daher reflektiret er erst über den Eindruck der Gegenstände auf sich, und hat die Wirklichkeit (S. 69) als Gränze, die Idee als das Unendliche.“ — „Inzwischen muß doch (S. 137) jede Poesie einen unendlichen Gehalt haben; entweder unendlich in der Form, indem sie den Gegenstand mit allen seinen Gränzen darstellt (?) also absolute Darstellung des naiven Dichters; oder der Materie nach, wenn sie alle Gränzen entfernt, Darstellung eines Absoluten, oder

objektive klarer wäre) und in die sentimentale (womit nur Ein Verhältniß „moderner“ Sub-

sentimentale.“ — „Allein S. 153. ist nicht die wirkliche, sondern die wahre Natur das Subjekt der naiven Dichtung, welche selten existirt.“ Und damit ist der ganze Unterschied wieder aufgehoben. Denn die wahre Natur wird nur durch Idee und Ideal von der wirklichen getrennt und vorher gesetzt, jene und diese ist folglich als solche nie das Urbild des poetischen Nach-Bildes, sondern die Idee ist's; mithin kann keine vollständigste Nachahmung des Wirklichen allein entscheiden, oder keine absolute Darstellung desselben. Entweder wird durch die „wahre“ Natur die ganze Auflösung der Frage vorausgesetzt und erschlichen, oder es gehört überhaupt kein äußerer Vorwurf und Stoff als solcher in den Unterschied beider Dichtungarten. Und letzteres ist auch. Wenn die wahre Natur „selten“ existirt: so ist daraus die griechische Dichtung wenig erklärbar; und da jede Natur erst durch den Dichter dichterisch

jecktivität ausgesprochen wird) die verschiedene Romantik eines Shakespeares, Petrarchs, Ariosts, Cervantes ic. eben so wenig bezeichnet, noch geschieden werben als durch „naiv“ die verschiedene Objektivität eines Homers, Sophokles, Hiobs, Cäsars.

Jedes einzelne Volk und seine Zeit ist ein klimatisches Organ der Poesie und es ist sehr schwer, den verschlungenen Reichthum der Organisation so für ein System auseinander zuwickeln, daß man für dasselbe nicht eben so viel Lebenstheile fallen lasse als aufnehme.

Indes kann dieß die große Absonderung

wird, (denn sonst würde der Dichter gemacht, nicht das Gedicht, und jeder zu jenem) und da auch die plastischen Künstler die „wahre“ Natur der Griechen doch idealisieren mußten, so kann in den Unterschied der naiven und sentimental Dichtung durchaus nicht ein Unterschied der Objekte (als ob die neuere Zeit alle würdigen verloren hätte) aufgenommen werden.

der griechischen und der romantischen Poesie so wenig aufheben als die Wesenleiter der Thiere deren Ordnen in Fächer.

§. 22.

Wesen der romantischen Dichtkunst, Verschiedenheiten der südlichen und der nordischen.

„Ursprung und Charakter der ganzen neuern Poesie lässt sich so leicht aus dem Christenthum ableiten, daß man die romantische eben so gut die christliche nennen könnte.“ Mit dieser Behauptung hob der Berf. gegenwärtigen Paragraphen vor mehreren Jahren an; aber das Widerlegen und Belehren von mehr als einem würdigen Kunstrichter fordert ihn auf, einiges abzuändern, und wie eine Vorstadt wegzunehmen, um das Ganze oder die Festung zu schirmen. Die erste Frage ist, worin unterscheidet sich denn der romantische Stil *) vom griechischen? Die griechischen

*) Schiller nennt ihn den modernen als ob alles

Bilder, Reize, Motive, Empfindungen, Charaktere, selber technische Schranken sind leicht in ein romantisches Gedicht herüber zu pflanzen, ohne daß dieses darum den weltseitigen Geist einbüßte; aber rückwärts fände die Verpflanzung romantischer Reize keine bequeme Stätte im griechischen Kunstwerk, höchstens das Erhabne aber nur darum, weil es als Gränzgott Antikes und Romantisches verknüpft. Sogar die sogenannte moderne Unregelmäßigkeit z. B. der italienischen Oper, der spanischen Komödie ließe sich, — da bloße Technik nicht die Geisterwelt des Dichtens in eine alte und eine amerikanische neue entzweien zu schneiden vermag — mit antikem Geist

hinter den Griechen geschriebene modern und neu wäre, gleichgültig ob ein Jahrtausend alt oder zwei Jahrtausend, ferner den sentimental, ein Beiname, welchen die Romantiker Ariost und Cervantes ohne sonderlichen Ernst annehmen würden.

erfüllen und bewegen; und dieß wird durch Bouterweck's Bemerkung schön bekräftigt, daß die italienische Poesie bei allem Mangel an Ideen, Fülle, durch Klarheit, Einfachheit und Grazie mehr als jede neuere dem Muster der griechischen nachfolge und nachkomme. Gleichwohl springen die italienischen Formen mehr als die deutschen und die englischen über die griechischen hinaus. Und mit dieser wahren Ansicht widerlegt Bouterweck seine andere, nach welcher er das Romantische sehr in einer ungriechischen Einkindschaft des Ernstes, ja Tragischen und Komischen findet. Denn diese ist so wenig ein nothwendiger Charakter des Romantischen, da er so oft fehlt, als sein Gegentheil ein Charakter des Antiken, wo er häufig da ist z. B. in Aristophanes, welcher hart und schroff die Erhabenheit der Chöre in die Erniedrigung sogar der Götter einmischt, gleichsam die Anschauung des Gemüths in dessen komische Abspannung.

Fragen wir doch lieber das Gefühl, warum es z. B. sogar eine Gegend romantisch nennt. Eine Statue schließt durch ihre enge und scharfe Umschreibung jedes Romantische aus; die Malerei nähert sich schon durch Menschen-Gruppierungen ihm mehr und erreicht es ohne Menschen in Landschaft z. B. von Claude. Ein holländischer Garten erscheint nur als der Widerruf jedes Romantischen, aber ein englischer, der sich in die unbestimmte Landschaft ausdehnt, kann uns mit einer romantischen Gegend umspielen, d. h. mit dem Hintergrunde einer ins Schöne frei gelassenen Phantasie. Was ertheilt ferner den folgenden Beispielen aus der Dichtkunst das romantische Gepräge? In Cervantes Trauerspiel Numantia verschworen alle Einwohner, um nicht von dem Hunger und den Römern unterjocht zu werden, sich zu einem gemeinschaftlichen Sterben. Als es geschehen, und in der leeren Stadt nichts als Leichen und

Scheiterhaufen lagen: so trat die Fama auf die Mauer, verkündigte den Feinden den Selbstmord der Stadt und Spaniens künstigen Glanz. — Oder: mitten im Homer die romantische Stelle: da Jupiter von seinem Olymp zugleich die kriegerische unruhige Ebene Troja's und die fernen arkadischen Auen voll stiller Menschen unter einerlei Sonnenlichte überschaut. Oder die obwohl schwächer glänzende Stelle in Schillers Zell, wo das Dichterauge von den gethürmiten Gebirgsketten herunterschweift in die langen lachenden Kornfluren der deutschen Ebene. Es ist in allen diesen Beispielen nicht das Erhabene, das, wie gedacht, so leicht ins Romantische verschießt, sondern das Weite, welches bezeichnet. Das Romantische ist das Schöne ohne Begränzung, oder das schöne Unendliche, so wie es ein erhabenes gibt. So ist Homer im angeführten Beispiel romantisch, in daß er da, wo Ajax in der verfinsterten

Schlacht um nichts weiter die Götter anfleht als um Licht, blos erhaben ist. Es ist noch ähnlicher als ein Gleichnis, wenn man das Romantische das wogende Aussummen einer Saite oder Glocke nennt, in welchem die Tonwoge wie in immer ferneren Weiten verschwimmt und endlich sich verliert in uns selber und, obwohl aussen schon still, noch innen lautet. Eben so ist der Mondschein zugleich romantisches Bild und Beispiel. Den scharf umgränzenden Griechen lag das Zweifellicht des Romantischen so fern und fremd, daß sogar Platon, so sehr Dichter und so nahe der christlichen Erhebung, den wahrhaft romantisch-unendlichen Stoff, das Verhältnis unserer dürftigen Endlichkeit zum Glanzsaale und Sternenhimmel der Unendlichkeit, blos durch die eng und eckig abgeschnittene Allegorie einer Höle ausspricht, aus welcher wir Angeketten die Schattenreihe der wahren Wesen, die hinter uns ziehen, vorüber gehen sehen.

Ist Dichten Weissagen: so ist romantisches das Ahnen einer größern Zukunft als hienieden Raum hat; die romantischen Blüten schwimmen um uns, wie nie gesehene Samenarten durch das allverbindende Meer aus der neuen Welt, noch ehe sie gefunden war, an Norwegens Strand anschwammen.

Wer ist nun die Mutter dieser Romantik? — Allerdings nicht in jedem Lande und Jahrhunderte die christliche Religion, aber jede andere steht mit dieser Gottes-Mutter in Verwandtschaft. Zwei romantische Gattungen ohne Christenthum, einander in Ausbildung wie in Klima fremd, sind die indische, und die der Edda. Die altnordische mehr ans Erhabne gränzende fand im Schattenreiche ihrer klimatischen verfinsterten Schauernatur, in ihren Nächten und auf ihren Gebirgen, zum Gespensterorkus eine gränzenlose Geisterwelt, worin die enge Sinnenvelt zerfloss und versank; dahin gehört Os-

sian *) mit seinen Abend- und Nachtstücken, in welchen die himmlischen Nebelsterne der Vergangenheit über dem dicken Nachtnebel der Gegenwart stehen und blinken; und nur in der Vergangenheit findet er Zukunft und Ewigkeit.

Alles ist in seinem Gedichte Musik, aber entfernte und dadurch verdoppelte und ins Unendlich verschwommene, gleichsam ein Echo, das nicht durch rauh-treues Wiedergeben der Edne, sondern durch ab schwächendes Mildern derselben entzückt.

Die indische Romantik bewegt sich in einer allbelebenden Religion, welche von der Sinnenwelt durch Vergeistigung die Schranken wegbrach; diese wurde so groß wie die

*) So sehr Ahlwardts Uebersezung durch den Fund des reinern Textes vorwiegen kann: so scheint es mir doch, daß der Leichtigkeit und Treue und den Wollauten der Jungschen viel zu wenig lobende Gerechtigkeit widerfahren sei.

Geisterwelt, aber nicht voll Polter, sondern voll Schmeichelgeister, und Erde und Himmel sanken, wie auf einem Meere, einander zu. Dem Indier lebt die Blume mehr als dem Nordmann ein Mensch. Nun rechnet noch sein Klima dazu, diese üppige Brautnacht der Natur, und den Indier, den wie eine Biene, im honigvollen Tulpenkelche ruhend, laue Weste wiegen, und der im süßen Schwanken ausruht. Eben darum mußte die indische Romantik mehr in den Sinnenzauber zergehen; und wenn Mondschein und Ton-Verhall Charaktere und Sinnbilder anderer romantischer Arten sind: so mag der dunkle Wolduft die indische bezeichnen, zumal da er so oft ihr Leben wie ihre Gedichte durchspielt.

Die orientalische Poesie ist weniger der griechischen, als der romantischen durch die Vorliebe für das Erhabne und das Christliche, und durch ihr Unvermögen in Drama und Charakteristik und am meisten durch die

orientalische Denk- und Fühlart verwandt. Nämlich ein Gefühl der irdischen Nichtigkeit des Schattengewimmels in unserer Nacht, Schatten, welche nicht unter einer Sonne, sondern wie unter Mond und Sternen geworfen werden, und denen das kärgliche Licht selber ähnlich ist, ein Gefühl, als würde der Lebenstag, unter einer ganzen Sonnenfinsterniß voll Schauer und Nachtgeflügel gelebt — ähnlich jenen Finsternissen wo der Mond die ganze Sonne verschlingt, und nur er selber mit einem strahlenden Ringe vor ihr steht — diese Denk- und Fühlart, welche Herder, der größte Abzeichner des Orients, dem Norden so nahe vorgemalt, mußte sich der romantischen Dichtkunst auf einem Wege nähern, auf welchem das verschwisterte Christenthum sie ganz erreichte und ausformte.

Wir gelangen nun zur christlichen Romantik; aber von ihr ist zuerst zu zeigen, warum sie in Süden (Italien und Spanien)

vorzüglich) andere Gestalten annahm und erschuf als in Norden, wo wie oben bewiesen worden, schon der Landes Boden den heidnischen Vorhof zum christlichen romantischen Allerheiligsten machte. Der Süden zeigt sich schon von Natur und dann in seinen vielfachen historischen Verflechtungen so viel anders, daß man Bemerkungen, welche die Romantik aus ganz andern als christlichen Quellen fließen lassen, erwägen oder berichtigen muß.

Der südlichen und frühesten gibt Bouterweck folgende Mütter; erstlich die höhere, von den alten Deutschen herüber gebrachte Achtung der Weiber, und also den geistigern Stil der Liebe.

Aber nicht in den altdeutschen Wäldern, sondern in den christlichen Tempeln wohnte die romantische Liebe; und ein Petrarch, der kein Christ ist, wäre ein unmöglicher. Die einzige Maria adelt alle Weiber romantisch; daher eine Venus nur schön, aber eine Ma-

donna romantisch seyn kann. Diese höhere Liebe war, oder ist eben Blüte und Blume aus dem Christenthum, das mit seinem Feuer-eifer gegen das Irdische den schönen Körper in eine schöne Seele zerschmelzt, um ihn dann in ihr lieben zu lassen, also das Schöne im Unendlichen. Der Name platonische Liebe ist bekanntlich einer anderen Liebe, jener reinen unbesleckten Freundschaft zwischen Jünglingen abgeborgt, welche an sich so schuldlos war, daß griechische Gesetzgeber sie sogar unter die Pflichten rechneten, und so schwärmerisch, daß für die Fehler des Geliebten der Liebende gezüchtigt wurde; hier wäre also, nur an einem verschiedenen Geschlechte, dieselbe vergötternde und von der Natur am fernsten vor einer Verunreinigung gehaltene Liebe wieder da, wie bei den alten Deutschen, aber nicht jene heiligende durch Christenthum, welche mit dem romantischen Schimmer bekleidete.

Der Rittergeist — der ohnehin Liebe und Religion Dame, und Notre-dame nebeneinander auf seine Fahnen sticke — und die Kreuzzüge, welche man zweitens zu Bätern der Romantik machte, sind Kinder der christlichen. . . In das gelobte Land ziehen, das von zwei Religionen auf einmal, und vom größten Wesen der Erde in ein dämmerndes Reich der heiligen Ahnung, und in einen Isthmus zwischen erster und zweiter Welt für die Phantasie erhoben war, hieß sich romantisch erklären, und sich die tiefe irdische prosaisch und poetisch mit zwei Kräften unterwerfen, mit Tapferkeit und Religion. Was konnten aber Aehnliches die Heroenzeiten, und Argonautenzüge gebären?

Als Diener und stumme Knechte der Romantik gelten noch die wachsenden Jahrhunderte, welche von außen alle Völker immer mehr mit einander verschwisternd, deren eckigen Abschnitte zuründen; und welche von in-

nen durch das steigende Sonnenlicht der Abstraktion, wie ein Christenthum immer mehr die feste Körperwelt zersetzen. Alles dies macht zu der Weissagung kühn, die dichtende Zukunft werde immer romantischer und regeloser, oder regelreicher, und der Abstand von Griechenland breiter werden, und ihrem Flügelrosse werden so viele Flügel nachwachsen, daß sie gerade mit der Menge eine größere Schwierigkeit der geraden Flugbahn erfahren wird, wenn sie nicht, wie jene Sechsfügelgestalt im Ezechiel, einige Schwingen nur zum Verhüllen anwendet. Indes was gehen die Zeit oder Ewigkeit Aesthetikern und deren Vorschulen an? Soll denn nur die rückende Philosophie weiter kommen, und die fliegende Dichtkunst lahm rosten? Soll nach drei oder viertausend Jahren und deren Millionen Horen keine andere Abtheilung der Dichtkunst vorkommen, als die matte Schillersche? in den Horen von Sentimental und Naiv? —

Man könnte behaupten, jedes Jahrhundert ist anders romantisch, so wie man aus Scherz und Ernst in jedem Planeten eine andere Dichtkunst sezen könnte. Dichtkunst wie alles Göttliche im Menschen, ist an Zeit und Ort gekettet und muß immer ein Zimmermanns Sohn und ein Jude werden; aber in anderer Zeit kann der Stand der Erniedrigung schon auf dem Berge Tabor ansingen, und die Verklärung auf einer Sonne vorgehen und blenden.

Uebrigens ergibt sich von selber, daß das Christenthum, obwol gemeinschaftlicher Vater der romantischen Kinder andere in Süden, andere in Norden erzeugen muß. Die südl. Romantik in dem, klimatisch Griechenlande verwandten, Italien muß in einem Ariosto heiterer wehen, und weniger von der astiken Form abfliegen und abflehen, als die nordische in einem Shakespeare, so wie wieder dieselbe südl. sich anders, und oriental.

lisch, kühner im glühenden Spanien gestaltet. Die nordische Poesie und Romantik, ist eine Aeolsharfe, durch welche der Sturm der Wirklichkeit in Melodien streicht, ein Geheul in Getönen auflösend, aber Wehmuth zittert auf Saiten, ja zuweilen ein hinein gerissener Schmerz.

Wir können also in Rücksicht der nordischen Romantik den künftigen 23sten Paragraphen wieder wie den 22sten anfangen.

§. 23.

Quelle der romantischen Poesie.

Ursprung und Charakter der ganzen neuen Poesie lässt sich so leicht aus dem Christenthume ableiten, daß man die romantische eben so gut die christliche nennen könnte. Das Christenthum vertilgte, wie ein jüngster Tag, die ganze Sinnenwelt mit allen ihren Reizen, sie drückte sie zu einem Grabeshügel, zu einer Himmels-Staffel zusammen und setzte eine

neue Geister - Welt an die Stelle. Die Dämonologie wurde die eigentliche Mythologie *) der Körperwelt, und Teufel als Versführer zogen in Menschen und Götterstatuen; alle Erdens - Gegenwart war zu Himmels - Zukunft verflüchtigt. Was blieb nun dem poetischen Geiste nach diesem Einsturze der äußern Welt noch übrig? — Die, worin sie einstürzte, die innere. Der Geist stieg in sich und seine Nacht und sah Geister. Da aber die Endlichkeit nur an Körpern haftet und da in Geistern alles unendlich ist oder ungeendigt: so blühte in der Poesie das Reich des Unendlichen über der Brandstätte der Endlichkeit auf. Engel, Teufel, Heilige, Seelige, und der Unendliche hatten keine Körper - For-

*) Man weiß, wie nach den Manichaern die ganze Körperwelt den bösen Engeln zugehörte; wie die Orthodoxen den Fluch des Sündenfalls auf alle Kreaturen ausdehnten u. s. w.

men *) und Götter-Leiber; dafür öffnete das Ungeheuere und Unermessliche seine Tiefe; statt der griechischen heitern Freude erschien entweder unendliche Sehnsucht oder die unaussprechliche Seeligkeit — die zeit- und schrankenlose Verdammnis — die Geisterfurcht, welche vor sich selber schaudert — die schwärmerische beschauliche Liebe — die gränzenlose Mönchs-Entsagung — die platonische und neuplatonische Philosophie.

*) Oder das Ueberirdische knüpfte sich an unkünstlerische Verkörperungen, an Reliquien, Kreuze, Kruzifixe, Hostien, Mönche, Glocken, Heiligen-Bilder, die alle mehr als Buchstaben und Zeichen denn als Körper sprachen. Sogar die Thaten suchten das Körperliche zu entbehren, d. h. die Gegenwart; die Kreuzzüge suchten eine heilige Vergangenheit mit einer heiligen Zukunft zu verbinden. So die Legenden der Wunderwerke. So die Erwartung des jüngsten Tags.

In der weiten Nacht des Unendlichen war der Mensch öfter furchtend als hoffend. Schon an und für sich ist Furcht gewaltiger und reicher als Hoffnung, (so wie am Himmel eine weiße Wolke die schwarze hebt, nicht diese jene,) weil für die Furcht die Phantasie viel mehr Bilder findet als für die Hoffnung; und dies wieder darum, weil der Sinn und die Handhabe des Schmerzes, das körperliche Gefühl, uns in jedem Haupt-Punkte die Quelle eines Höllenflusses werden kann, indeß die Sinnen für die Freude einen so magern und engen Boden bescheren. Die Hölle wurde mit Flammen gemalt, der Himmel höchstens durch Musik *) bestimmt, die selber

*) Half nicht vielleicht der unbestimmte romantische Charakter der Musik es mit erzeugen, daß gerade die nebligen Niederlande viel früher große Komponisten bekamen als das heitere helle Italien, das lieber die Schärfe der Malerei erwählte, so wie aus demselben Grunde jene

wieder unbestimmtes Sehnen gibt. So war die Astrologie voll gefährlicher Mächte. So war der Überglaube öfter drohend als verheißend. Als Mitteltinten der dunkeln Farbengebung mögen noch das Durcheinanderwerfen der Völker, die Kriege, die Pesten, die Gewalt-Tausen, die düstere Polar-Mythologie in Wund mit der orientalischen Sprach- Gluth dazu kommen und gelten.

S. 24.

Poesie des Überglaubens.

Der sogenannte Überglaube verdient als Frucht und Nahrung des romantischen Geistes eine eigne Heraushebung. Wenn man liest, daß die Auguren zu Ciceros Zeiten die 12 Geier, welche Romulus gesehen, für das Zeichen erklärten, daß sein Werk und Reich 12 Jahr-

mehr in der unbestimmten Landschaftmalerei idealisierten und die Welschen mehr in der bestimmten Menschengestalt?

hunderte dauern werde, und wenn man damit den wirklichen Sturz des abendländischen Reichs im 12ten vergleicht: so ist der erste Gedanke dabei etwas höheres *) als der spätere, der die Kombinationen des Zufalls ausschrechnet. Jeder erinnere sich aus seiner Kindheit — wenn die seinige anders so poetisch war — des Geheimnisses, womit man die 12 heiligen Nächte nannte, besonders die Christnacht, wo Erde und Himmel, wie Kinder und Erwachsene, einander ihre Thüren zu öffnen schienen zur gemeinschaftlichen Feier

*) Sogar ein Leibniz findet es findenswerth, daß z. B. Christus im Zeichen der Jungfrau geboren worden. Otium Hanover p. 187. Daher kann eine vorüberfliegende Aufführung verziehen werden, daß als im Kaiserbildersaal zu Frankfurt leerer Raum nur noch für ein einziges Bild eines deutschen Kaisers Jahre lang leer stand, das Schicksal ihn wirklich mit dem Bilder des letzten füllte und schloß,

der größten Geburt, indem die bösen Geister in der Ferne zogen und schreckten. Oder er denke an den Schauder, womit er von dem Kometen hörte, dessen nacktes glühendes Schwert jede Nacht am Himmel über die untere bange Welt heraus und hinüber gezogen wurde, um wie von einem Todesengel ausgestreckt auf den Morgen der blutigen Zukunft zu zeigen und zu zielen. Oder er denke ans Sterbebette eines Menschen, wo man am meisten hinter dem schwarzen langen Vorhang der Geisterwelt geschäftige Gestalten mit Lichtern laufen sah; wo man für den Sünder offne Läden und heißhungrige Geisteraugen und das unruhige Umhergehen erblickte, für den Frommen aber blumige Zeichen, eine Lisie oder Rose in seinem Kirchenstand, eine fremde Musik oder seine doppelte Gestalt u. s. w. fand. Sogar die Zeichen des Glücks behielten ihren Schauder; wie eben die letzten benannten, das Vorüberschweben eines seeli-

gen weißen Schatten und die Sage, daß Engel mit dem Kinde spielen, wenn es im Schlummer lächelt. O wie lieblich! Verfasser dieses ist für seine Person froh, daß er schon mehrere Jahrzehende alt und auf einem Dorfe jung gewesen und also in einem Aberglauen erzogen worden, mit dessen Erinnerung er sich jetzt, da man ihm statt der gesuchten spielenden Engel Säuere im Magen untergeschoben *), zu behelfen sucht. Wäre er in einer gallischen Erziehunganstalt und in diesem Säkul sehr gut ausgebildet und verfeinert worden, so müßt' er manche romantische Gefühle, die er dem Dichter gleich zu bringt, erst ihm abfühlen. In Frankreich gab es von jeher am wenigsten Aberglauen und Poesie; der Spanier hatte beides mehr; der

*) Bekanntlich entsteht das Lächeln schlafender Kinder aus Säuere im Magen, welche aber bei Erwachsenen sich nicht sonderlich durch Lächeln oder Engel verräth.

heitere Italiener glich Römern und Griechen, bei welchen der Überglaube nichts von unserm Geisterreiche an sich hatte, sondern sich auf ein Erdenglück, meist von bestimmten Wesen verkündigt, bezog; denn z. B. an deutsche Särge hätte man nie die lustigen, grausamen, muthwilligen Gruppen der alten Urnen und Sarkophage gemalt, wie die Griechen und sogar die düstern Hetrurier thaten.

Der nordische Überglaube, welcher im Gesichte der Krähen oder im Kriegsspielen der Kinder den blutigen Zeigefinger erblickte, welcher auf das schlachtende Stürmen der Völker wies, dieser war desto romantisch erhabner, je kleiner und unbedeutender die weissagenden Bilder waren. So erscheinen die Hexen in Shakespeares Macbeth desto furchterlicher, je mehr sie in ihre Häßlichkeit einkriechen und verschrumpfen; aber in Schillers Macbeth sind die Kothurne, die er ihnen zur Erhöhung angeschuht, gerade die sogenannten

Herenpantoffeln des P. Fulgentius, welche ihre Zauberei bezwingen. Das Misverhältniß zwischen Gestalt und Ueberkraft öffnet der Phantasie ein unermessbares Feld des Schreckens; daher unsere unverhältnismäßige Furcht vor kleinen Thieren, und es muß ein kühner General seyn, welcher vor dem nahen suchenden Summen einer erbohrten Hornisse so ruhig und ungeregt fest sitzen kann, als vor dem Summen einer Kanone. — In Träumen schaudert man mehr vor mystischen Zwergen, als vor einer steilen offnen Riesengestalt.

Was ist nun am Uster- oder Uberglauben wahrer Glaube? — Nicht der parzielle Gegenstand und dessen persönliche Deutung — denn beide wechseln an Zeiten und Völkern, — sondern sein Prinzip, das Gefühl, das früher der Lehrer der Erziehung seyn mußte, eh' es ihr Schüler werden konnte, und welches der romantische Dichter nur verklärter aufweckt, nämlich das ungeheure, fast hüllose Gefühl,

womit der stille Geist gleichsam in der wilden
 Riesenmühle des Weltalls betäubt steht und
 einsam. Unzählige unüberwindliche Welträ-
 der sieht er in der seltsamen Mühle hinter
 einander kreisen — und hört das Brausen ei-
 nes ewigen treibenden Stroms — um ihn her
 donnert es und der Boden zittert — bald hie,
 bald da fällt ein kurzes Klingeln ein in den
 Sturm — hier wird zerknirscht, dort vorge-
 trieben und aufgesammelt — und so steht er
 verlassen in der allgewaltigen blinden einsa-
 men Maschine, welche um ihn mechanisch rau-
 schet und doch ihn mit keinem geistigen Ton
 anredet; aber sein Geist sieht sich furchtsam
 nach den Riesen um, welche die wunderbare
 Maschine eingerichtet und zu Zwecken bestimmt
 haben und welche er als die Geister eines sol-
 chen zusammengebaueten Körpers noch weit
 größer setzen muss als ihr Werk ist. So wird
 die Furcht nicht sowol der Schöpfer als das
 Geschöpf der Götter; aber da in unserm Ich

sich eigentlich das anfängt, was sich von der Welt-Maschine unterscheidet und was sich um und über diese mächtig herumzieht, so ist die innere Nacht zwar die Mutter der Götter, aber selber eine Göttin. Jedes Körper- oder Welten-Reich wird endlich und enge und nichts, sobald ein Geisterreich gesetzt ist als dessen Träger und Meer. Dass aber ein Willle — folglich etwas Unendliches oder Unbestimmtes — durch die mechanische Bestimmtheit greift, sagen uns außer unserm Willen noch die Inschriften der beiden Pforten, welche uns in das und aus dem Leben führen; denn vor und nach dem irdischen Leben gibt es kein irdisches, aber doch ein Leben. Ferner sagt es der Traum, welchen wir als eine besondere freiere willkürliche Vereinigung der geistigen Welt mit der schweren, als einen Zustand, wo die Thore um den ganzen Horizont der Wirklichkeit die ganze Nacht offenstehen, ohne daß man weiß, welche fremde

Gestalten dadurch einsliegen, niemals ohne einen gewissen Schauder bei andern kennen lernen *).

Sa es wird, kann man sagen, sobald man nur einmal einen Menschengeist mit einem Menschenkörper annimmt, dadurch das ganze Geisterreich, der Hintergrund der Natur mit allen Verührkräften gesetzt; ein fremder Aether weht alsdann, vor welchem die Darmfalten der Erde zittern und harmonieren. Ist eine Harmonie zwischen Leib und Seele, Erden und Geistern zugelassen: dann muß, ungesachtet oder mittelst der körperlichen Gesetze, der geistige Gesetzgeber eben so am Weltall sich offenbaren, als der Leib die Seele und

*) Fremde Träume hören wir nicht ohne ein romantisches Gefühl; aber unsere erleben wir ohne dasselbe. Dieser Unterschied des Du und des Ich reicht durch alle moralische Verhältnisse des Menschen und verdient und bekommt an einem andern Orte eine Erwägung.

sich zugleich ausspricht; und das abergläubische Irren besteht nur darin, daß wir diese geistige Mimik des Universums, wie ein Kind die elterliche, erstlich ganz zu verstehen wähnen und zweitens ganz auf uns allein beziehen wollen. Eigentlich ist jede Begebenheit eine Weissagung und eine Geister-Erscheinung, aber nicht für uns allein, sondern für das All; und wir können sie dann nicht deuten *). — —

§. 25.

Beispiele der Romantik.

Einzelne romantische Streiflichter fallen

*) Höchst wahrscheinlich hat eben darum Moritz, mehr ein Geisterseher als Geisterschöpfer, in seine Erfahrung + Seelenkunde so viele Träume, Erscheinungen, Ahnungen ic. öfter aufgenommen als darinn erklärt, und so hinter dem Schirme eines Sammlers und Eregeten seine Geisterseherei in etwas vor der berlinischen und gelehrten Körperseherei gedeckt.

schon durch die griechische Poesie hindurch, wohin z. B. Oedips Dahinverschwinden im Sophokles, der fürchterliche Dämonogorgon, das Schicksal ic. gehören. Aber der achte Zauberer und Meister des romantischen Geisterreichs bleibt Shakespeare (ob er gleich auch ein König mancher griechischen Inseln ist); und dieser schöne Mensch, der den Glauben der Geisterwelt würde erfunden haben, wenn er ihn nicht gefunden hätte, ist wie die ganze Romantik das Nachbild der Ebenen von Bassar; die Nacht ist warm, ein blaues Feuer, das nicht verletzt und nicht zündet, überläuft die ganze Ebene und alle Blumen brennen, aber die Gebirge stehen dunkel im Himmel.

Jetzt ist Schiller zu nennen. Wenn die Romantik Mondschein ist, so wie Philosophie Sonnenlicht: so wirft dieser Dichter über die beiden Enden des Lebens und Todes, in die beiden Ewigkeiten, in die Welt vor uns und die Welt hinter uns, kurz über die unhe-

weglichen Pole der beweglichen Welt seinen dichterischen Schein, indeß er über der Mitte der Welt mit dem Tageslicht der Reflexions-Poesie steht; wie die Sonne nur an beiden Polen wechselnd nicht untergeht und den ganzen Tag als ein Mond dämmert. Daher der Mondschimmer, z. B. seiner Astrologie, seiner Jungfrau von Orleans *), seines Glockenlieds. Bei letzteren ist schon die Wahl eines romantischen Überglaubens romantisch, welcher den Guß der Glocken, als der heiligsten Werkzeuge, die nur aus dieser Welt in die andere rufen und uns in der jetzigen immer auf Herkules Scheidewegen anreden, gewöhnlich von feindseligen Geistern bekämpft annahm.

* Nur daß auf lebten, wie oft bei theatralischen Vorstellungen vorfällt, zuweilen eine aufgehende Bühnen-Thüre das äußere Weltlicht hereinläßet und so die poetische Beleuchtung unterbricht durch eine weltliche.

Herders herrliche „Legenden“ haben als christliche Romantik noch kein sprechendes Auge gefunden. — Die Mohrin Zorayda in Don Quixotte schauet aus dem romantisch-gestirnten Himmel des Werks als nÄherer Stern herab. — Liec Cobwol zu sehr aufgelöst in die romantische und deutsche Vorzeit, um eine Gegenwart anzunehmen und darzustellen) gab in Sternbald *) fast eine shakespeare sche humoristische Phantasie über die Phantasie. —

Gozzi schimmert mit einer warmen italienischen Zaubernacht neben Goldoni, welcher Rom kalt und rein überschneitet — Hebel's allemannische Gedichte sind kostlich=romantisch.

Durch den romantischen Meister von Goethe zieht sich wie durch einen angehörten Traum, ein besonderes Gefühl, als walte ein gefährlicher Geist über den Zufällen darin, als trete er jede Minute aus seiner Wetterwolke, als

*) II. S. 306.

sehe man von einem Gebirge herab in das lustige Treiben der Menschen, kurz vor einer Katastrophe der Natur. Unter den Mährchen werden seines in den Horen und unter den Dramen sein Faust als romantische Himmels-Zwillinge über der Nachwelt schimmern.

Bei den folgenden romantischen Beispielen bemerk' ich voraus, daß ich nur sie selber, aber nicht deren ganze Verfasser für romantisch und dichterisch erkläre. Damit entschuldige man mich, wenn ich in Klinger's goldnen Hahn, die Liebe des Pagen Fanno, und der Prinzenfin Rose, oder dessen Bambino für romantisch ausgebe, und mit Recht behaupte, daß er dort zuerst auf das Hofleben romantisches Rosen- und Lilienlicht fallen ließ; denn seine Dichterjugend, worin die dichtende und die bürgerliche Welt sich so lange bekämpfte, bis endlich diese siegend vorwog, wie es denn sein neuestes Werk („Bemerkungen“ u. s. w.) durch die Urtheile bewies, die es theils fällte,

theils gewann. Ich frage jeden Revisor der Romanen oder gar der ästhetischen Literatur in Ergänzungblättern allgemeiner Literaturzeitungen, ob er nicht — sobald er nur einmal reifer ist als sein Urtheil — zugeben und einsehen muß, daß Klingers Poesien den Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und Ideal anstatt zu versöhnen, nur erweitern, und daß jeder Roman desselben, wie ein Dorfgeigenstück die Dissonanzen in eine schreiende letzte auflöse. Zuweilen in Giasar und andern schließt den gut motivirten Krieg zwischen Glück und Werth der matte kurze Frieden der Hoffnung, oder ein Augen-Seufzer. Aber ein durch seine Werke wie durch sein Leben gezogenes Urgebirge seltener Mannhaftigkeit entschädigt für den vergeblichen Wunsch eines froheren farbigen Spiels. Romantisch ist ferner Schlegels Sonnet: die Sphinx, im Athenäum. Romantisch wird im Alarkos sowol Schlegels, als des ersten Bearbeiters

in dem alten spanischen Romanze del Conde Alarcos, der schauerliche Volksglaube gebraucht, daß der Missethäter in drei Tagen sterbe, wenn ihn das Opfer desselben vor Gottes Gericht im Sterben lade; auch verliert sich das Gebäude schön in eine romantische Abenddämmerung. Erhaben und wahr, nur zu kurz angedeutet ist der Zug, daß die Sterbende in der kalten Scheideminute, wo schon die zweite strengere Welt anfängt, die Erdenliebe gegen ihren Mörder verliert und wie ein Todtengericht, nur Gerechtigkeit besieht. — Romantisch ist die Liebgeschichte in der 185ten bis 210ten Nacht der arabischen Märchen; — ferner die Dichtung der Jahreszeiten in Mniochs *Analisten* (I. S. 67.), aber desto unpoetischer die Dichtung über das Innere. Weit mehr romantisch, und sehr selten griechisch, ist Klopstock, welcher, so wie Haydn in der Schöpfung mit Musik malt, so umgekehrt oft mit Malerei nur tönt, und

man sollte nicht jede (oft nur philosophische) Einfachheit mit griechischem Geiste vermeiden").

Nichts ist seltener als die romantische Blume. Wenn die Griechen die schönen Künste eine Musik nannten: so ist die Romantik die Sphärenmusik. Sie fodert das Ganze eines Menschen und zwar in zärtester Bildung, die Blüten der feinsten höchsten Zweige; und eben so will sie im Gedichte über dem Ganzen schwelen, wie ein unsichtbarer, aber mächtiger Blumenduft. Ein uns allen wohl bekannter und naher Verfasser macht zuweilen seinen romantischen Duft zu sichtbar und fest wie

*.) Die Alten drückten sich unbewußt mit Kürze und Einfachheit aus und wollten einfältig nur die sie erfüllende Wirkung des Gegenstandes weiter geben. Die Neuen schneiden sich erst aus der selber bewußten Vielversteherei eine Kokette Kürze zu, welche die Preise der Einfachheit und des Reichthums zugleich gewinnen will.

durch Frost. — Die Deutschen, deren poetischen Charakter Herder in Niedersinn und Hausverstand setzte, sind für die romantische Poesie zu schwer und fast für die plastische geschickter; und der große Lessing, welcher fast jeden Geist hatte, nur nicht den romantischen, könnte als charakteristischer Sprecher und Abgesandter des deutschen gelten, wiewol er (ist der kühne Ausdruck erlaubt) zwar nicht in der Dicht- aber in der Denk-Kunst romantisch war. Vossens plastische Idyllen stehen daher weit über seinen Oden, denen, wie noch mehr seinen Scherzgedichten, zwar nicht poetischer Körper, aber oft der ideale Geist zu mangeln scheint. Eben so selten als das romantische Talent, ist daher der romantische Geschmack. Da der romantische Geist, diese poetische Mystik, niemals im Einzelnen aufzufassen und fest zu bannen ist: so sind gerade die schönsten romantischen Blüten bei der Volksmenge, welche für die lesende die schreis-

bende richtet', einem thierischen Betasten und Ertreten ausgesetzt; daher das schlimme Schicksal des guten Tiecks und besonders ächter Mährchen. — Dabei erschwert noch der Wechsel das Nachsprechen einer Regel; denn die plastische Sonne leuchtet einsförmig wie das Wachen; der romantische Mond schimmert veränderlich wie das Träumen. — —

Wendet man das Romantische auf die Dichtungarten an: so wird das Lyrische das durch sentimental — das Epische phantastisch, wie das Mährchen, der Traum, der Roman — das Drama beides, weil es eigentlich die Vereinigung beider Dichtungarten ist.

VI. Programm.

Ueber das Lächerliche.

§. 26.

Definizationen des Lächerlichen.

Das Lächerliche wollte von jeher nicht in die Definizationen der Philosophen gehen — ausgenommen unwillkürlich, — bloß weil die Empfindung desselben so viele Gestalten annimmt, als es Ungestalten gibt; unter allen Empfindungen hat sie allein einen unerschöpflichen Stoff, die Anzahl der krummen Linien. Schon Cicero und Quinctilian finden das Lächerliche widerspenstig gegen jede Beschreibung desselben, und diesen Proteus sogar in seinen Verwandlungen gefährlich für einen, der ihn in einer fesseln wollte. Auch die neue Kantische, daß

das Lächerliche von einer plötzlichen Auflösung einer Erwartung in ein Nichts entstehe, hat Vieles wider sich. Erstlich nicht jedes Nichts thut es, nicht das unmoralische, nicht das vernünftige oder unsinnliche, nicht das pathetische des Schmerzes, des Genusses. Zweitens lacht man oft, wenn die Erwartung des Nichts sich in ein Etwas auflöst. Drittens wird ja jede Erwartung in ganzen humoristischen Stimmungen und Darstellungen so gleich auf der Schwelle zurückgelassen. Ferner wird dadurch mehr das Epigramm und eine gewisse Art Witz beschrieben, welche Großes mit Kleinem paart. Aber an und für sich wird damit kein Lachen erweckt, so wenig als durch die Nebeneinanderstellung des Seraphs und des Worms; und es brächte auch der Definizion mehr Schaden als Vortheil, da die Wirkung dieselbe bleibt, wenn der Wurm zuerst kommt und dann der Seraph.

Endlich ist die Erklärung so unbestimmt und dadurch so wahr, als wenn ich sagte: das Lächerliche besteht in der plötzlichen Auflösung der Erwartung von etwas Ernstem in ein lächerliches Nichts. Die alte Definition von Aristoteles, welcher Argus von Blick und Geryon von Gelehrsamkeit überhaupt nie vorbei zu gehen ist — steht wenigstens auf der Bahn des Ziels, wiewol nicht am Ziele, nämlich diese, daß das Lächerliche aus einer unschädlichen Ungereimtheit entstehe. Aber weder die unschädliche der Thiere, noch die der Wahnsinnigen ist komisch: noch die größten ganzer Völker sind, z. B. die der Kamtschadalen, welche ihren Gott Kukta seinen eigenen gefrorenen Unrath für eine Schönheitgöttin der Liebe vor dessen Aufthauen halten lassen. Flodg[e]l *) will Linguet's Meinung über die Giftigkeit des Brots, Rousseau's seine über die Vorzüglichkeit des Wilden-Lebens, oder die

*) Dessen Geschichte der komischen Literatur I. B.

des dumpfen verächtlichen Schwärmers Postells, daß seine venezianische Hure Johanna die Welterlöserin der Weiber sei, von komischer Wirkung finden; aber wie sollen bloße Irrthümer, von welchen jeder Büchersaal wimmelt, ohne darum ein théatre aux Italiens oder des variétés amusantes zu seyn, sich zu komischen Reizen ohne die Aussteuer der Kunst verschönern? — So irrig nun Flögel die bloße geistige Ungereimtheit ohne Verkörperung komisch findet: eben so irrig nimmt er wieder körperliche Ungereimtheit ohne Vergeistigung für komisch, wenn er bei dem plastischen Hölzlen-Breughel den Prinzen von Pallagonia in Palermo; z. B., das Relief von Christi Leiden, neben einem Gauklertanz, oder den Messer zu Pferde gegenüber einem römischen Kaiser mit doppelter Nase, lächerlich findet; denn diesen Verschiebungen der plastischen Wirklichkeit mangelt, wie dem Menschenzerrbild, dem Thiere, die geistige Bedeutung.

Der scharfsinnige Rezensent der Vor sch u-
le in der Jenaer Literaturzeitung setzt das
Komische in Unterbrechung der Totalität des
Verstandes. Da es aber mehrere solcher Un-
terbrechungen gibt — vom ernsten Irrthum
bis zum Wahnsinn — so muß die komische
eben erst von jeder andern abgeschieden werden
durch eine Definizion des Komischen selber
(später mehr über die geistreichen Einwürfe
dieses Rezensenten). — Schiller erklärt die
Komische Poesie für ein Herunterziehen des Ge-
genstandes noch unter die Wirklichkeit selber.
Aber der Unterschied, der das ernste Ideal so
unerreichbar weit über die Wirklichkeit hinaus-
hebt, lässt sich bei dem Komischen nicht durch
Umkehrung anwenden, da die Wirklichkeit sel-
ber das Komische beherbergt, und der Narr
der Bühne zuweilen unverstümmelt auch im
Leben erscheint, obwol nie der tragische Held.
Und wie sollte uns eine verrenkte vertiefte
Wirklichkeit erfreuen, da uns schon die natür-

liche prosaische betrübt? In jedem Falle geht dem Herabziehen unter die Wirklichkeit, welches ja der ernste Dichter auch am Sünder ausübt, die absondernde Entscheidung des Komischen ab.

Die neuere Schlegel - Schelling - Astische Definizion des Komischen, daß dasselbe, z. B. die Komödie „die Darstellung der idealen unendlichen Freiheit, also des negativen unendlichen Lebens oder der unendlichen Bestimmbarkeit und Willkür sei“ — lass' ich hier sich mit der allerneuesten, aber für den Künstler mehr brauchbaren von St. Schüz *) herumschlagen, welche das Komische für die Anschauung des Zwiespalts und des Siegs zwischen Nothwendigkeit und Freiheit erklärt. Auch diesem Siege, welcher oft in Krankheit, Ohnmacht, unverschuldeter Armut, ehrenvollem Erliegen unter Ueberzahl, ohne die Wirkung des Komischen erscheint, muß erst seine

*) In der Zeitung für die elegante Welt. Febr. 1812.

Komische Kraft durch ausschließende Merkmale zugesichert werden.

Doch wozu langes Anklämpfen gegen fremde Definizationen? Man stelle die eigne hin, und jene sterben an ihr von selber, falls sie taugt, wie Adlerfedern andere Federn in der Nähe zerstören. Es kann ohnehin ein Autor, wenn er auch sonst wünschte und vermöchte, nicht allen feindlichen Definizationen begegnen, da deren so viele und vielleicht die meisten erst nach seinem Tode gegen ihn auftreten und ausrücken, so, daß er nach seinem Begräbnis zuletzt doch seiner eigenen immer den ganzen Sieg anheimstellen muß.

Uebrigens haben wir später außer unserer Definization des Lächerlichen noch etwas zu suchen, das noch schwerer gefunden wird, nämlich die Ursache, warum uns dasselbe, obgleich als die Empfindung einer Unvollkommenheit, doch Vergnügen gewährt, und zwar nicht nur in der Dichtkunst — welche auch

auf den Schimmel Blüten und an dem Sar-
ge Blumenstücke gibt — sondern im trockenen
Leben selber.

Man holet eine Empfindung am besten
aus, wenn man sie um ihre entgegengesetzte
befragt. Welche ist nun der Gegenschein des
Lächerlichen? Weder das Tragische, noch das
Sentimentale ist es, wie schon die Wörter
tragi-komisch und weinerliche Komödie bewei-
sen. Shakespeare treibt mitten im Feuer des
Pathos seine humoristischen nordischen Ge-
wächse so unverletzt, als in der Kälte des Lust-
spiels, in die Höhe. Ja seine bloße Succe-
sion des Pathetischen und Komischen verwan-
delt ein Sterne gar in ein Simultaneum
beider.

Man stelle aber einmal eine einzige lustige
Zeile von Beiden in ein heroisches Epos —
und sie löset es auf. Verlachen, d. h.
moralischer Unwillen verträgt sich in Homer,
Milton, Klopstock mit der Dauer der erhaben-

nen Empfindung; aber nie das Lachen. Kurz der Erbfeind des Erhabenen ist das Lächerliche *); und komisches Heldengedicht ist ein Widerspruch und sollte heißen das komische Epos. Folglich ist das Lächerliche das unendliche Kleine; und worin besteht diese ideale Kleinheit?

S. 27.

Theorie des Erhabenen.

Aber worin besteht denn die ideale Erhaben-

*) Im 3ten Band des neu aufgelegten Hesperus S. 3. sagt' ich es unentwickelt. Ich merk' es an, damit man nicht glaube, daß ich meine eignen — Diebe bestehle, wie es zuweilen scheinen kann. Der sonst treffliche Aesthetiker Platner setzt „die Schönheit in eine gemäßigte Mischung des Erhabnen und des Lustigen.“ Durch die Addition einer positiven und einer negativen Größe bekommt ein definierender Philosoph allerdings den leeren Raum, in welchen die Anschauung des Lesers recht gut den verlangten Gegenstand unbesleckt hinein setzen kann.

heit? — Kant und nach ihm Schiller antworten, In einem Unendlichen, das Sinne und Phantasie zu geben und zu fassen verzagen, indem die Vernunft es erschafft und fest hält. Aber das Erhabene, z. B. ein Meer, ein hohes Gebirge, kann ja schon darum nicht unsägbar für die Sinnen seyn, weil sie das umspannen, worin jenes Erhabene erst wohnt; dasselbe gilt für die nachfliegende Phantasie, welche in ihrer unendlichen Wüste und Aetherhöhe vorher den unendlichen Raum für die erhabene Pyramide aufbauet. — Das Erhabene ist ferner zwar immer an ein sinnliches Zeichen (in oder außer uns) gebunden, aber dieses nimmt oft gar keine Kräfte der Phantasie und der Sinne in Anspruch. So ist z. B. in jener orientalischen Dichtung, wo der Prophet das Merkmal der vorüber gehenden Gottheit erwartet, welche nicht kommt hinter dem Feuer, nicht hinter dem Donner, nicht hinter dem Sturm-

winde, sondern die endlich kommt mit einem linden, leisen Wehen, offenbar das sanfste Zeichen erhabener als ein majestäthches wäre. So steht ästhetische Erhabenheit des Handelns stets im umgekehrten Verhältniß mit dem Gewichte des sinnlichen Zeichens, und nur das Kleinste ist das erhabenste; Jupiters Augenbrauen bewegen sich weit erhabener in diesem Falle, als sein Arm oder er selber.

Ferner theilt Kant das Erhabene ins mathematische und ins dynamische ein, oder wie Schiller es ausdrückt, in das, was unsere Fassungskraft übersteigt, und in das, welches unserer Lebenskraft droht. Man kann es kürzer das quantitative und das qualitative nennen, oder das äußere und das innere. Aber nie kann das Auge ein anderes als ein quantitatives Erhabene *) anschauen; nur erst

*) Man steigere die optische Intension, man übersülle das Auge mit Licht: es wird nie Kräfte, nur Größen finden,

ein Schluß aus Erfahrungen, aber keine Anschaugung kann einen Abgrund, ein stürmendes Meer, einen fliegenden Felsen zu einem dynamischen Erhabenen machen. Wie wird denn dieses aber angeschauet? Akustisch; das Ohr ist der unmittelbare Gesandte der Kraft und des Schreckens, man denke an den Donner der Wolken, der Merre, der Wasserfälle, der Löwen &c. Ohne alle Erfahrung wird ein Neuling von Mensch vor der hörbaren Größe zittern; aber jede sichtbare würde ihn nur haben und erweitern.

Wenn ich das Erhabene als das angewandte Unendliche definieren darf: so gibt es eine fünffache Eintheilung oder auch eine dreifache; das angewandte auf das Auge (das mathematische oder optische Erhabene) — auf das Ohr (das dynamische oder akustische) — von innen muß die Phantasie die Unendlichkeit wiederum auf ihre eigne quantitative und qualitative Sinnlichkeit beziehen, als Uner-

meßlichkeit *) und als Gottheit — und dann ist noch die dritte oder fünfte Erhabenheit, welche sich gerade im umgekehrten Verhältniß mit dem äußern oder innern Sinnlichen und Zeichen offenbaret, die sittliche oder handelnde.

Wie wird nun das Unendliche gerade auf einen sinnlichen Gegenstand angewandt, wenn er selber, wie ich bewiesen, kleiner ist als die Flügel der Sinne und der Phantasie? Den ungeheuren Sprung vom Sinnlichen als Zeichen, ins Unsinnliche als Bezeichnetes — welchen die Pathognomik und Physiognomik jede Minute thun muß — vermittelt nur die Natur, aber keine Zwischen-Idee; zwischen dem mimischen Ausdruck des Hasses z. B. und zwischen diesem selber, ja zwischen Wort und Idee gibt es

*) Die Ewigkeit ist für die Phantasie ein mathematisches oder optisches Erhabene; oder so: die Zeit ist die unendliche Linie, die Ewigkeit die unendliche Fläche, die Gottheit die dynamische Fülle.

keine Gleichung. Allein die Bedingungen müssen zu finden seyn, unter welchen ein sinnlicher Gegenstand zum geistigen Zeichen wird vorzugsweise vor einem andern. Bei dem Ohr ist Extension und Intension zugleich vonndthen; der donnernde Ton muß zugleich ein langer seyn. Da wir keine Kraft anschauend kennen als unsere; und da Stimme gleichsam die Parole des Lebens ist: so ist's begreiflicher, warum gerade das Ohr das Erhabene der Kraft bezeichnet. Eine schnelle Vergleichung unserer Töne mit fremden muß man nicht ganz dabei ausschließen. Sogar die Stille kann erhaben werden, die eines hoch still schwebenden Raubvogels, die vor dem großen Meersturm, die nach dem großen Blitze vor dem Donner.

Die optische Erhabenheit ruhet nicht auf Intension — denn Blendung ist nicht erhaben, auch Nacht und Sonne wären es nicht, allein gesehen, ohne Himmel und Umgebung — son-

dern auf Extension, aber nur der einfär-
bigen *). Eine unabsehbliche angebauete
Land-Ebene weicht dem grauen stillen Meere,
obgleich jene optisch-intensiv dem Auge mehr
Licht darreicht und obgleich dieses so gut als
jene an der Wolke aufhört. So wäre einem
Obeliskus durch große Farben-Flecke — nicht
aber durch zu nah und zu klein aufgetragene,
weil diese sonst vor dem schwindelnden Auge
in einen verschmolzen — seine halbe Größe weg-
zunehmen. Warum dies aber, da eher ver-
schiedene Farben sie heller und also bei aller
Ferne größer bauen müßten? Darum, jede
neue Farbe beginnt einen neuen Gegenstand,
in der Ferne oder Nacht ausgenommen, wo
alle Farben in einander taumeln. Hingegen
übersäe man sie wie eine Peters-Kuppel, mit
kleinen Lichtern: so wird sie größer, weil diese
Nachtis **) denselben Gegenstand fortsetzen,

*) Quintus Firlein 2te Auflage S. 337.

**) Am Tage würden sie vor dem größern Lichte
selber nur kleine Gegenstände.

nicht sich auffangen. Daher sind die Sterne nur durch den Himmel optisch erhahen, nicht er durch sie. — Noch ist die letzte Frage: warum wird denn nun der von Einer Farbe lange fortgesetzte Gegenstand ein Bild der Unendlichkeit? —

Ich antworte: durch eine Gränze, also durch zwei Farben, und das Begränzte ist erhalten, nicht das Begränzende; das Auge wiederholet bis zum Schwindel dieselbe Farbe und dieses ewige Wiederkommen des Nämlichen wird das unendliche Bild; weder die Mitte, noch die Spitze der Pyramide ist erhalten, sondern die Bahn des Blicks. Um aber eben zu wissen, daß hier ein Nämliches sey, muß ich hier ein Verschiedenes zugleich haben und ihm entgegensetzen; ohne dieses gäb' es kein Ziel, keine Ferne, also keine Größe; daher die Nacht vor dem z u g e d r ü c t e n Auge nicht erhalten ist, obwol eine vor dem offnen,

weil ich hier von einer erleuchteten Stelle oder von mir an den unendlichen Weg ziehe.

Ich erwehre mich des Einzelnen, da sich die Aufgaben und Auflösungen ins Unendliche vervielfältigen lassen; z. B. einer Untersuchung bedürfte der Fall, wo oft die verschiedenen Gattungen, wie Blitz und Donner schlagen, vereinigt treffen, wie der Wasserfall, der mathematisch und dynamisch groß ist, so wie das stürmende Meer. Eine andere lange Untersuchung wäre wieder die, wie dieses angewandte Unendliche der Natur sich zu dem der Kunst verhalte, da in beiden die Phantasie auf die Vernunft bezieht u. s. w. Eben so wäre gegen den kantischen „Schmerz bei jedem Erhabenen“ viel einzuwenden; besonders dieses, daß nach ihm das größte den größten geben müßte, nämlich Gott; und so wäre gegen den andern kantischen Satz, daß neben dem Erhabenen alles klein sey, einzuwerfen, daß es sogar Stufen des Erhabenen, nicht als

eines Unendlichen, sondern als eines Angewandten gibt; denn eine wache Sternennacht, z. B. über einem schlafenden Meere, sind keine so mächtigen Flügel der Seele als ein Gewitter-Himmel mit seinem Gewitter-Meere; und Gott ist erhabener als ein Berg.

S. 28.

Untersuchung des Lächerlichen.

Wenn ein Programmatisist, der das Lächerliche analysiren will, das Erhabene voraus sendet, um bei dem Lächerlichen und dessen Analyse anzulangen: so kann sein theoretischer Gang sehr leicht zu einem praktischen ausschlagen.

Dem unendlich Großen, das die Bewunderung erweckt, muß ein eben so Kleines entgegenstehen, das die entgegengesetzte Empfindung erregt.

Im moralischen Reiche gibt es aber nichts Kleines; denn die nach innen gerichtete Mo-

ralität erzeugt eigne und fremde Achtung und ihr Mangel Verachtung, und die nach außen gerichtete weckt Liebe und ihr Mangel Haß; zur Verachtung ist das Lächerliche zu unwichtig und zum Haße zu gut. Es bleibt also für dasselbe nur das Reich des Verstandes übrig, und zwar aus demselben das Unverständige. Damit aber derselbe eine Empfindung erwecke, muß er sinnlich angeschauet werden in einer Handlung oder in einem Zustande; und das ist nur möglich, wenn die Handlung als falsches Mittel die Absicht des Verstandes, oder die Lage als Widerspiel die Meinung desselben darstellt und Lügen straft.

Noch sind wir nicht am Ziele. Obgleich nichts Sinnliches *) allein lächerlich seyn kann,

*) Sogar dann nicht, wenn der sonst lächerliche Kontrast zwischen Neußern und Neußern auf das Unbelebte trifft. Eine gepunktete Pariser Puppe kann jeder mögliche Kontrast mit ihrem Punkt nicht lächerlich machen.

— d. h. nichts Lebloses, ausgenommen durch Personifikation — und wieder nichts Geistiges allein es werden kann — nicht der reine Irrthum, noch die reine Verstandeslosigkeit — ; so fragt sich eben, durch welches Sinnliche spiegelt sich das Geistige und welches Geistige ab ? —

Ein Irrthum an und für sich ist nicht lächerlich, so wenig, als eine Unwissenheit ; sonst müßten die verschiedenen Religionsparteien und Stände einander immer lächerlich finden. Sondern der Irrthum muß sich durch ein Bestreben, durch eine Handlung offenbaren können ; so wird uns derselbe Götzendienst, bei welchem wir als bloßer Vorstellung ernsthaft bleiben, lächerlich werden , wenn wir ihn üben sehen. Ein gesunder Mensch, der sich für frank hielte, würde uns erst komisch vorkommen durch wichtige Vorkehrungen gegen seine Noth. Das Bestreben und die Lage müssen beide gleich anschaulich seyn, um ihren Wider-

spruch zur komischen Höhe zu treiben. Allein noch immer haben wir nur einen anschaulich ausgedrückten endlichen Irrthum, der noch keine unendliche Ungereimtheit ist. Denn kein Mensch kann im gegebenen Falle nach etwas anderem handeln, als nach seiner Vorstellung davon. Wenn Sancho eine Nacht hindurch sich über einem seichten Graben in der Schwebe erhielt, weil er voraussetzte, ein Abgrund gasse unter ihm: so ist bei dieser Voraussetzung seine Anstrengung recht verständig; und er wäre gerade erst toll, wenn er die Zerschmetterung wagte. Warum lachen wir gleichwohl? Hier kommt der Hauptpunkt: wir leihen seinem Bestreben unsere Einsicht und Ansicht, und erzeugen durch einen solchen Widerspruch die unendliche Ungereimtheit; zu dieser Uebertragung wird unsere Phantasie, die hier, wie bei dem Erhabenen, der Mittler zwischen Innern und Aeußern ist, ebenfalls wie bei dem Erhabenen nur durch die sinnliche An-

schaulichkeit des Irrthums vermocht. Unser Selbst-Trug, womit wir dem fremden Bestreben eine entgegengesetzte Kenntniß unterlegen, macht es eben zu jenem Minimum des Verstandes, zu jenem angeschaueten Unverstände, worüber wir lachen, so daß also das Komische, wie das Erhabene, nie im Objekte wohnt, sondern im Subjekte.

Daher können wir eine und dieselbe innere und äußere Handlung belachen oder billigen, je nachdem wir unser Unterschieben anbringen können oder nicht. Niemand lacht über den wahnsinnigen Pazienten, der sich für einen Kaufmann und seinen Arzt für den Schuldner hält; eben so wenig lacht man über den Arzt, der ihn zu heilen sucht. Wenn hingegen in Foote's Indüstrierittern äußerlich ganz dasselbe geschieht, nur daß innerlich der Pazient so vernünftig ist wie der Arzt: so lachen wir dennoch, wenn der wahre Kaufmann die Bezahlung wirklicher Waaren von einem Arzte

erwartet, bei welchem die Diebinn derselben die Schuldforderung für eine fide Idee ausgegeben. Beiden vernünftigen Männern legen wir zu ihren Handlungen durch die Täuschung des Komischen unsere Kenntniß der Betrügerinn bei.

Da man aber fragen muß; warum unterlegen wir nicht jedem anerkannten Irrthum und Unverstand jene Folie, die ihn zum Komischen erhellt; so ist die Antwort: blos die Ullmacht und Schnelle der sinnlichen Anschaugung zwingt und reißt uns in dieses Irr-Spiel hinein. Wenn z. B. in Hogarths reisenden Komödianten das Trocknen der Strümpfe an Wolken lachen macht: so dringt uns die sinnliche Plötzlichkeit des Widerspruchs zwischen Mittel und Zweck den flüchtigen Glauben auf, daß ein Mensch wahre Regenwolken zu Trockenseilen gebrauche. Dem Komödianten selber und später auch uns ist das Trocknen an einer festen Scheinwolke nichts

Lächerliches. — Noch stärker zeigt sich die Gewalt sinnlicher Anschaulichkeit in dem Erzeugen des Lachens bei so ganz absichtlosen uns fruchtbaren Ehen des Unähnlichsten, wie etwa z. B. in den propos interrompus (zu deutsch im sogenannten Schenken und Logieren), oder auch im Zeilenweisen Hinüberlesen von einer Zeitung = Halbseite in die andere, wo auf einen Augenblick durch die Täuschung oder Unterschiebung eines absichtlichen Verbindens und Wahl-Handelns die Wirkung eintreten muß, damit man lacht. Ohne jene voreilige Unterschiebung, gleichsam ein Syllogismus der Empfindung, würde das Paarren alles Ungleichartigsten doch kein Lachen gebären; denn was ist nicht zu gleicher Zeit Unähnlichstes z. B. unter dem Nachthimmel, ohne komische Gewalt beisammen — die Nebelflecken — Nachtmücken — Milchstraßen — Stallichter — Nachtwächter — Spitzbuben u. s. w.? Was sag' ich? Wird denn nicht

jede Sekunde des Universums vom Niedrigsten und vom Höchsten nachbarlich gefüllt, und wann könnte das Lachen aufhören, wenn bloße Nachbarschaft gälte? Daher sind an sich die Kontraste der Vergleichung nicht lächerlich, ja sie können oft sehr ernsthaft seyn, z. B. wann ich hier sage: vor Gott ist der Erdball ein Schneeball oder: das Rad der Zeit ist das Spinnrad für die Ewigkeit.

Zuweilen tritt die Umkehrung ein, und erst durch das Wissen des fremden Innern oder der Absicht wird die äußere Anschaulichkeit komisch. Z. B. ein Holländer stehe in einem schönen Garten an einer Mauer und schaue durch ein Fenster derselben in die Gegend hinaus: so ist an einem Manne, welcher sich auf die Fensterbrüstung zum bequemern Genüsse der Natur mit Armen legt, nichts, weswegen er in irgend einer ästhetischen Vorschule als komisch anzuführen wäre. Sogleich aber wird der unschuldige Holländer ins Ko-

mische Gebiet gebracht, wenn man noch hinz zu erzählt, daß er, da er alle benachbarte Holländer Land = oder Gartenhäuser mit guten Aussichten ins Freie genießen sah, that was er vermochte, und weil er kein ganzes Landshaus erschwingen konnte, sich wenigstens eine kurze Mauer mit einem Fenster bauen ließ, aus welchem er, wenn er sich in solches legste, sehr frei und ungehindert die Landschaft vor sich hin beschauen und genießen konnte. Allein, um vor seinem Kopfe in der Fenstersöffnung an lachend vorbei zu gehen, müssen wir ihm vorher etwas andichten, daß er nämlich zu gleicher Zeit sich die Aussicht habe vermauern und habe eröffnen wollen.

Oder: wenn der Dichter Ariosto seinem ihn ausschelten den Vater ergeben zuhört: so liegt die Neußerlichkeit des Vaters wie des Sohnes von jedem Lächerlichen so lange ab, als man nicht das Innere des Sohnes erfährt, nämlich daß er in einem Lustspiel einen Polterva-

ter ausarbeitet, und daher den seinigen als einen gesundenen Vorfechter, goldenen Spiegel und eine anschauliche Poetik des theatralischen Vaters aufmerksam betrachtet, so wie dessen Gesichtszüge als mimischen Bauriß das zu; — jetzt erst macht das Darlehn unserer Ansicht beide komisch, so wenig an sich sonst ein zankender Vater oder ein abzeichnender Hogarth desselben es ist.

Ferner: man lacht weniger über das, was Don Quirotte thut — dem Wahnsinne ist nichts zu leihen — als was er an sich vernünftig sagt; Sancho Pansa aber weiß sich mit Reden und Thaten gleich gut lächerlich zu machen — Oder: da jeûne jung und jeûne fastend, und Général zugleich allgemein und ein General bedeutet, so ist die bekannte Verwechslung eines Uebersetzers von jeûne Général zwischen einem allgemeinen Fasten und jungen General — welche im Kriege oft kaum eine ist — nur durch unsere Unterschiebung ei-

nes bewußten Verwechsels komisch. — Endlich: warum wird ein Mensch mit einer an sich nicht lächerlichen Eigenthümlichkeit, durch eine mimische, sogar nicht einmal travestirende, Nachahmung und Adopzion derselben doch lächerlich durch Ab- oder Nachdruck und Nachspiel auf einem fremden Gesicht? Und warum hingegen könnten zwei ähnliche Brüder und Menächmen zugleich beisammen geschauet leichter Schaudern *) als Lachen erregen? Meine Antwort darauf ist bisher gegeben worden.

Daher kann Niemand sich selber lächerlich im Handeln vorkommen, es müßte denn eine Stunde später seyn, wo er schon sein zweites Ich geworden und dem ersten die Einsichten des zweiten andichten kann. Achten und verachten kann der Mensch sich mitten in der

*) Mich wundert daher, daß man diese fürchterliche Verdopplung der Gestalt nur komisch, nicht auch tragisch verwendet hat.

That, welche der Gegenstand des einen oder des andern ist, nicht aber sich auslachen, so wie nicht selber (S. Quint. Firlein S. 395) sich lieben und hassen. — Wenn ein Genie von sich eben so gut und zwar dasselbe Gute denkt (was vielen Stolz voraussetzt), als ein Tropf von sich, und wenn beide diesen Stolz mit gleichen körperlichen Zeichen vor die Anschauung bringen: so lachen wir, obwol Stolz und Zeiten gleich gesetzt sind, nur den Tropf allein aus, blos weil wir diesem allein etwas dazu leihen. Daher vollendete Dummheit oder Verstandeslosigkeit schwer lächerlich wird, weil sie uns das Leihen *) unserer kontrastierenden Einsicht erschwert oder verbeut.

*) Daher können höhere Wesen zwar über uns, obwol selten, lachen und unsere Handlungen mit ihren Einsichten kontrastiren, aber dazu sind nicht unsere thörichten tauglich, sondern unsere weisen. — Daher ist Philosophie z. B. die Schellingische, welche den Verstand aus dem

Daher die gemeinen Definitionen des Lächerlichen so falsch sind, welche nur einen einfachen realen Kontrast annehmen, anstatt den scheinbaren zweiten; daher das lächerliche Wesen und dessen Mangel wenigstens den Schein der Freiheit haben muß; daher lachen wir nur über die klügern Thiere, welche uns ein personificierendes anthropomorphotisches Leibhen verstatten. Daher wächst das lächerliche mit dem Verstande der lächerlichen Person. Daher bereitet sich der Mensch, der sich über das Leben und dessen Motive erhebt, das längste Lustspiel, weil er seine höhern Motive den tiefen Bestrebungen der Menge unterlegen und dadurch diese zu Ungereimtheiten machen kann; doch kann ihm der erbärmlichste das Alles wieder zurückgeben, wenn er dem höhern

Gebiete der Vernunft verwiesen, schwer lächerlich zu machen; denn unser subjektiver Kontrast, den wir ihr leihen wollen, ist eben schon ihr eigner.

Streben seine tiefern Motive unterschiebt. Daß her fliegen eine ganze Menge Programmen, gelehrte Anzeiger und Anzeigen und die schwersten Ballen des deutschen Buchhandels, die an und für sich verdrüßlich und eckelhaft hinschreichen, sogleich als Kunstwerke auf, sobald man sich nur denkt (und ihnen also die höhern Motive leiht), daß sie irgend ein Mann aus parodierendem Späße hingeschrieben.

Auch bei dem Lächerlichen der Lage, müssen wir, eben so wie bei dem Lächerlichen der Handlung, dem komischen Wesen zu dem wahren Widerspruche mit dem Außern noch einen erdichteten innern mit sich selber geben, ob es gleich oft eben so schwer seyn mag, im Ueberflusse einer lebendigen Empfindung *)

*) Z. B. Lächerlich ist die Darstellung des Schnellen — ferner der Menge — ferner der Buchstabe s (versessen besessen ic.) — ferner maschinennäßige Abhängigkeit des Geistigen von der

* das dürre Gesetz zu verfolgen als in jedem gegebenem Thiere das Sparrwerk der thierischen Schöpfung, nämlich das Fisch-Gerippe.

Man erlaube mir der Kürze wegen, daß ich in der künftigen Untersuchung die drei Bestandtheile des Lächerlichen als eines sinnlich angeschaueten unendlichen Unverstandes blos so nenne wie folgt: der Widerspruch, worin das Bestreben oder Seyn des lächerlichen Wesens mit dem sinnlich angeschaueten Verhältniß steht, nenn' ich den objektiven

Maschine, (z. B. so lange zu predigen bis man ausdünstet), daher sogar das Passivum komischer ist als das Aktivum — ja der ist lächerlicher als die — ferner die Verwandlung eines lebendigen Wesens in ein abstraktes (z. B. etwas Blaues saß auf dem Pferde) u. s. w. Gleichwohl müssen hier so gut aber auch so schwer die drei Bestandtheile des Lächerlichen aufzuzeigen seyn als im Lächerlichen, das einem Kinde als solches erscheint.

Kontrast; dieses Verhältniß den sinnlichen; und den Widerspruch beider, den wir ihm durch das Leihen unserer Seele und Ansicht als den zweiten aufbürden, nenn' ich den subjektiven Kontrast.

Diese drei Bestandtheile des Lächerlichen, müssen in der Verklärung der Kunst durch den Unterschied des wechselnden Uebergewichts die verschiedenen Gattungen des Komischen entstehen lassen. Die plastische oder alte Dichtkunst lässt im Komischen den objektiven Kontrast mit dem sinnlichen Bestreben vorwalten; der subjektive verbirgt sich hinter die mimische Nachahmung. Alle Nachahmung war ursprünglich eine spottende; daher bei allen Völkern das Schauspiel mit der Komödie anfing. Zur spielenden Nachbildung dessen, was Liebe oder Schrecken einflößte, gehörte schon ein höherer Stand der Zeit. Auch war das Komische mit seinen drei Bestandtheilen am leichtesten durch die mimische

Nachlässigung zu geben. Von der mimischen stieg man zur poetischen. Aber im Komischen, wie im Ernst, blieben die Alten ihrer plastischen Objektivität getreu; daher ihr Lorbeerkrantz des Komischen nur an ihren Theatern hängt, bei den neuern aber an andern Orten. Der Unterschied wird sich erst mehr erheben, wenn wir untersuchen, was das romantische Komische ist und wenn wir Satire, Humor, Ironie, Laune, prüfen und scheiden.

§. 29.

Unterschied der Satire und des Komischen.

Das Reich der Satire stößet an das Reich des Komus; — das kleine Epigramm ist der Markstein — aber jedes trägt andere Einwohner und Früchte. Juvenal, Persius, und ihres Gleichen stellen lyrisch den ernsten moralischen Unwillen über das Laster dar, mithin machen sie ernst und erheben uns;

selber die zufälligen Kontraste ihrer Male-
 reien verschließen dem Lachen durch Bitter-
 keit den Mund. Hingegen das Komische
 treibt mit dem Kleinen des Unverständes sein
 poetisches Spiel und macht heiter und frei.
 Die verspottete Unmoralität ist kein Schein,
 aber die verlachte Ungereimtheit ist ein hal-
 ber. Thorheit ist zu schuldlos und unver-
 ständig für den Schlag der Satire, so wie
 das Laster zu häßlich für den Kitzel des La-
 chens, obgleich an jener die unmoralische
 Seite verhöhnet und an diesem die unver-
 ständige belacht werden mag. Schon die
 Sprache setzt Hohn, Spott, Stachelschrift,
 Hohnlachen scharf dem Scherzen, Lachen, Lu-
 stigmachen entgegen. Das satirische Reich ist,
 als die Hälfte des moralischen, kleiner, weil
 man nicht willkürlich verhöhnen kann; das
 lachende ist unendlich groß, nämlich so groß
 als das des Verstandes oder der Endlichkeit,
 weil zu jedem Grade sich ein subjektiver Kon-

trast erfinden lässt, der kleiner macht. Dort findet man sich sittlich angesesselt, hier poetisch freigelassen. Der Scherz kennt kein anderes Ziel als sein eignes Daseyn. Die poetische Blüte seiner Nesseln sticht nicht, und von seiner blühenden Nuthe voll Blätter fühlt man kaum den Schlag. Es ist Zufall, wenn in einem ächtkomischen Werke etwas satirisch scharf ausschlägt; ja man wird davon in der Stimmung gestört. Wenn in Lustspielen die Spieler zuweilen auf einander ernste Sätze sagen: so unterbrechen sie das Spiel durch die moralische Wichtigkeit, die sie dadurch einander verleihen.

Werke, worin der satirische Unwille und der lachende Scherz, wie oft in der Philosophie Vernunft und Verstand, in einander gesmeigt und verwirret sind, z. B. Young's Satiren und Pope's Dunciade, quälen mit dem gleichzeitigen Genusse entgegengesetzter Tonarten. Lyrische Geister werden daher leicht

satirisch, z. B. Tacitus, J. J. Rousseau, Schiller in Don Carlos, Klopstock *), Herder; aber epische sind leichter komisch, besonders für die Fronie und die Komödie. Die Vermengung beider Gattungen hat eine moralische Seite und Gefahr. Belacht man das Unheilige, so macht man es mehr zu einer Sache des Verstandes; und das Heilige wird dann auch vor diesen unächten Richterstuhl gezogen. Büchtigt die Satire den Unverstand, so muß sie in Ungerechtigkeit übergehen und dem Willen das schuld geben, was der Zufall und Schein verbricht. Hier sündigen englische Satiriker; dort deutsche und gallische Komödienschreiber, welche den Ernst des Lasters in ein Lustspiel verkehren.

Leicht ist indeß der Uebergang und die Vermischung. Denn da der moralische Zorn der Satire sich gegen die beiden Sakramente des Teufels, gegen den moralischen Dualis-

*) In seiner gelehrten Republik.

mus, nämlich gegen die Lieblosigkeit und gegen die Ehrlosigkeit zu fehren hat: so wird sie im Kriege gegen die letztere dem Scherze begegnen, der die Eitelkeit am Unverstande beleidigt im Gefechte mit diesem. Die Persiflage des Welttons, eine rechte Mittlerin zwischen Satire und Scherz, ist das Kind unserer Zeit.

Je unpoetischer eine Nation oder Zeit ist, desto leichter sieht sie Scherz für Satire an, so wie sie nach dem Vorigen umgekehrt die Satire mehr in Scherz verwandelt, je unsittslicher sie wird. Die alten Eselsfeste in den Kirchen, der Geckenorden und andere Spiele der poetischern Zeit würden sich jetzt zu lauter Satiren ausspinnen *); statt des unschul-

*) Man erlaube mir aus dem Neujahrs-Taschenbuch 1801 folgende Stelle aus meinem eignen Aufsatz abzuschreiben. „Gerade in die anächtiesten Zeiten fielen die Narren und Eselsfeste, die Mysterienspiele und die Spasspre-

digen Gewebes der Seidenraupe, welche daraus als Schmetterling fliegt, ist ein Kanker gespinnte geworden, das eine Mücke fangen soll. Der Scherz fehlt uns blos aus Mangel an — Ernst, an dessen Stelle der Gleichmacher aller Dinge, der Witz, trat, welcher Zugend und Laster auslacht und aufhebt. Daher kann sich gerade die persiflierende Nation am wenigsten im Humor und poetischen Komischen mit der ernsten brittischen messen. Der freie Scherz wird in Paris, wie an Hôfen, gefesselte Anspielung; so wie die Pa-

digten am ersten Ostertage, blos weil da das Ehrwürdige noch seinen weitesten Abstand von diesen Travestierungen behauptete, wie der resophontische Sokrates vom aristophanischen. Späterhin verträgt die Zweideutigkeit des Ernstes nicht mehr die Annäherung des Scherzes, so wie nur Verwandte und Freunde, aber nicht Feinde einander vor den komischen Hohlspiegel führen dürfen." —

rifer sich durch ihre witzige Anspielung: Sucht sowol die Freiheit als den Genuss der ernsten Dichtungen rauben. Daher haben die gravitätischen Spanier mehr Lustspiele als irgend ein Volk und oft zwei Harlekinne in Einem Stück.

Ja der Ernst beweiset als Bedingung des Scherzes sich sogar an Individuen. Der ernste geistige Stand hatte die größten Komiker *), Rabelais, Swift, Sterne, Young in gehöriger Ferne, Abraham a Santa Clara in noch größerer und Reynier, ja es läßt in der größten sich noch ein Pfarrsohn anführen. Man

*) Die meisten und besten Bonmots fallen auf Geistliche und auf Schauspieler; — auf diese noch besonders darum, weil ihre Bühne die dunkle Kammer und kleine Welt der ganzen ist und folglich alle komischen Kombinationen dieser, zumal durch den Schein- und Verier-Apparat der großen, so sehr zusammen drängt, daß in Hogarths Komödianten nicht sowol der

bestätigt sich diese fruchttragende Einimpfung des Scherzes in den Ernst noch mehr durch Nebenblicke. Z. B. ernste Nationen hatten den Höhern und innigern Sinn für das Komische; der ernsten Britten nicht zu gedenken, so haben die eben so ernsten Spanier mehrere Komödien (nach Riccobini) geliefert als Italiener und Franzosen zusammen gerechnet. So stand (nach Bouterweck) das spanische Lustspiel gerade unter den drei Philippen von 1556 bis 1665 in Blüte und Glanz; und unter Alba's Umhermorden an den Niederlanden wurde von Cervantes im Kerker Don Quirots

Reichtum als die Enthaltsamkeit in wichtigen Vermählungen heraus zu heben ist; — beide aber bieten gemeinschaftlich durch die Höhe ihrer wahren und ihrer scheinbaren Verhältnisse dem Zufall die größeren Kontraste dar. So war im christlichen Mittelalter in allen Ländern gerade die dunkelfarbige Geistlichkeit das auseinandersehene Schwarz der satirischen Zielscheiben.

te geboren, und von Lope de Vega, einem Familiare der Inquisition, die Luststücke gemacht. — Führt man diese historischen Zufälligkeiten ohne Anmaßung eines scharfen Entscheidens an: so kann man vielleicht fortfahren und sogar dazu sehen, daß das trübe Irland meisterhafter Komiker — die mithin eine große Zahl anderer, wenn auch nur geselliger vorausseht — gezeugt, von welchen nach Swift und Sterne noch der Graf Hamilton zu nennen, welcher, wie der berühmte pariser Carlin, so still und ernst im Leben gewesen. Endlich steigert sich an den Jahren Humor, Ironie, und jede komische Kraft, und mitten in der kalt nebelnden Trübe des Alters, spielt wie ein Nachsommer die komische Heiterkeit sich heiter ein.

Mit dem alten Kernernste ging den Deutschen — zuerst im lustigen Leipzig — der Hanswurst verloren. Gleichwohl wären wir vielleicht alle noch ernsthaft genug für einen

über den andern Spaß, wenn wir mehr Staats-Bürger (*citoyens*) als Spieß-Bürger wären. Da nichts öffentlich bei uns ist, sondern alles häuslich: so wird jeder roth, der nur seinen Namen gedruckt sieht und ich erinnere mich, daß der Verfasser dieses, als er den Verlust seiner Patentschnalle auf der Redoute ins Wochenblatt setzen ließ, statt seines Namens blos beifügte: „bei wem? erfährt man im Intelligenzcomptoir.“ Da bei uns nur der Stand die öffentliche Ehre genießet, nicht wie in England, das Individuum: so will dieses auch nicht den öffentlichen Scherz erdulden. Keine deutsche Frau ließe, wie jene Brittin, ihre abgeschnittene Locke zu einem Heldengedichte verspinnen — außer zu einem ernsten — und noch weniger ließe sie sich Popens scherzende Zueignung, d. h. dessen bedingtes Lob gefallen. Der Deutsche denkt unsäglich diskret. Wird z. B. etwas Biographisches und Nekrologisches an Schlichtegroll eingesandt: so lies

fert ihm die Familie vielleicht mehrere Familien - Geheimnisse des Menschengeschlechts, nämlich des Todten Tod, Geburt, Hochzeittag und Amtsjahre mit einer gewissen Freimüthigkeit aus, desgleichen die Nachrichten, daß der Mann ein guter Vater, treuer Freund und sonst das Beste gewesen. Es soll aber ins Paquet eine einzige Anekdote hineingerathen seyn, welche den Seeligen oder einen aus dem Städtchen in einem saubern Schlafröck aufgestellt und nicht in Silber und Seide: so läßt die Familie das Paquet wieder holen von der Post und zieht die Anekdote heraus, um nichts zu kompromittieren. Nicht nur wird keine deutsche Familie den Kopf ihres Vaters abschneiden und an den D. Gall abschicken zu Kupferstichen (und niemand wird hier gern einen andern Kopf abliefern als seinen eignen), sondern sie würd' es auch nicht gerne sehen, wenn sie Voltaire's Familie wäre, daß der Redacteur des Citoyen

Français le Maire, einen Zahn des alten bissigen Satirikers in goldner Fassung am Finger trägt; „warum soll — würde die Familie sagen — unser guter Großvater sich auf allen Straßen und Gassen umtreiben und seinen Hundszahn, der seiner Familie angehört, vor aller Welt aufdecken, zumal da der Zahn den Gräß hat und andere Makel.“ —

S. 30.

Quelle des Vergnügens am Lächerlichen.

Dieser tief und schief laufenden Quelle nachzuspüren und nachzudringen, ist so schwierig als unerlässlich; denn sie bringt erst recht die Natur des Lächerlichen zu Tage. Aus welcher Definizion desselben — blos eine ausgenommen — man auch dessen Freudengaben abzuleiten suche: so kann doch keine, z. B. die unschädliche Ungereimtheit des Lächerlichen — oder das Verdunsten in Nichts — oder die schmerzliche Unterbrechung der Verstandes-Do-

talität — kurz alle diese wahren Mängel können für den ohnehin von Mängeln geängstigten Menschengeist Freude und Erheiterung, oder gar eine so erschütternde zubereiten, daß er über das körperliche Nachspiel dieses geistigen Spiels kaum mehr Herr bleibt, wie z. B. der griechische Philemon, noch dazu Lustspieldichter, noch dazu im rooten Jahre, noch dazu am Lachen blos über einen Feigen fressenden Esel starb. Sogar das Komische in der Kunst kann den geistigen Kitzel bis an die Nähe des geistigen Schmerzes treiben; z. B. wenn in Wielands Abderiten der ganzen Nathsversammlung bei einem plötzlichen Schrecken alle heimliche Dolche aus den Westen entfahren und sie vor sich selber in Waffen blinkend da stehen — oder wenn in Smollets Peregrine Pickle dem Maler, der im Finstern in ein fremdes Bett gedenkend, die suchende Hand auf einem darneben kauernden kahlen Mönchkopf, wie auf einer glatten Kugel aufzuliegen kommt, wels-

cher sich und die Hand allmählich zu heben anfängt, so daß der Maler über die unbegreifliche Erhebung so lange staunt, bis er mit der Hand ins Gebiß des Kopfes hinein gleitet. —

Eine ähnliche peinliche Ueberlust des Komischen empfand der uns allen bekannte Verfasser z. B. beim Malen von Stellen wie die, wo der zerstreute Pfarrer *) auf das Kanzelpult sich unter dem Kanzelliede zum Beten niederbückt und das Aussingen der Gemeine verhört und fortliegend bleibt, indem er die stumme auf sein Aufrichten lauernde Gemeine so lange überdenkt, bis er sich endlich aus der zurückgelassenen Perücke in die Sakristei abschleicht und diese allein auf dem Pulte als Predigt-Adjunktus stehen läßt.

Das körperliche Lachen ist entweder nur Folge des geistigen, und dienet dann eben so gut dem Schmerze, der Zornwuth, des Verzweifelns u. s. f., oder es entstand ohne den

*) Quintus Firlein zweite Auflage. S. 371.

erregenden Geist, dann iſt's nur schmerzlich. J. B. das Lachen bei Wunden des Zwergfells, bei Hysterie, selber bei Kitzel. Uebrigens kann dasselbe Glied ganz verschiedenen geistigen Bewegungen nachfolgen; dieselbe Thräne hängt wie Thau an der Freude, wie Gewittertropfe am Schmerze, wie Giftschweißtropfe am Zorn, wie Weihwasser an der Bewunderung. Die Lust am geistigen Lachen aus körperlichem Erklären, hieße das süße elegische Weinen aus dem Reize der Augen-Ausleerung quellen lassen.

Am meisten ist unter den Ableitungen der komischen Lust aus dem Geistigen die von Hobbes aus dem Stolze bestandlos. Erstlich ist die Empfindung des Stolzes sehr ernst, und gar nicht verwandt der komischen, obwol der eben so ernsten Verachtung. Unter dem Lachen fühlt man weniger sich gehoben (oft vielleicht das Gegentheil) als den andern vertieft. Der Kitzel der Selbstvergleichung

müßte ja als komische Lust sich bei jeder Wahrnehmung fremden Irrthums und fremder Tiefe einstellen und desto lachender seyn, je höher man stände, indeß man doch gerade umgekehrt oft fremde Unterworfenseit mit Schmerz empfindet.

Und welches besondere Gefühl von Erhebung ist wol möglich, da oft der belachte Gegenstand auf einem so niedrigen, mit uns ganz incommensurabeln (unannehbaren) Vergleichsgrade steht, wie z. B. der obige Esel mit Phiz lemon, oder die körperlichen Lächerlichkeiten des Stolperns, des Fehlsehens u. s. w.? Lachende sind gutmütig und stellen sich oft in Reih' und Glied der Belachten; Kinder und Weiber lachen am meisten; die stolzen Selbstvergleicher am wenigsten; und der sich für nichts ausgebende Urleokino lacht über alles, und der stolze Muselman über nichts. — Niemand scheuet sich, gelacht zu haben; aber eine so deutliche Selbsterhebung, als Hobbes

voraussetzt, würde jeder heimlicher halten. Endlich nimmt kein Lacher es übel, sondern recht gut auf, wenn noch Hunderttausende mit ihm lachen, und sich also hunderttausend Selbsterhebungen um seine stellen; was aber, hätte Hobbes Recht, unmöglich wäre, weil unter allen Gesell- und Gespannschaften eine von lauter Stolzen die unausstehlichste seyn müßte, ganz unähnlich der liberalen einer von lauter Geizhälzen, ja Gurgeljägern.

Die Lust am Lächerlichen der Natur kann, wie jede Empfindung, nicht aus dem Mangel, sondern nur aus dem Daseyn eines Guten entstehen. Wer sie, wie einige gethan, als eine Zurückwirkung der Lust am ästhetischen Komischen erklärt, würde blos die ähnliche Mutter aus der schöneren Tochter ableiten, aber die Lacher waren früher als die Komiker. Die komische Lust läßt sich zwar, wie jede, durch den Verstand auf dem Wege der umgebenden einwirk samen Verhältnisse, in meh-

rere Elemente zerlegen, aber im Brennpunkte der Empfindung selber schmelzen alle (wie die Bestandtheile des Glases), zu einem dichten durchsichtigen Guss. — Der Elementargeist der komischen Lust-Elemente ist der Genuss dreier in Einer Anschauung vor- und festgehaltenen Gedankenreihen, 1) der eignen wahren Reihe; 2) der fremden wahren und 3) der fremden von uns untergelegten illusorischen. Die Anschaulichkeit zwingt uns zum Hinüber- und Herüber-Wechselspiel mit diesen drei einander gegenstrebenden Reihen, aber dieser Zwang verliert durch die Unvereinbarkeit sich in eine heitere Willkür. Das Komische ist also der Genuss oder die Phantasie und Poesie des ganz für das Freie entbundnen Verstandes, welcher sich an drei Schluss- oder Blumenketten spielend entwickelt, und daran hin und wieder tanzt. Drei Elemente sondern diesen Genuss des Verstandes von jedem andern desselben ab, Erstlich stört keine sich

eindrängende starke Empfindung seinen freien Lauf; das Komische gleitet ohne Frictionen (Reibungen) der Vernunft und des Herzens vorüber, und der Verstand bewegt sich in einem weiten lustigen Reiche frei umher, ohne sich an etwas zu stoßen. — Ein dermaßen frei gelassnes Spiel hat er, daß ers sogar an geliebten und geachteten Personen treiben kann, ohne sie zu versehren; denn das Lächerliche ist ja nur ein von und in uns selber geworfener Schein, und in diesem Verier-Lichte kann der andere gesehen zu werden schon vertragen.

Das zweite Element ist die Nachbarschaft des Komischen mit dem Witze, nur aber mit dem Vortheile, daß jenes weit über diesen erquickend hinaus herrscht. Da der Witz — was leider erst im zweiten Bändchen der Vorschule weitläufig zu erweisen ist — eigentlich anschaulicher Verstand, oder sinnlicher Scharfsinn ist, so wurde zur Verwechslung desselben mit dem Komischen zu leicht verführt, so sehr

auch Beispiele eines ernsten und erhabnen Witzes und eines witz-freien Komischen dagegen sprachen. Denn der wichtigere Unterschied zwischen beiden ist, daß der Verstand am Witz nur einseitige Verhältnisse der Sachen, am Komischen aber die vielseitigen Verhältnisse der Personen durchläuft und genießt, dort einige intellektuelle Glieder, hier handelnde; dort verfliegen die Verhältnisse ohne festen Grund, hier wohnen ungezählte in Einem Menschen. Das Persönliche gibt, wie dem Herzen einen Spielraum, eben so dem Verstande einen noch unbestimmtern und weitern. Allem diesem fügt das Komische noch den Vorzug der sinnlichen Anschaulichkeit bei. Es scheint bloßer Witz zuweilen komisch: so bedenke man, daß er diese Stärke erst aus einer komischen Umgebung oder Stimmung holen muß. Wenn z. B. Pope in seinem Lockeraube von der Helden sagt: „sie sei in Angst, ob sie ihre Ehre oder ihr Brokatkleid beflecken,

ob sie ihr Gebet oder eine Maskerade versäume, auf dem Ball ihr Herz oder ihr Halsband verlieren werde": so entspringt die komische Kraft nur aus der Ansicht der Helden, aber nicht aus der Parung des Ungleichartigsten; denn in Campens Wörterbuch würde Beslecken der Kleider und darauf als uneigentlich das Beslecken der Ehre ohne komische Wirkung stehen.

Ein drittes Element des komischen Genusses ist der Reiz der Unentschiedenheit, das Kitzeln des Wechsels zwischen scheinbarer Lust (an dem Minimum des fremden Verstandes) und zwischen der eignen Lust der Einsicht, welches beides in unserer Willkür stehend, um so süßstechender (pikanter) berührt und neckt. In sofern daher nähert sich das Komische dem körperlichen Kitzel, der als ein närrischer Doppellauter und Doppelsinn zwischen Schmerz und Lust auszittert. Seltsam genug und fast komisch, trifft der Umstand — den ich jetzt erst

bei der zweiten Auflage wahrnehme — mit meiner Definition des Lächerlichen in der ersten allegorisch zusammen, nämlich der, daß wir sogar den körperlichen Achsel- und Fersen-Knoten halb willkürlich nur fühlen, wenn wir uns in einen fremden Finger versetzen, insofern der eigne nichts dergleichen erwirkt, ja daß wenn man mit dem fremden in der eignen Hand sich berührt, nur die Viertel-Wirkung erfolgt — sobald man nur nach eignem Willen ihn umherrückt — aber sogleich die ganze, wenn er sich obwol in unserer Hand, selbstthätig bewegt. Ein so närrisches Ding als das selber ist, woran es klebt, der Mensch!

Das Lächerliche bleibt daher ewig im Gefolge der geistigen Endlichkeit. Wenn der Flötenspieler Quod deus vult (im noch nicht erschienenen 29ten Bändchen der Flegeljahre) flagt — doch wahrscheinlich mehr aus Scherz — daß er oft verdrüßliche Stunden habe, wo er sichs zu sehr ausmale, daß er seelig werde,

und folglich Ewigkeiten hindurch als Vollendet unter lauter Vollendeten ohne alles das Leben müßte, was man hienieden noch Scherz nenne oder Spaß“: so angstigt sich der Mann zuverlässig unnütz; denn sowol der anschauenden als der angeschaueten Endlichkeit bleibt eben als einer die Täuschung des komischen Stellen-Wechsels fort und anhängend, nur eine andere auf höherer Stufe; und noch über einen Engel ist zu lachen, wenn man der Erzengel ist.

VII. Programm.

Ueber die humoristische Poesie.

§. 31.

Begriff des Humors.

Wir haben der romantischen Poesie, im Gegensatz der plastischen die Unendlichkeit des Subjekts zum Spielraum gegeben, worin die Objekten-Welt wie in einem Mondlicht ihre Gränzen verliert. Wie soll aber das Komische romantisch werden, da es blos im Kontrastieren des Endlichen mit dem Endlichen besteht, und keine Unendlichkeit zulassen kann? Der Verstand und die Objekten-Welt kennen nur Endlichkeit, hier finden wir nur jenen

unendlichen Kontrast zwischen den Ideen (der Vernunft) und der ganzen Endlichkeit selber. Wie aber, wenn man eben diese Endlichkeit als subjektiven Kontrast *) jetzt der Idee (Unendlichkeit) als objektiven unterschöbe und liehe, und statt des Erhabenen als eines angewandten Unendlichen, jetzt ein auf das Unendliche angewandte Endliche, also blos Unendlichkeit des Kontrastes gebäre, d. h. eine negative?

Dann hätten wir den humour oder das romantische Komische.

Und so ist's in der That; und der Vers

*) Man erinnere sich, daß ich oben den objektiven Kontrast den Widerspruch des lächerlichen Bestrebens mit dem sinnlich - angeschaueten Verhältniß nannte, den subjektiven aber den zweiten Widerspruch, den wir dem lächerlichen Wesen leihen, indem wir unsere Kenntnis zu seiner Handlung leihen.

stand, obwohl der Gottesläugner einer beschlossenen Unendlichkeit, muß hier einen ins Unendliche gehenden Kontrast antreffen. Um dies zu erweisen, leg' ich die vier Bestandtheile des Humors weiter auseinander.

§. 32.

Humoristische Totalität.

Der Humor, als das umgekehrte Erhabene, vernichtet nicht das Einzelne, sondern das Endliche durch den Kontrast mit der Idee. Es giebt für ihn keine einzelne Thorheit, keine Thoren, sondern nur Thorheit und eine tolle Welt, er hebt — ungleich dem gemeinen Spaßmacher mit seinen Seitenhieben — keine einzelne Narrheit heraus, sondern er erniedrigt das Große, aber ungleich der Parodie — um ihm das Kleine, und erhöhet das Kleine, aber ungleich der Ironie —, um ihm das Große an die Seite zu setzen und so beide zu vernichten, weil vor der Unendlichkeit alles

gleich ist und Nichts. Vive la Bagatelle, rast erhaben der halbwahnsinnige Swift, der zuletzt schlechte Sachen am liebsten las und machte, weil ihm in diesem Hohlspiegel die närrische Endlichkeit als die Feindin der Idee am meisten zerrissen erschien, und er im schlechtesten Buche, das er las, ja schrieb, dasjenige genoß, welches er sich dachte. Der gemeine Satiriker mag auf seinen Reisen oder in seinen Rezensionen ein Paar wahre Geschmacklosigkeiten und sonstige Verstdße aufgreifen und an seinen Pranger festigen, um sie mit einigen gesalzenen Einfällen zu bewerfen statt mit faulen Eiern; aber der Humorist nimmt fast lieber die einzelne Thorheit in Schuß, den Schergen des Prangers aber sammt allen Zuschauern in Haft, weil nicht die bürgerliche Thorheit, sondern die menschliche d. h. das Allgemeine sein Inneres bewegt. Sein Thrysus-Stab ist kein Taktstock und keine Geißel, und seine Schläge damit sind Zufälle. In Goethe

the's Fahrmarkt zu Plundersweiler muß man den Zweck entweder in einzelnen Satiren auf Ochsenhändler, Schauspieler u. s. w. suchen, was ungereimt ist, oder im epischen Gruppen- ren und Verachten des Erdentreibens. Onkel Tobys Feldzüge machen, nicht etwa den On- kel lächerlich oder Ludwig XIV. allein, — sondern sie sind die Allegorie aller menschlichen Liebhaberei und des in jedem Menschenkopfe wie in einem Hutfutteral aufbewahrten Kind- kopfes, der so viel gehäufig er auch sey, doch zuweilen sich nackt ins Freie erhebt und im Alter oft allein auf dem Menschen mit dem Haarsilber steht.

Diese Totalität kann sich daher, eben so gut symbolisch in Theilen aussprechen — z. B. in Gozzi, Sterne, Voltaire, Rabelais, deren Welt-Humor nicht vermittelst sondern ungetachtet seiner Zeit-Anspielungen be- steht — als durch die große Anthiteze des Le- bens selber. Shakespeare, der Einzige, tritt

hier mit seinen Riesengliedern hervor; ja in Hamlet, so wie in einigen seiner melancholischen Narren, treibt er hinter einer wahn-sinnigen Maske diese Welt-Verlachung am höchsten. Cervantes — dessen Genius zu groß war zu einem langen Späße über eine zufäl-lige Verrückung und eine gemeine Einfalt — führt, vielleicht mit weniger Bewußtseyn als Shakespeare, die humoristische Parallele zwischen Realismus und Idealismus, zwischen Leib und Seele vor dem Angesichte der un-schlüpflichen Gleichung durch; und sein Zwil-lings-Gestirn der Thorheit steht über dem ganzen Menschengeschlecht. Swifts Guliver — im Stil weniger, im Geiste mehr humoristisch als sein Märchen — steht hoch auf dem tarpejischen Felsen, von welchem dies-ser Geist das Menschengeschlecht hinunter-wirft. In bloßen lyrischen Ergießungen, worin der Geist sich selber beschauet, ma-let Leibgeber seinen Welt-Humor, der nie

das Einzelne meint und tadeln *), was sein Freund Siebenkäss viel mehr thut, welchem ich daher mehr Laune als Humor zuschreiben möchte. So steht Lieks Humor, wenn auch mehr andern nachgebildet, und mehr der witzigen Fälle bedürftig, rein und umherschauend da. Rabener hingegen geißelte einen und den andern Thoren in Thüringen, und die Rezessenten geißeln einen und den andern Humoristen in Deutschland.

Wenn Schlegel mit Recht behauptet, daß das Romantische nicht eine Gattung der Poesie, sondern diese selber immer jenes seyn müsse: so gilt dasselbe noch mehr vom Komischen; nämlich alles muß romantisch d. h. humoristisch werden. Die Schüler der neuen ästhetischen Erziehanstalt zeigen in ihren Burlesken, dramatischen Spielen, Parodien

*) Z. B. sein Brief über Adam als die Mutterloge des Menschengeschlechts; sein anderer über den Ruhm u. s. w.

u. s. w. einen höhern komischen Weltgeist, der nicht der Denunziant und Galgenpater der einzelnen Thoren ist; ob sich gleich dieser Weltgeist oft roh und rauh genug ausspricht, wenn gerade der Schüler noch in den untern Klassen mit seiner Imitation und seinem Dilektastikum sitzt. Aber die komischen Reize eines Bahrdts, Kranz, Wehels, Merkels und der meisten allgemein deutschen Bibliothekare erbittern als (meistens) falsche Tendenzen den rechten Geschmack weit mehr als die komischen Hitzblättern und Fett- und Sommerflecken (oft nur Uebertriebe der rechten Tendenz) etwa an einem Tieck, Kerner, Kanne, Arnim, Görres, Brentano, Weisser, Bernhardi, Fr. Horn, St. Schütze, E. Wagner u. s. w. Der falsche Spötter — als eine Selbstparodie seiner Parodie wird uns mit seinen Ansprüchen auf Ueberhebung viel widerlicher als der falsche Empfindler mit seinen bescheidenen auf Erweichung. — Als

man Sterne in Deutschland zuerst ausschiffte, bildete und zog er hinter sich einen langen wässerigen Kometenschweif, damals sogenannter (jetzt ungenannter) Humoristen, welche nichts waren, als Ausplauderer lustiger Selbstbehaglichkeit; wiewol ich ihnen im komischen Sinne so gern den Namen Humoristen lasse, als im medizinischen den Galenisten, welche alle Krankheiten in Feuchtigkeiten (humores) setzten. Sogar Wieland hat, obwol ächter Komiker im Gedichte, sich in seinen prosaischen Romanen und besonders in der Noten-Prose zu seinem Damischmend und Amadis, weit hinein in die galenische Akademie der Humoristen verlaufen.

An die humoristische Totalität knüpfen sich allerlei Erscheinungen. Z. B. sie äußert sich im sternischen Periodenbau, der durch Gedankenstriche nicht Theile, sondern Ganze verbindet; auch durch das Allgemeinmachen dessen, was nur in einem besondern Falle

gilt; z. B. an Sterne: „große Männer schreiben ihre Abhandlungen über lange Nasen nicht umsonst.“ — Eine andere äußere Erscheinung ist ferner diese, daß der gemeine Kritiker den wahren humoristischen Weltgeist durch das Einziehen und Einsperren in parzielle Satiren erstickt und verkörpert — ferner diese, daß gedachter unbedeutende Mensch, weil er die Widerlage des Komischen nicht mitbringt, nämlich die weltverachtende Idee, dann dasselbe ohne Haltung, ja kindisch und zwecklos und statt lachend lächerlich finden und im Stillen des Ithoer Müllers ic. After-Laune mit Überzeugung und in mehr als einem Betrachte über den Shandy'schen Humor setzen muß. Lichtenberg, obwol ein Lobredner Müllers, der's indeß durch seinen Siegfried von Lindenbergs, zumal in der ersten Auflage verdiente, und zu sehr lobender Leichenredner der damaligen Berliner Spaß- und Leuchtvögel, und ein wenig von britischer

und von mathematischer Einseitigkeit festgehalten, stand doch mit seinen humoristischen Kräften höher, als er wohl wußte, und hätte bei seiner astronomischen Ansicht des Weltreichens und bei seiner wizigen Uebersülle vielleicht etwas höher der Welt zeigen können, als zwei Flügel im Aether, welche sich zwar bewegen aber mit zusammengeklebten Schwungfedern.

Ferner erklärt durch die Totalität sich die humoristische Milde und Duldung gegen einzelne Thorheiten, weil diese alsdann in der Masse weniger bedeuten und beschädigen und weil der Humorist seine eigne Verwandtschaft mit der Menschheit sich nicht läugnen kann; indesß der gemeine Spötter, der nur einzelne ihm fremde abderitische Streiche des gemeinen und gelehrteten Wesens wahrnimmt und aufzählt, im engen selbstsüchtigen Bewußtseyn seiner Verschiedenheit — als Hippozentaur durch Onozentauren zu reiten glaubend —

desto wilder von seinem Pferde herab die Kapuzinerpredigt gegen die Thorheit hält, als Früh- und Vesperprediger in hiesiger Irrenanstalt der Erde. O, wie bescheidet sich das gegen ein Mann, der blos über alles lacht, ohne weder den Hippozentaur auszunehmen, noch sich!

Wie ist aber bei diesem allgemeinen Spott der Humorist, welcher die Seele erwärmt, von dem Persifleur abgesondert, der sie erkältet, da doch beide alles verlachen? Soll der empfindungsvolle Humorist mit dem persiflirenden Kältling gränzen, der nur den umgekehrten Mangel des Empfindseligen *) zur

*) Empfindselig (ein Hamann'sches Wort) ist besser als empfindelnd, noch außer dem Wohlklang; jenes bedeutet blos das übermäßige schwelgende Frequentativum des Empfindens, (nach den Analogien redselig, saumselig, friedselig), dieses aber bezeichnet indeß ohne Wahrheit zugleich ein kleinstliches und ein erlognes Empfinden.

Schau trägt? — Unmöglich, sondern beide unterscheiden sich von einander wie Voltaire sich oft von sich oder von den Franzosen, nämlich durch die vernichtende Idee.

§. 33.

Die vernichtende oder unendliche Idee des Humors.

Diese ist der zweite Bestandtheil des Humors, als eines umgekehrten Erhabnen. Wie Luther im schlimmen Sinn unsern Willen eine *lex inversa* nennt: so ist es der Humor im guten; und seine Höllensfahrt böhnet ihm die Himmelsfahrt. Er gleicht dem Vogel Merops, welcher zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung in den Himmel auffliegt. Dieser Gaukler trinkt, auf dem Kopfe tanzend, den Nektar hin-aufwärts.

Wenn der Mensch, wie die alte Theologie that, aus der überirdischen Welt auf die irdische herunter schauet; so zieht diese klein und

eitel dahin; wenn er mit der kleinen, wie der Humor thut, die unendliche ausmisset und verknüpft: so entsteht jenes Lachen, worin noch ein Schmerz und eine Größe ist. Daß her so wie die griechische Dichtkunst heiter machte im Gegensätze der modernen: so macht der Humor zum Theil ernst im Gegensätze des alten Scherzes; er geht auf dem niedrigen Sockus, aber oft mit der tragischen Maske, wenigstens in der Hand. Darum waren nicht nur große Humoristen wie gesagt, sehr ernst, sondern gerade einem melancholischen Volke haben wir die besten zu danken. Die Alten waren zu lebenslustig zur humoristischen Lebens - Verachtung. Dieser unterlegte Ernst gibt sich in den altdeutschen Posseenspielen dadurch kund, daß gewöhnlich der Teufel der Hanswurst ist; sogar in den französischen erscheint die grande diablerie *) nämlich eine Hanswursten - Quadrupelalliance von

*) Flögels Geschichte des Grotesk - Komischen.

vier Teufeln. Eine bedeutende Idee! den Teufel, als die wahre verkehrte Welt der göttlichen Welt, als den großen Welt-Schatten, der eben dadurch die Figur des Licht-Körpers abzeichnet, kann ich mir nicht als den größten Humoristen und whimsical man gedenken, der aber als die Moreske einer Moreske, viel zu unästhetisch wäre; denn sein Lachen hätte zu viel Pein; es gliche dem bunten blühenden Gewande der — Guillotinierten.

Nach jeder pathetischen Anspannung gelüftet der Mensch ordentlich nach humoristischer Abspaltung; aber da keine Empfindung ihr Widerspiel, sondern nur ihre Abstufung begreben kann: so muß in dem Scherze, den das Pathos aufsucht, noch ein herabführender Ernst vorhanden seyn. Und dieser wohnt im Humor. Daher ist ja, wie in Shakespeare, schon in der Sakontala ein Hofnarr Madhavya. Daher findet der Sokrates in Platons Gastmal in der Anlage zum Tragischen auch die

Komische. Nach der Tragödie gibt der Engländer daher noch den humoristischen Epilog und ein Lustspiel, wie die griechische Tetralogie sich nach dem dreimaligen Ernst mit dem satyrischen Drama beschloß, womit Schiller anfing *), oder wie nach den Rhapsodisten die Parodisten zu singen anhoben. Wenn in den alten französischen Mysterien ein Märterer oder Christus gegeißelt werden sollte, so setzte die alte Weich- und Gutherzigkeit den eingeklammerten Rath dazu: hier trete Harlekin auf und rede, um wieder ein wenig froh zu machen **). Wird sich aber jemand zu einer Luzianischen oder nur parisischen Persiflage jemals von der Höhe des Pathos herabwerfen

*) Aber mit Unrecht, denn das Komische arbeitet so wenig dem Pathetischen vor als die Abspaltung jemals der Anspannung, sondern umgekehrt.

**) Flögels Geschichte des Grotesk-Komischen.

wollen? Mercier *) sagt: Damit das Publikum, ohne zu lachen, der Erhabenheit eines Leanders zuschauet, muß es den lustigen Paillassé erwarten dürfen, an dem es den aus dem Erhabenen gewonnenen Lach-Stoff entzündet und loslässt. Die Bemerkung ist fein und wahr; allein welche doppelte Niedrigkeit des Erhabenen und des Humors zugleich, wenn jenes ab- und dieser anspannt! Ein Helden-gedicht ist leicht zu parodieren, und in ein Widerspiel umzustürzen —; aber wehe der Tragödie, die nicht durch die Parodie selber fortwirkte. Man kann den Homer, aber nicht den Shakespeare travestieren; denn das Kleine steht zwar dem Erhabenen, aber nicht dem Pathetischen vernichtend entgegen. Wenn Kožebue für seine travestierte Ariadne auf dem Naros Benda's Musik zur ernsten Götterschen als eine Begleiterin vorschlägt, welche durch ihren Feier-Ernst seinen Spaß erhebe; so ver-

*) Tableau de Paris, ch. 648.

gißt er, daß hier die Musik zugleich mit den Kräften des Pathos und des Erhabenen gerüstet nicht dienen, sondern siegen, und als ernste Göttin die lustige Ariadne mehr als einmal von einer größern Höhe als der des Naros stürzen müßte. Desto mehr Erhabenheit steht aus lauter Niedrigkeit auf. Z. B. in Thümels „allgemeinem Trauerspiel oder verlorenen Paradies“ *) und jeder fühlt darin Wahrheit und Unwahrheit gleich stark, göttliche und menschliche Natur des Menschen.

Ich nannte in der Ueberschrift des §. die Idee vernichtend. Dieß beweiset sich überall. Wie überhaupt die Vernunft den Verstand (z. B. in der Idee einer unendlichen Gottheit), wie ein Gott einen Endlichen, mit Licht bestäubt und niederschlägt und gewaltthätig versetzt: so thut es der Humor, der ungleich der Persiflage den Verstand verläßt, um vor der Idee fromm niederzufallen. Daher erfreuet

*) S. 5. B. seiner Reisen.

sich der Humor oft geradezu an seinen Widersprüchen und an Unmöglichkeiten, z. B. in Tieks Zerbino, worin die handelnden Personen sich zuletzt nur für geschriebne und für Nonense halten, und wo sie die Leser auf die Bühne und die Bühne unter den Preßbengel ziehen *). Daher kommt dem Humor jene Liebe zum leersten Ausgange, indem der Ernst mit dem Wichtigsten epigrammatisch schließet, z. B. der Schluß der Vorrede zu Mosers vertheidigtem Harlekin oder der erbärmliche Schluß von meiner oder Jenks Leichenrede auf einen Fürstensmagen. So spricht z. B. Sterne mehrmals lang und erwägend über gewisse Begebenheiten, bis er endlich entscheidet: es sey ohnehin kein Wort davon wahr.

Etwas der Keckheit des vernichtenden Humors ähnliches, gleichsam einen Ausdruck der Welt-Verachtung kann man bei mancher Musik, z. B. der Haydnschen vernehmen, welche

*) Dieses hat er nach Holberg, Foote, Swift &c.

ganze Tonreihen durch eine fremde vernichtet und zwischen Pianissimo und Fortissimo, Presto und Andante wechselnd stürmt. Etwas zweites Aehnliches ist der Skeptizismus, welcher wie ihn Platner auffaßt, entsteht, wenn der Geist sein Auge über die furchterliche Menge kriegerischer Meinungen um sich her hinbewegt; gleichsam ein Seelen-Schwindel, welcher unsere schnelle Bewegung plötzlich in die fremde der ganzen stehenden Welt umwandelt.

Etwas drittes Aehnliches sind die humoristischen Narrenfeste des Mittelalters, welche mit einem freien Hysterionproteron, mit einer innern geistigen Masquerade ohne alle unreine Absicht Weltliches und Geistliches, Stände und Sitten umkehren, in der großen Gleichheit und Freiheit der Freude. Aber zu solchem Lebenshumor ist jetzt weniger unser Geschmack zu sein als unser Gemüth zu schlecht. *

§. 34.

Humoristische Subjektivität.

Wie die ernste Romantik, so ist auch die Komische — im Gegensatz der klassischen Objektivität — die Regentin der Subjektivität. Denn wenn das Komische im verwechselnden Kontraste der subjektiven und objektiven Maxime besteht: so kann ich, da nach dem obigen die objektive eine verlangte Unendlichkeit seyn soll, diese nicht außer mir gedenken und sehen, sondern nur in mir, wo ich ihr die subjektive unterlege. Folglich setz' ich mich selber in diesen Zwiespalt, — aber nicht etwa an eine fremde Stelle, wie bei der Komödie geschieht — und zertheile mein Ich in den endlichen und unendlichen Faktor, und lasse aus jenem diesen kommen. Da lacht der Mensch, denn er sagt: „unmöglich! Es ist viel zu toll!“ Gewiß! Daher spielt bei jedem Humoristen das Ich die erste Rolle; wo er kann, zieht er sogar seine persönlichen Verhältnisse auf sein

komisches Theater, wiewol nur, um sie poesisch zu vernichten. Da er sein eigner Hofsarr und sein eignes komisches italienisches Masken-Quartett ist, aber auch selber der Regent und Regisseur dazu: so muß der Leser einige Liebe, wenigstens keinen Haß gegen das schreibende Ich mitbringen, und dessen Scheinen nicht zum Seyn machen; es müßte der beste Leser des besten Autors seyn, der eine humoristische Scherzschrift auf sich ganz schmecken könnte. Wie für jeden Dichter, so noch mehr für den komischen muß so viel gastfreundliche Offenheit dastehen, als umgekehrt für den Philosophen kriegerische Verschlossenheit, und beiden zum Vortheil. Schon in der körperlichen Wirklichkeit verweibt der Haß durch sein Gespinste dem leichtgeflügelten Scherze den Eingang; aber noch mehr ist eine gutmütige offene Aufnahme dem poetischen Komiker vonndthen, welcher mit seiner angenommenen Kunst-Verzerrung seiner Persönlichkeit nicht

heiter bewegen kann, wenn diese von einer fremden prosaisch hassen den beschweret und verdoppelt wird. Wenn Swift sich listig und aufgeblasen anstellt und Musäus sich dumm: wie wollen sie komisch auf den Abgeneigten einspielen, welcher mit dem Glauben an ihren Schein ankommt? — Da die zuvorkommende Liebe für den Komiker nur durch eine gewisse Vertraulichkeit mit ihm erworben wird, welche bei ihm, als den immer neuen Darsteller der immer neuen Abweichungen zur Verschöpfung ganz anders nöthig ist als bei dem ernsten Dichter jahrtausendjähriger Empfindungen und Schönheiten: so löset sich die Frage des Räthsels leicht, warum über die höhern komischen Werke, über welche später Jahrhunderte fortlachten, anfangs das erste Jahr ihrer Geburt nicht recht lachen wollte, sondern dummen Ernst entgegen saß, obgleich ein gewöhnliches Scherzblatt der Zeit von Hand zu Hand, von Mund zu Ohr umflattert. Z. B. ein Cervantes

tes mußte seinen anfangs versäumten Don Quirotte selber angreifen und herunter sezen, damit ihn die Menge hinaufsetzte, und er mußte eine Kritik gegen denselben unter dem Titel el buscapiè oder die Nakete schreiben, damit er nicht als eine im Aether zerflog. Aristophanes wurde für seine zwei besten Stücke, die Frösche und die Wolken, von einem längst verschollenen Amipias, welcher im figurlichen Sinn Frisch- und Wolken-Chöre für sich hatte, des Preises beraubt. Sternens Tristram wurde anfangs in England so kalt empfangen, als hätt' er ihn in Deutschland für Deutsche geschrieben. — Ueber Musäus physiognomische Reisen erster Band fällt im deutschen sonst alles Kräftige durchlassenden ja weiter beflügelnden, Merkur einer das Urtheil *): „Die Schreibart ist à la Schubart und soll schnurrigt seyn. Man kann unmöglich durch u. s. w. u. s. w. ic.“ Du Erbarm-

*) D. Merkur 1779. I. B. S. 275.

licher, der du mich nach so vielen Jahren in einer zweiten Auflage noch ärgern kannst, weil ich leider dein dummes Wort zum Vortheile der Aesthetik Wort für Wort exzerpiert aufbehalten. Und gräsete neben diesem Erbärmlichen nicht ein Zwillingssbruder in der Allg. deutschen Bibliothek *) mit ähnlichen Schneidezähnen in Musäus Blumenbeeten und jätete die Blumen aus; gerade des Mannes mit dem achtdeutschen Humor, nämlich mit der sich selber belächelnden Hausväterlichkeit, durch deren Gutmuthigkeit sogar die fremdartige Einnengung der Herzens-Sprache als

*) Musäus war später demuthig genug, in die bleihaltigen Stellen der Allg. deutschen Bibl. seine goldhaltigen zu treiben, und ihr Neuzensionen der Romane zu schenken; es ist aber Schade, daß man jetzt diese launigen Neuzensionen ihren Büchern und ihrer Bibliothek nachsterben läßt, ohne diese untergesunkenen Perlen aus dem Wuste auszuheben, und einzufädeln.

eines komischen Bestandtheils, sich absüßt. —
Mehrere exempla sunt odiosa.

Wir kommen auf die humoristische Subjektivität zurück. Der Ekel am Afters. Humoristen ist darum eben so groß, weil dieser eine Natur parodierend scheinen will, die er schon wirklich ist. Darum ist, wenn nicht eine edle Natur im Autor gebietet, nichts mißlicher als dem Thoren selber die komische Beichtte anzuvertrauen, wo (wie in Le Sage's meistens gemeinen Gilblas), eine gemeine Secle, bald Beichtkind, bald Beichtvater, in einem willkürlichen Schwanken zwischen Selbstkenntniß und Verblendung, zwischen Reue und Frechheit, zwischen unentschiedenem Lachen und Ernst, uns gleichfalls in diesen Mittelzustand versetzt; noch widerlicher wird durch Selbstgefällsucht und kahlen abgedroschnen Unglauben Pigault le Brun in seinem Ritter Menoza, indem selber in Crebillon's Lauge sich etwas höheres spiegelt als seine Thoren. Wie

gross steht der edle Geist Shakespeare da, wenn er den humoristischen Falstaff zum Korreferenten eines tollen Sündenlebens anstellt. Wie mischt sich hier die Unmoralität nur als Schwachheit und Gewohnheit in die phantastische Thorheit! —

Eben so verwerflich ist Erasmus Selbstrezensentin, die Narrheit, erstlich als ein leeres abstraktes Ich, d. h. als Nicht-Ich, und dann weil statt lyrischen Humors oder strenger Ironie die Narrheit nur Kollegienheste der Weisheit aussagt, die aus dem Souffleurloch noch lauter vorschreiet als jene Kolumbine selber.

Da im Humor das Ich parodisch hervortritt: so ließen mehrere Deutsche vor 25 Jahren das Grammatische weg, um es durch die Sprach-Ellipse stärker vorzuheben. Ein besserer Autor löschte dasselbe wieder in der Parodie dieser Parodie mit dicken Strichen aus, die das Ausstreichen deutlich machten, näm-

lich der kostliche Musäus in seinen physiognomischen Reisen, diese wahren pittoresken Lustreisen des Romus und Lesers. Bald nachher standen die erlegten Ich in der Fichtesschen Auseitāt, Icherei und Selbstlauterei in Masse wieder von den Todten auf. — Aber woher kommt überhaupt dieser grammatische Selbstmord des Ich blos den deutschen Scherzen, indeß ihn weder die verwandten neuern Sprachen haben, noch die alten haben können? Wahrscheinlich daher, weil wir wie Perser und Türken *) viel zu höflich sind, um vor ansehnlichen Leuten ein Ich zu haben. Denn ein Deutscher ist mit Vergnügen alles, nur nicht Er selber. Wenn der Britte sein I (Ich) in der Mitte des Perioden groß schreibt: so schreiben noch viele Deutsche in Briefen es an der Spitze klein und wünschen

*) Die Perser sagen: nur Gott kann ein Ich haben; die Türken: nur der Teufel sagt Ich. Bibliothèque des Philosophes; par Gautier.

vergeblich ein kleines Kursiv - i, was kaum
 zu sehen wäre und mehr dem obern mathema-
 tischen Punkte gleiche als der Linie darunter.
 Wenn jener zu My etc. stets noch das self
 setzt; wie der Gallier das même zu moi: so
 sagt der Deutsche nur selten Ich selber, doch
 aber gern „ich meines Orts,“ welches letzte-
 re ihm, hofft' er, niemand als besondere Auf-
 blasung auslegen wird. In früheren Zeiten
 nannt' er sich von dem Fuße bis zu dem Ma-
 bel niemals ohne um Vergebung der Existenz
 zu bitten, so daß er stets die höfliche und ta-
 fel- und stiftsfähige Hälste auf einer erbärm-
 lichen in Bürgerstand erklärten Hälste wie auf
 einem organisierten Pranger umher trug.
 Bringt er sein Ich kühn an: so thut er's im
 Falle, da er's mit einem kleinern gatten kann;
 der Lyzeums-Rektor sagt zum Gymnasiasten
 bescheiden wir. So besitzt allein der Deut-
 sche das Er und das Sie als Anrede, blos
 weil er den Ausschluß eines Ich — denn Du

und Ihr sezen eines voraus — überall mits
bringt. — Es gab Zeiten, wo vielleicht in
ganz Deutschland kein Brief mit einem Ich
auf die Post kam. Glücklicher als die Franz-
osen und Britten, denen die Sprache keine
reine grammatische Inversion erlaubt, kön-
nen wir durch deren Verwandlung in eine
geistige überall das Wichtigste voraussezzen
und das Unbedeutende nach: „Ew. Erzel-
lenz — können wir schreiben — melde, oder
weihe hiemit“ — Doch wird neuerer Zeiten,
(was vielleicht unter die schöneren Früchte der
Revolution gehört) erlaubt, gerade heraus
zu schreiben: Ew. Erz. meld' ich, weih' ich.
Und so wird allgemein den Briefs- und Sprech-
Mitten ein schwaches aber helles Ich verstat-
tet; am Anfange und Ende indes ungern,

Diese Eigenheit macht es uns nun unge-
mein leicht, komischer zu seyn als irgend ein
Volk; weil wir in der humoristischen Parodie,
wo wir uns poetisch als Thoren sezen, und

es also auf uns beziehen müssen, gerade durch das Auslassen des Ich diesen Ich-Bezug nicht nur, wie schon gesagt, deutlicher machen, sondern auch lächerlicher, da man ihn nur in ernsten höflichen Fällen kannte.

Bis in kleine Sprachtheilchen hinein wirkt diese Humoristik des Ich; z. B. je m'étonne, je me tais ist bedeutender als ich staune, ich schweige, daher Bode das mi self, him self im Deutschen oft mit Ich oder Er selber übersetzt. Da in der lateinischen Sprache das Ich des Verbums sich verbirgt: so ist es nur durch Partizipien vorzuheben, wie z. B. D. Arbuthnot in seinem Virgilius restauratus gegen Bentley am Ende that: z. B. „majora moliturus.“

Diese Rolle und Voraussetzung des parodischen Ich widerlegt den Wahn, daß der Humor unbewußt und unwillkürlich seyn müsse. Home setzt Addison und Arbuthnot in Rücksicht des humoristischen Talents über

Swift und Lafontaine, weil letzterer beide, glaubt er, nur einen angebornen bewußtlosen Humor besessen hätten. Aber wurde dieser nicht von freier Absicht erzeugt: so konnt' er nicht den Vater unter dem Schaffen so gut ästhetisch erfreuen als den Leser; und eine solche geborene Anomalie müßte gerade alle vernünftige Menschen für Humoristen nehmen und wäre der wahnsinnigste Schiff-Patron des Narrenschiffs selber, daß er kommandirte. Sieht man nicht an Sternens frühen jugendlichen Aufsätzen und aus seinen spätesten *), welche größern Werken vorarbeiten, — und aus seinen ältern Briefen, in welche sich sonst der Strom der Natur am ersten ergießet — daß seine wunderbaren Gestalten nicht durch den zufälligen Blei-Guß in die Dinte entstanden und darin zerfuhren, sondern daß er in Gieß-Gruben und Formen sie mit Absicht gespitzt und geründet habe? So

*) B. B. in the koran or the life etc.

sieht man dem komischen Ergoße des Aristophanes nicht seinem Quellenfleiß und sein Nacharbeiten an, das sogar, wie das des Demosthenes zum Sprichwort wurde **). — Allerdings kann viel Willkürliches des Humors zuletzt so ins Unbewußte übergehen, wie bei dem Klavierspieler der Generalbaß zuletzt aus dem Geiste in die Finger zieht und diese richtig phantasieren, indem der Inhaber ein Buch dabei durchläuft **). Der

*) Ad Aristophanis lucernam lucubrare. Siehe in Welckers Uebersetzung der Frosche, Vorrede p. IV. Diese und die frühere der Wölken darf ich vielleicht wegen ihrer komischen Kraft, ihrer leichtern Herüberleitung des großen Komus zu uns, wegen ihrer reichen sachlehrenden Anmerkungen und endlich wegen des hohen Standpunktes der ästhetischen Uebersicht schon anzupreisen wagen, ohne darum den Vorwurf von Unmaßung eines Urtheils über ein von so gewaltigen philologischen Königen beherrschtes Sprachgebiet auf mich zu laden.

**) Cicero sagt; adeo illum risi ut pene sim factus ille.

Genuß des höchsten Lächerlichen verbirgt das Kleinere, das sich dann der Mann halb scherzend halb im Ernst angewöhnt. Es ist im Dichter das Narrische so freyer Entschluß als das Zynische. Swift, bekannt durch seine Reinlichkeit, welche so groß war, daß er einmal in eine weibliche Bettelhand nichts legte, weil sie ungewaschen war, und noch bekannter durch seine mehr als platonische Enthaltsamkeit, welche (zufolge den Lebensbeschreibern) bei ihm und bei Newton in das Unvermögen der Sünden zuletzt übergegangen war, schrieb doch Swift's Works und noch dazu auf der einen Seite Ladys dressing-room und auf der andern gar Strephon and Chloe, Aristophanes und Rabelais und Fischart und überhaupt die altdeutschen Komiker fallen uns hier von selber ein, sie, denen die schreibende Unsitlichkeit aus keiner handelnden entsprang so wie zu keiner hinlockte. In der ächtkomischen Darstellung gibt es so wenig wie in der

Zergliederungskunst (und ist nicht jene auch eine, nur eine geistigere und schärfere?) eine verführende Unanständigkeit; und so wie der Blitzfunke ohne Zünden durch Schießpulver aber am Eisenleiter fährt, so läuft am komischen Leiter jene Flamme nur als Witz ohne Schaden durch die brennbare Sinnlichkeit hindurch). Desto schlimmer ist's, daß die Versunkenheit der Zeit zugleich sich eben so sehr am gefahrlosen komischen Zynismus stößt, als an giftvollen erotischen Ziernälden labt. Der Igel (Sinnbild des Stachelschriftstellers) frisbt nach Bechstein sehr gern spanische Fliegen, ohne gleich anderen Thieren von ihnen vergiftet zu werden. Der Hollüstling sucht jene oder die Kanthariden, wie wir wissen, zu mehr als einer Vergiftung, und bauet spanische Schlösser auf spanische Fliegen. — Wir kehren zurück.

Etwas ganz anderes als ein humoristischer Dichter ist ein humoristischer Charakter,

Dieser ist alles unbewußt, er ist lächerlich und ernst, aber er macht nicht lächerlich; er kann leicht das Ziel, aber nicht der Mitwettrenner des Dichters seyn. Es ist ganz falsch, den deutschen Mangel an humoristischen Dichtern dem Mangel an humoristischen Thoren aufzubürden; dies hieße, die Seltenheit der Weisen aus der Seltenheit der Narren erklären: sondern jene Dürftigkeit und Eklaverei des wahren, komisch-poetischen Geistes ist's, — sowol des schaffenden als lesenden, — welche das komische Gnadenwildpret, das von den Schweizerbergen bis in die belgische Ebene läuft, weder zu fangen noch zu kosten weiß. Denn da es auf der freien Heide — und nur auf dieser — gedeihet: so findet man es überall, wo entweder innerliche Freiheit ist — z. B. bei der Jugend auf Akademien oder bei alten Menschen u. s. w. — oder äußerliche, also gerade in den größten Städten und in den größten Einöden, auf Rittersitzen und in Dorf-

pfarrhäusern, und in den Reichsstädten, und bei Reichen und in Holland. Zwischen vier Wänden sind die meisten Menschen Sonderlinge; dieß wissen die Eheweiber. Auch wäre ein passiv-humoristischer Charakter noch kein satirischer Gegenstand — denn wer wird eine Satire und Karikatur auf eine einzelne Mißgeburt ausarbeiten? — sondern die Abweichung einer kleinen Menschen-Nadel muß mit der Abweichung des großen Erd-Magneten gleichen Strich halten und sie bezeichnen. So ist z. B. der alte Shandy, so sehr er porträtiert erscheint, nur der bunt angestrichene Gips-Abguß aller gelehrten und philosophischen Pedanterei *); so auf andere Weise Falstaff, Pistol u. s. w.

*) Alle Lächerlichkeiten im Tristam, obwol meist mikrologische, sind Lächerlichkeiten der Menschen-Natur, nicht zufälliger Individualität.

§. 35.

Humoristische Sinnlichkeit.

Da es ohne Sinnlichkeit überhaupt kein Komisches gibt: so kann sie bei dem Humor als ein Exponent der angewandten Endlichkeit nie zu farbig werden. Die überfließende Darstellung, sowol durch die Bilder und Kontraste des Witzes als der Phantasie, d. h. durch Gruppen und durch Farben, soll mit der Sinnlichkeit die Seele füllen und mit jenem Dithyrambus sie entflammen *), welcher die

Fehlt aber das Allgemeine, z. B. wie bei Peter Pindar, so rettet kein Witz ein Buch vom Tode. Daß Walther Shandy mehrere Jahre, jedesmal so oft die Thüre knarrte, sich entschließet, sie einzölen zu lassen u. s. w. ist unsere Natur, nicht seine allein.

*) Sterne wird, je tiefer hinein im Tristram, immer humoristisch-lyrischer. So seine herrliche Reise im 7. Bande; der humoristische Dithyrambus im 8. B. c. II. 12. u. s. w.

im Hohlspiegel eckig und lang auseinander gehende Sinnewelt gegen die Idee aufrichtet und sie ihr entgegen hält. In so fern als ein solcher jüngster Tag die sinnliche Welt zu einem zweiten Chaos in einander wirft, — blos um göttlich Gericht zu halten — ; der Verstand aber nur in einem ordentlich eingerichteten Weltgebäude wohnen kann, indeß die Vernunft, wie Gott, nicht einmal im größten Tempel eingeschlossen ist — : in so fern ließe sich eine scheinbare Angränzung des Humors an den Wahnsinn denken, welcher natürlich, wie der Philosoph künstlich, von Sinnen und von Verstande kommt und doch wie dieser Vernunft behält; der Humor ist, wie die Alten den Diogenes nannten, ein rasanter Sokrates. —

Wir wollen den metamorphotischen sinnlichen Stil des Humors mehr aus einander nehmen. Erstlich individualisiert er bis ins Kleinste, und wieder die Theile des Individualisierten,

Shakespeare ist nie individueller, d. h. sinnlicher als im Komischen. Eben darum ist Aristophanes beides mehr als irgend ein Alter.

Wenn, wie oben gezeigt worden, der Ernst überall das Allgemeine vorhebt und er uns z. B. das Herz so vergeistert, daß wir bei einem anatomischen mehr ans poetische denken als bei diesem an jenes: so heftet uns der Komiker gerade eng an das sinnlich Bestimmte, und er fällt z. B. nicht auf die Knie, sondern auf beide Kniescheiben, ja er kann sogar die Kniekehle gebrauchen. — Hat er oder ich z. B. zu sagen, „der Mensch denkt neuerer Zeit nicht dumm, sondern ganz aufgeklärt, liebt aber schlecht“: so muß er zuerst den Menschen ins sinnliche Leben übersetzen — also in einen Europäer — noch enger in einen Neunzehnjahrhunderter — und diesen wieder auf ein Land, auf eine Stadt einschränken. — In Paris oder Berlin muß er wieder eine Straße suchen und den Menschen darein

pflanzen. Den zweiten Satz muß er oder ich eben so organisch beleben, am schnellsten durch eine Allegorie, bis er etwa so glücklich ist, daß er von einem Friedrichstädter sprechen kann, der in einer Taucherglocke bei Licht schreibt, und ohne einen Stuben- und Glockenkameraden im kalten Meer und nur durch die verlängerte Luftröhre seiner Luftröhre mit der Welt im Schiffe verbunden ist. „Und so erleuchtet, schließe der Komiker, der Friedrichstädter sich allein und sein Papier und verachtet Ungeheuer und Fische um sich her ganz.“ Das ist aber der obige Satz.

Bis auf Kleinigkeiten könnte man die komische Individuazion verfolgen. Dergleichen sind: die Engländer lieben den Henker und das Gehangenwerden; wir den Teufel, doch aber als den Komparativus des Henkers, z. B. er ist des Henkers, stärker: er ist des Teufels; eben so verhenkert und verteufelt. Man könnte vielleicht an seines Gleichen schreiben,

den hole der L., aber bei Höhern müßte dieß schon durch den Henker gemildert werden. Bei den Franzosen steht der Teufel und Hund höher. *Le chien d'esprit que j'ai*, schreibt die herrliche Sevigne, (unter allen Franzosen die Großmutter Sternen's, wie Rabelais dessen Großvater) und liebt gleich allen Französinnen sehr den Gebrauch dieses Thieres. Ähnliche sinnliche Kleinigkeiten sind: überall Zeitwörter der Bewegung zu wählen, in un- bildlichem und bildlichem Darstellen — wie Sterne und andere jeder Handlung, auch einer inneren, eine kurze körperliche vor- oder nachzuschicken — von Geld, Zahl und jeder Größe überall bestimmte Größe anzugeben, wo man sonst nur die unbestimmte erwartet. Z. B. „ein Kapitel so lang als mein Ellenbo- gen“ oder „keinen gekrümmten Farthing werth.“ ic. So gewinnt diese komische Sinnlichkeit durch die zusammendrängende Einsil- bigkeit in der englischen Sprache; wenn z. B.

Sterne sagt (Tristr. Vol. XI. ch. X.): ein französischer Postillion sei kaum aufgestiegen, so hab' er wieder abzusteigen, weil immer am Wagen etwas fehle, a tag, a rag, a jag, a strap, welche Silben besonders mit ihren Aßsonanzen nicht so leicht im Deutschen zu übersetzen sind, als das horazische *ridiculus mus*. Die Aßsonanzen kommen überhaupt im komischen Feuer nicht nur bei Sterne (z. B. ch. XXXI.: all the frusts, crusts, and rusts of antiquity), sondern auch bei Rabelais, Fischart und andern vor, gleichsam als Wandnachbars Reime.

Dahin gehörten ferner für den Komiker die Eigen-Namen und Kunstwörter. Kein Deutscher spürt den Abgang einer Volk- und Hauptstadt trauriger als einer, der lacht; denn er hindert ihn am Individualisieren. Bedlam, Grubstreet u.s.w. laufen so bekannt durch ganz Großbritannien und über das Meer; wir Deutsche hingegen müssen dafür Tollhaus, Sudels-

Schreibgäße nur im Allgemeinen sagen, weil aus Mangel einer Nationalstadt die Eigennamen in den zerstreuten Städten theils zu wenig bekannt sind, theils weniger interessant. — So thut es einem individualisierenden Humoristen ganz wohl, daß Leipzig ein schwarzes Bret, einen Auerbachischen Hof, seine Leipziger Lerchen und Messen hat *),

*) Daher sollte man von jeder deutschen Stadt so viele benannte Einzelheiten (wie bei den Bieren schon geschehen ist) gäng und gäbe machen als nur angehen will, blos um dem Komiker mit der Zeit ein Wörter- und Flurbuch komischer Individualization in die Hand zu spielen. Ein solcher schwäbische Städte-Bund würde die getrennten Städte ordentlich zu Gassen, ja zu Brettern eines komischen Nationaltheaters zusammenrücken lassen — der Komikus hätte leichter malen und der Leser leichter fassen. Die Linden — der Thiergarten — die Charité — die Wilhelmshöhe — der Prater — die Brühlsche Terrasse sind zum Glücke für jeden komisch-

welche auswärts genug bekannt sind, um mit Glück gebraucht zu werden; dasselbe wäre aber von noch mehreren Sachen und Städten zu wünschen.

Ferner gehört zur humoristischen Sinnlichkeit die Paraphrase, oder die Zersetzung des Subjekts und Prädikats, welche oft ins Endlose gehen kann und welche Sternen am leichtesten nachgeäfft wird, der sie wieder am leichtesten Rabelais nachgeahmt. Wenn z. B. Rabelais sagen will, daß Gargantua spielte; so fängt er an:

individualisierenden Dichter zu seinem Spielraum urbar; aber wollte z. B. der Verfasser von den wenigen Städten, wo er gehauset, von Hof, Leipzig, Weimar, Meinungen, Coburg, Baireuth, die Eigennamen der besten da sehr wohl bekannten und benannten Plätze und Verhältnisse zu komischer Individuation gebrauchen: so würde er wenig verstanden werden und folglich schlecht goutiert, nämlich auswärts.

(I. 22.) La jouoit,

Au flux.

à la prime

à la vole

à la pille

à la triumphe

à la Picardie

Au cent — —

Etc. Etc.

Zwei hundert und sechzehn Spiele nennt er. Fischart *) bringt gar fünf hundert und

*) An Sprach- und Bilder- und sinnlicher Fülle übertrifft Fischart weit den Rabelais und erreicht ihn an Gelehrsamkeit und aristophanischer Wort-Schöpfung; er ist mehr dessen Wiedergebärer als Uebersecker; sein goldhaltiger Strom verdiente die Goldwäsche der Sprach- und der Sittenforscher. Hier einzelne Züge aus seinem Wilde eines schönen Mädchens aus seiner Geschichtflitterung (1590) S. 142: „(Sie hatte) rosenblüsame Wänglein, die auch den umbwehenden Lust mit ihrem Gegenschein als ein Res-

sechs und achtzig Kinder- und Gesellschaftsspiele, welche ich mit vieler Eile und Langweile zusammengezählt. Diese humoristische Paraphrase — welche in Fischart am weitesten und häufigsten getrieben wird — setzt Sterne in seinen Allegorien fort, deren Fülle sinnlicher Nebenzüge sich an die üppige Ausmalung der homerischen Gleichnisse und der orientalischen Metaphern anschließet. Ein ähnlicher farbiger Rand und Diffusionraum fremder Weizüge fasst sogar seine witzigen Metaphern ein; und die Nachahmung dieser Kühnheit ist der Theil, den Hippel sich an ihm besonders ausgelesen und verbessernd vorbehalten genbogen klärer erläuterten wie die alten Weiber, war sie aus dem Bad kommen. Schwanzweiß, Schlauchfälchen, dadurch man wie durch ein Mauranisch Glas den roten Wein sahe schleichen: ein recht Alabastergürgelein: ein Porphyrenhant, dadurch alle Aldern schienen, wie die weißen und schwarzen Steinlein im eim klaren Brunnwässerlein: Apfelrunde und

(denn jeder ersah sich an Sterne seine eigne Kopier = Seite, z. B. Wieland die Paraphrase des Subjekts und Prädikats, andere seine unübertreffliche Periodologie, manche seine ewigen „sagt' er“, mehrere nichts, niemand die Grazie seiner Leichtigkeit). Z. B. gesetzt ein Mann wollte den vorigen Gedanken hypothetisch sagen: so müßte er, wenn er, die Nachahmer z. B. blos transszendente Uebersetzer nennen wollte, es so ausdrücken: sie sind die origenische Tetra - Hera - und Okta-

lindharte Marmos - Brüstlein, rechte Paradiesäpflein und Alabasterküglein — — auch fein nahe ans Herz geschmückt und in rechter Höhe emporgerückt, nicht zu hoch auff Schweizerisch und Kölnisch, nicht zu nider auf Niderländisch, — — sondern auf Frankösisch ic.“ Jenes Reimen der Prosa kommt bei ihm häufig und zuweilen z. B. c. 26. S. 351. mit schöner Wirkung vor. So ist das 5te Kapitel über Cheleute ein Meisterstück sinnlicher Beschreibung und Beobachtung; aber feusch und frei wie die Bibel und unsere Voreltern.

pla Sternens. Oder noch deutlicher ist das Beispiel, wenn man z. B. die Thiere einen Karlsruher und Wienerischen Nachdruck der Menschen auf Fließpapier nannte. Es erquickt den Geist ungemein, wenn man ihn zwingt, im Besondern, ja Individuellen (wie hier Wien, Karlsruhe und Fließpapier) nichts als das Allgemeine anzuschauen, in der schwarzen Farbe das Licht.

Darstellung der Bewegung, besonders der schnellen, oder der Ruhe neben jener macht als Hülsmittel der humoristischen Sinnlichkeit komischer. Ein ähnliches ist auch die Darstellung einer Menge, welche durch das Vorragen des Sinnlichen und der Körper noch dazu den lächerlichen Schein der Maschinenhaftigkeit erregt. Daher erscheinen wir Autoren in allen Rezensionen von Meusels gelehrten Deutschlande wegen der Menge der Köpfe ordentlich lächerlich, und jeder Rezensent scherzt ein wenig.

VIII. Programm.

Ueber den epischen, dramatischen
und lyrischen Humor.

§. 36.

Verwechslung aller Gattungen.

Zu Athen war *) ein Gerichtshof von 60 Menschen niedergesetzt, um über Scherze zu urtheilen. Noch hat kein Journalistikum unter so vielen akademischen Gerichten, gelehrt

*) Nach Pauw über die Griechen. I. B., der es aus dem Athenäus anführt. Nicolai bewies indes in der Rezessiyn dieser Stelle, daß mich Pauw belogen, und daß das ganze Gericht nur eine Sammlung von schmarotzenden Possensreißern war.

ten Wezlar, Friedens - und Zorngerichten und Judikaturbänken, welche in Kapseln umlaufen, eine Jury des Späzes: sondern man richtet und scherzet nach Gefallen. Selten wird ein witziges Buch gelobt, ohne zu sagen, es sey voll lauter Witz, Ironie und Laune oder gar Humor; als ob diese drei Grazien einander immer an den Händen hätten. Die Epigrammatiker haben meist nur Witz. Sterne hat weit mehr Humor als Witz und Ironie; Swift mehr Ironie als Humor; Shakespeare Witz und Humor, aber weniger Ironie im engern Sinne. So nannte die gemeine Kritik das goldne Witz = Sentenzen- und Bilder = Füllhorn, das goldne Kalb, humoristisch, was es nur zuweilen ist; eben dies wird der edle Lichtenberg genannt, dessen vier glänzende Paradieses = Flüsse von Witz, Ironie, Laune und Scharfsinn immer ein schweres Registerschiff prosaischer Ladung tragen, so daß seine herrlichen komischen Kräf-

te, welche schon allein ihn zu einem Kubierten Pope verklären, (so wie seine übrigen) nur von der Wissenschaft und dem Menschen ihren Brennpunkt erhalten, nicht vom poetischen Geist. So galt die lustige Geschwätzigkeit Müllers oder Wezels in den Zeitungen für Humor; und Bode, dessen Uebersezung der schönste Abgußsaal eines Sterne und Montaigne ist, galt mit seiner Selbst-Verrenksucht für einen Humoristen*), indeß Tiecks wahrhaft poetische

*) Ich zitiere zum Beweise seine Dedicazionen und Noten. Wer z. B. zur Welt, — die überhaupt mit der Schwerfälligkeit übertragen ist, welche nur Montaigne gut ansteht, als antiker Hrost der Zeit — S. 114. B. I. diese Note machen konnte. „Was ein Engländer doch wohl von Höflichkeitsbezeugungen sprechen mag! Er, der Jedermann, auch den Allervornehmsten, Ihrzet!! Hem!!“ — ; oder wer den erbärmlichen von Mylius, Müller und andern nachgesprochenen Spaß-Laut de- und wehmüthig wie verholen kann; dessen schaffende Kräfte stehen

Laune wenig gesehen wurde, blos weil ihr Leib etwas beleibter und weniger durchsichtig seyn könnte. Doch seit der ersten Auflage dieses Werkchens entstand fast eine verbesserte zweite auch der Zeit; denn jetzt wird wohl nichts so gesucht, besonders von Buchhändlern — als Humor und zwar ächter. Ein unpartheiischer findet fast auf allen Titelblättern, wo sonst nur „lustig“, „komisch“ „lachend“ gestanden hätte, das höhere Beiwort humoristisch; so daß man beinahe ohne alle Vorliebe behaupten kann, daß sich jetzt im schreibenden Stande jene gelehrte Gesell-

tief unter seinen nachschaffenden. Wie wenig die großen Muster — auch innigst verstanden und geliebt — die Zeugungkräfte veredlen, sieht man aus den matten siechen Geburten herrlicher Ueberseher und Anbeter der Neuern und Alten. Zur unbesleckten Empfängniß gehört stets auch eine unbesleckte Zeugung durch einen oder den andern heiligen Geist,

schaft in Rom, die Humoristen (bell' humoris) wiedergeboren habe, welche ein so schönes Sinn und Wappenbild hatte, nämlich eine dicke auf das Meer zurückregnende Wolke mit der Inschrift: *redit agmine dulci*, d. h. Die Wolke (hier die Gesellschaft) fällt süß, ohne Salz in das Meer zurück, gleichsam wie reines Wasser ohne Nebengeschmack. Es erfreuet bei dieser Vergleichung noch die zufällige Nebenähnlichkeit, daß die gedachte romische Humoristen-Akademie erzeugt wurde auf einer adelichen Hochzeit, weil während derselben die nachherigen Humoristen den Damen mit Sonetten aufgewartet hatten. — Indes will der Verfasser diese so weit hergeholt Zusammenstellung mehr für Scherz gehalten wissen, als für Paragraphen von Ernst.

Es gibt einen Ernst für alle; aber nur einen Humor für wenige, und darum weil dieser einen poetischen Geist und dann einen frei und philosophisch gebildeten begehrt, der

statt des leeren Geschmackes die höhere Weltanschauung mitbringt. Daher glaubt das „goutierende“ Volk, es „goutiere“ Sterne's Tristram, wenn ihm dessen weniger geniale Noriks Reisen gefalle. Daher kommen die elenden Definizationen des Humors als sey er Manier oder Sonderbarkeit; daher eigentlich die geheime Kälte gegen wahrhaft komische Gebilde. Aristophanes würde — obwol von Chrysostomus und von Platon studiret, und unter und auf beider Kopfkissen gefunden — für die meisten das Kopfkissen selber seyn, wenn sie offenherzig wären, oder er ohne griechische Worte und Sitten. Die gelehrte und ungelehrte Menge kennt statt der poetischen humoristischen Gewitterwolke, welche befruchtend, fühlend, leuchtend, donnernd, nur zufällig verletzend in ihrem Himmel leicht vorüberzieht, nur jene kleinliche, unbehülfliche irdische Heuschreckenwolke des auf vergängliche Beziehungen streifenden Nach-

Spaßes, welche rauscht, verdunkelt, die Blumen abfrisst und an ihrer Anzahl häßlich vergeht.

Man erinnere sich nur noch einiger lobenden und einiger tadelnden Urtheile, welche beide sich umzukehren hätten. Der phantasielose und engherzige satirische Kunstarbeiter und Ebenist Boileau galt wirklich einmal dem kritischen Volke (wenn nicht gar noch jetzt) für einen komischen Dichter; — ja ich bin im Stande, es stündiglich zu erweisen, daß man ihn mit dem Satiriker Pope verglichen, ob ihm gleich Pope an reicher Gedrungenheit, Menschenkenntniß, Umsicht, wiziger Illumination, Schärfe, Laune nicht nur überlegen war, sondern in dem höhern Punkte sogar entgegengesetzt, daß er wie die meisten brittischen Dichter, aus der zugekörnen Lebens-Furche und Wolke zu jener Berg Höhe aufsteigt, worauf man Furchen und Wolken überblickt und vergißt. Soll dennoch Nehn-

lichkeit bleiben, so mag Boileau als eine satirische Distel für anflatternde Schmetterlinge blühen, und Pope als eine aufblühende Fackeldistel in der Wüste prangen. — So sind Scarron und Blumauer gemeine Lach-Seelen; und kein Witz kann ihre poetisch = moralische Blöße zudecken. Dahin gehört auch Peter Pindar; welcher außerhalb des brittischen Staats-Körpers so gut das komische Leben verliert, als der von ihm in der Lousiade (Laufsiade) besungene Held weggehoben vom menschlichen Körper das physische.

Dem Erheben der Niedrigen geht leider das Erniedrigen der Höheren zur Seite. So werden über die Speckgeschwüste und Leberflecken Rabelais, des größten französischen Humoristen sogar in Deutschland dessen geehrte und witzige Fülle und vor-sternische Laune vergessen, so wie seine scharfgezeichneten Charaktere vom loyalen edlen Pantagruel voll Was-

ter- und Religionliebe bis zum originellen
gelehrten Feigling Panurge *).

So wird der prosaische und sittenwidrige
Tartuffe von Moliere erhaben, und seine ge-
nialen Possen werden einer Herablassung zum
Gassenvolke angedichtet, anstatt daß man bes-
ser manche regelmäßigen Lustspiele einer Her-
ablassung zum Hofvolke zuschriebe. Sein ein-
ziges l'impromptu de Versailles, worin er
mit einem Wechselspiegeln anderer und seiner
selber kräftig spielt, hätte August Schlegeln

* Eine Uebersezung mit angedrückter Urschrift
wäre für den Forscher der französischen Sprache
eine ungeheure Sprach-Schatzkammer (für das
große Publikum wäre, und sei sie nichts). Die
schwierigen Zeit- und Ort-Anspielungen brauch-
te der Ueberseher nicht zu erklären, sondern
nur zu übersetzen aus der trefflichen Ausgabe
in Quart: Oeuvres de Maître François Rabé-
lais avec de remarques historiques et criti-
ques de Mr. le Duchal. A Amsterdam etc.

ein eben so ungerechtes Urtheil über ihn, wie über Gozzi ersparen sollen, wenn er jemals anders loben könnte, als entweder zu wenig oder zu viel.

Eine Blume werde hier auch auf das Grab des guten Abraham a santa Clara gelegt, welches gewiß einen Lorbeerbaum trüge, wär' es in England gemacht worden und seine Wiege vorher; seinem Witz für Gestalten und Wörter, seinem humoristischen Dramatisieren schadete nichts als das Jahrhundert und ein dreifacher Ort, Deutschland, Wien und Kanzel. Ja warum soll der Schreibfinger nicht ein Zeigfinger für einen andern vergeßnen deutschen Satiriker seyn, welcher durch seine poetische Selbst - Freilassung durch muntere wechselnde leichte Handhabung jedes Gegenstandes wohl das Abschreiben des Titels seines Buchs verdient: „der kurzweilige Satiri-
„cus, welcher die Sitten der heutigen Welt
„auf eine lächerliche Art durch allerhand lustige

„Gespräche und curieuse Gedanken in einer
 „angenehmen Olla Potrida des durchtriebenen
 „Fuchs mundi et. ac. vor Augen gestellt.“
 Anno 1728.

Blos die Praxis ist noch ein wenig schlechter als die Kritik; denn diese kann doch nachsprechen, jene aber nicht nachschaffen. Wir wollen indeß lieber von jener und dieser die wahre suchen als die irrlige. Wenn die komische Poesie so gut als die heroische aus der großen dichterischen Dreieinigkeit — Epos, Lyra, Drama — die erste Person daraus muß spielen können, die epische; und wenn das Epische eine noch vollere, gleichere Objektivität verlangt, als sogar das Drama, so fragt sich, wo zeigt sich die komische Objektivität? — Da — so folgt aus der Bestimmung der drei Bestandtheile des Lächerlichen — wo blos der objektive Kontrast oder die objektive Maxime vorgehoben und der subjektive Kontrast verborgen wird; das ist aber die Ironie,

welche daher als reiner Repräsentant des lächerlichen Objekts, immer lobend und ernst erscheinen muß, wobei es gleichgültig ist, in welcher Form sie spiele, ob als Roman, wie bei Cervantes, oder als Lobschrift wie bei Swift.

§. 37.

Die Ironie, der Ernst ihres Scheins.

Der Ernst der Ironie hat zwei Bedingungen. Erstlich in Rücksicht der Sprache studiere man den Schein des Ernstes, um den Ernst des Scheines oder den ironischen zu treffen. Will der Mensch im Ernst eine Meinung behaupten; zumal ein Gelehrter: so thut er's nur verschämt — er zweifelt — er fragt — er hofft — er fürchtet — er verneint die Verneinung oder auch den Superlativ des Gegners *) — er sagt, er unters

*) Ich meine jene Wendung des Ernstes z. B. von einem Dummen zu sagen: er sey kein Mann von glänzenden Gaben.

fange sich nicht zu behaupten, daß — oder, denk' er Unrecht, wenn — oder, andere mögen entscheiden, ob — oder, er möchte nicht gern sagen, daß — und es woll' ihm vorkommen, als ob — — und bedient sich dabei der Anfangs- und Konnexionsformeln und Figuren nach Peuzer oder einem andern erträglichen Stilistiker. Über gerade mit diesem gelehrt Scheine der Mäßigung und Bescheidenheit lege auch der ironische Ernst seine Behauptung der Welt vor. Ich will, so gut man außer dem poetischen Zusammenhange vermag, ein Beispiel der bessern und darauf der schlechteren Ironie aufstellen. Zuerst jene zugleich mit dem entwickelnden Kommentar in den Noten.

„Es ist angenehm zu bemerken a), wie viel eine gewisse parteilose ruhige Kälte gegen

a) Die Ironie muß stets die zwei großen Unterschiede, nämlich die Beweise eines Daseyns und die Beweise eines Werths (wie der Ernst)

die Poesie, welche man unsern bessern Kunstrichtern nicht absprechen b) darf, dazu beträgt, sie aufmerksamer auf die Dichter selber zu machen, so daß sie ihre Freunde und Feinde unbefangner schätzen und ausfinden ohne die geringste c) Einmischung poetischer Neben-Rücksicht. Ich finde d) sie hierin, in sofern sie mehr der Mensch und Gärtner als dessen poetische Blume besticht, nicht sehr von den Hunden verschieden e), welche gegeneinander vertauschen; wo sie Werth zu erweisen hätte (wie hier), muß sie Daseyn erweisen und umgekehrt.

b) nicht absprechen, statt „zuschreiben muß.“

c) Hier „Geringste.“ Da hier gerade der Superlativ den Ernst verstärkt, so darf er auch den Schein verstärken.

d) In der ruhigen, langsamem, ehrerbietigen Einführung niedriger Gleichnisse ist Swift der Meister.

e) „nicht sehr verschieden.“ Man bemerke die Verneinung der Verneinung.

eine kalte Nase und Neigung gegen Wohlgerüche zeigen, desgleichen gegen Gestank f), die aber einen desto feinern Sinn (wenn sie ihn nicht durch Blumen abstumpfen, wie Hühnerhunde auf blühenden Wiesen) für Bekannte und für Feinde und überhaupt für Personen (z. B. Hasen) beweisen anstatt für Sachen."

Denselben ironischen Gedanken müßte man in der falschen und überall gewöhnlichen Manier etwa so zu geben suchen:

,Man muß gestehen und alle Welt weiß *),

f) „Gestank“ verträgt der Ernst ein niedriges oder ein sinnlich malendes Wort (wie weiter unten: abstumpfen, oben: besticht, wofür bestechen weniger anklänge) desto besser und zwitscher.

*) Dieß sind die beiden einzigen ironischen Anfangsformeln, welche ich in der französischen ironischen Literatur und der deutschen Nachäferei antreffe. Il faut avouer ist sogar schon so oft ironisch da gewesen, daß es kaum mehr rein ernsthaft zu gebrauchen ist.

daß die Herren Kunstrichter zwar nicht für poetische Schönheiten (das ist ja eine lächerliche Kleinigkeit) aber doch für jeden, wer so unter der Hand ihr Feinsliebchen oder ihr Feind ist, eine gar herzliche Spürnase haben. Meine Ehrenmänner sind hier daß den Hunden zu vergleichen (doch mit allem Respect und ohne Vergleichung gesprochen) welche u. s. w."

Mich eckelt die weitere Nachahmung dieser ironischen Nachäffung. Swift, — dieser einzige ironische Alte vom Berge, der ironische Großmeister unter Alten und Neuern, welcher unter den Britten blos den D. Arbuthnot *) zu seinem Nebenritter und unter uns

*) Beider Zusammenarbeiten ist bekannt. Literarisch bemerk' ich hier, daß Lichtenbergs Satire gegen den Taschenspieler Philadelphia mit den Hauptideen und mehreren Nebenideen aus der Satire Arbuthnots gegen einen Taschenspieler, the wonder of all the wonders that ever the world wondered at genommen ist.

blos Liskov *) zum Ritter der deutschen Zunge schlug — macht jedem, der ihn ehrt, solche Mißgeburten zuwider. Gleichwohl hab'

*) Er schrieb alle seine Satiren im Zwischenraume vom J. 1732 bis 1736; so unbegreiflich in diesen bloßen 4 satirischen Jahrzeiten auf der einen Seite ein so großer Unterschied zwischen seiner ersten und letzten Satire, nämlich ein so schnelles Fortschreiten ist: so unbegreiflich ist auf der andern das nachherige Verstummen und Verschließen eines so reichen Geistes; eine literarische Seltenheit einziger Art! — Und doch gab uns das Schicksal noch eine zweite neuere, wofür es eben so sehr unsere Klage, als unseren Dank verdient, die nämlich, daß der Jungling, welcher durch die „Inokulation der Liebe“ unsere besten komischen Dichter erreichte, seinen ganzen blühenden Jahrraum, worin er sie alle hätte übertreffen können, in stummen Sabbathjahren und Herntesferien zubrachte, blos um im Alter mit seinen „Neisen“ die komischen Prosaiker zu übertreffen.

ich aus deutschen Rezensionen z. B. in der N. A. D. Bibliothek — nicht die Fehler rügenden, sondern sie begehenden — und aus den deutschen Spaßmachern ein ironisches Idiotikon von wenigen Worten ausgezogen. Die Substantiva sind: Patron, Ehrenmann, häufiges Herr, Freund, Gast, Hochgelahrter, Hochweiser, ferner häufige Diminutiva als Schein-Zeichen der Liebe z. B. Pröbchen*). — Die Adjektiva **) sind stets die höchst lobenden: geschickte, unvergleichliche, wertheste,

*) Ich sagte schon an e. a. D., daß die Liebe ihr Geliebtes gern verkleinernd anrede; daher in den Jahrhunderten der größern Liebe mehrere Verkleinerung-Wörter waren.

**) Die falsche Ironie hat nur Ein lobendes, superlatives Beiwort, indem die wahre immer abwechselt und statt des Höchsten das Bestimteste aussucht. Schade daß sogar nicht nur Voltaire (die Franzosen ohnehin) blos das ironische Beiwort beau ewig gebraucht, sondern auch Rabelais.

hochgelahrte, treffliche, artige, weidliche,
 leckere, behagliche, stattliche, klägliche, herz-
 brechende, brillante, erkleckliche, saubere, ja
 gespickte (welches letztere Wort der Misbrauch
 nicht einmal mehr im allegorischen Ernst zu
 gebrauchen erlaubt). — Die Adverbia sind:
 ganz, gar, baß, höchstlich, ungemein, unfehl-
 bar, augenscheinlich. Endlich braucht die Afs-
 ter-Fronie noch gern das Pronomen *mein*,
unser, „mein Held.“ — Theologische
 Ausdrücke wie: fromm, erbaulich, gesalbt,
 Salbung, Kernsprüche; und veraltete
 wie: baß, gar schön, behaglich, männig-
 lich &c. stehen im größten ironischen Unsehen,
 weil beide einen spaßhaftesten Ernst zu haben
 scheinen. Will man die Fronie noch stechender
 zuschleifen, und treffender aufstellen zu einem
 Nikochetschusse: so setzt man die zweischneidi-
 gen Frage- oder Ausrufungzeichen und Ge-
 dankenstriche bei und gibt durch deren Ver-
 doppelung doppelt Schach, Diese Schreiber,

welche uns nicht den Ernst des Scheins, sondern den Schein des Scheins bringen, gleichen den Stummen, welche auch dann, wenn sie uns ihre Sache pantomimisch deutlich sagten, noch unangenehme, unnütze Lüne eins flicken. Durch die ganze Poesie, auch durch den Roman — gesetzt auch der Verfasser dieses fiele dabei in eine und die andere Pfänderstrafe — sollte wie in Nürnberg, wo der Meistersänger, der auf dem Singstuhle *) sein Singen mit Reden unterbrach, nach der Zahl der Sprech-Sylben abgestraft werden, eben so eine Rüge überall darauf stehen, wo der Verfasser dem Dichter ins Wort fällt.

Die Kontraste des Witzes sind daher für den Ernst des Scheins gefährlich, weil sie den Ernst zu schwach aussprechen und das Lächerliche zu stark. — Man sieht aus dem obigen Beispiel der Kunstrichter und Hunde, wie die Bitterkeit einer Ironie von sich selber mit

*) Bragur B. III.

ihrer Kälte und Ernsthaftigkeit zunimmt ohne Willen, Haß und Zuthun des Schreibers; die swiftische ist nur darum die bitterste, weil sie die ernsteste ist. — Es folgt ferner, daß eine gewisse feurige Sprachfülle z. B. von Sturz, Schiller, Herder, sich schwerer mit der ironischen Kälte und Ruhe verträgt; so auch schwer Lessings witziger dialektischer Zirkus und zweischneidige Kürze. Desto mehr Wahlverwandtschaft hat die Ironie mit Goethens epischer Prose. Möchte überhaupt der Verfasser des Fausts bei so großen Kräften eines eigenthümlichen Humors und einer ironisch kalten Erzählung des Thörichten, seinem Flügelmann auf dem dramatischen Flügelpferde, Shakespearen, welchem Johnson sogar eine besondere Vorliebe für das Komische zuschrieb, wenigstens so weit nacharbeiten, daß er uns nur so viele scherzhafte Bände bescheerte, als ernsthafte berühmte Kanzelredner hätten zurück behalten sollen.

Aus allem bisherigen ergibt sich die Kluft zwischen Ironie und Laune, welche letztere so lyrisch und subjektiv ist als jene objektiv. Zum größern Beweise will ich die obige Ironie in Laune übersetzen. Sie möchte etwa so lauten —, oder ganz anders; denn die Laune hat tausend krumme Wege, die Ironie nur Einen geraden wie der Ernst —:

„Herr, sagt' ich zum Herrn mit einiger Ehrerbietung (er war Mitarbeiter an fünf Zeitungen und Arbeiter an einer) ich wollte, er wäre dem wasserscheuen Kerl vernünftig ausgewichen, und nicht ins Bein gefahren, — denn ich schoß ihn darauf nieder, ob er gleich vielleicht einer meiner besten Hunde war —: so hätte die Welt noch eine der besten Hundsnasen mehr, die je darin geschnuppert. Ich kann schwören Herr, die gute Ars (so schrieb er sich gern lateinisch) war für das gemacht, was sie trieb. Könnte der Hund, ich frage, mir nicht hier im Blumen-Garten nachspringen?

gen, durch Rosen, durch Nelken, durch Tulpen, durch Lebkönen und seine Nase blieb kalt gegen alles und sein Schwanz sehr ruhig? — Hunde, sagt er oft, haben ihre beiden Nasenlöcher für ganz andere Sachen. Nun zeige ihm aber ein Mann, der ihn erforschen will, etwas anderes, von weitem einen Maulwurf in der Falle hängend, einen Bettler (seinen Erbfeind) unter der Gartenthüre, oder Sie, meinen Freund, herein tretend — was meinen Sie, daß meine sel. Ars that? — Ich kann mir das leicht denken, sagte der Herr — Gewiß, sagt' ich, er rezensierte auf der Stelle, Freund! — Mir ist, versetzte nachsinnend der Herr, als habe jemand einen ähnlichen Ausdruck schon einmal von Hunden gebraucht. — Das war ich, o Bester, aber in einer Ironie, sagt' ich."

Ganz verschieden würde derselbe Gedanke in einem andern Humor z. B. im Shakespeareschen lauten. Wir wenden uns zur Tro-

nie zurück. Man sieht, daß sie, so wie die Laune sich nicht gut mit epigrammatischer Kürze verträgt — welche mit zwei Zeilen gesagt hätte: Kunstrichter und Hunde wittern nicht Rosen und Stinkblumen, sondern Freunde und Feinde —; allein die Poesie will ja nicht etwas blos sagen, sondern es singen, was allzeit länger währt. Wielands Weitläufigkeit in seiner Prose (denn seine Verse sind kurz) entspringt häufig aus einem sanften humoristischen oder auch ironischen Anstrich, den er ihr mitten im Ernst gern läßt. Daher hat die englische Sprache, welche am meisten noch von der lateinischen Periodologie fortbewahrt, und folglich die lateinische den besten ironischen Bau; auch die deutsche, so lange sie sich noch jener nachbildete wie zu Liskovs Zeiten *). Wir wollen dem Himmel danken, daß sich jetzt kein kraftvoller Deut-

*) Daher ziehe ich Swifts lahme Uebersetzung durch Waser den neuern gelenken vor.

scher jenes franzöfische atomistische Zersplittern eines lebendigen Perioden in Punkte — jene bunten Beete mit zerbrochnen Scherben — zum Muster erliefet, wie es Rabener u. a. gethan, dessen Ironie eben wie die franzöfische an diesem geistlosen Zerschneiden kränkelt, ohne doch die Vortheile dieser Sprache, die epigrammatische und persiflierende Geschicklichkeit, zu genießen. Man sollte wie Kloß und (zuweilen) Arbuthnot Ironien in lateinischer Sprache schreiben, weil diese durch die besondern eitel = bescheidenen „Konzessions-, „Olkupazions-, Dubitazions- und Transitionsformeln“ der neuern Lateinschreiber den ironischen Behauptungen einen unsäglichen Reiz darbeut. Denn ein Mensch sey noch so eitel, er sey ein Theaterdichter, — ein Wort was schon eine zweifache Eitelkeit aussagt — und in der Loge während seines Stücks — oder er sey das reichste, schönste, belesenste Mädchen in einer Kaufmannsstadt — oder

er sey wer er wolle in einer Lage, wo er die Sünde der Eitelkeit in einer Stunde 60 mal begehen kann: so begeht sie doch in einer Stunde noch öfter, nämlich so oft er Worte macht, während seines Programms, ein Rektor, ein Konrektor, ein Subrektor u. s. w. der darin weiter nichts zu sagen hat als das Lateinische. Jede Floskel und Redeblume ist ein Lorbeerzweig, welchen vielleicht der böse Feind aufhebt und trocknet zu künstigem Feuer.

Da die Ironie ein fortgehendes Ansehen halten oder Objektivieren auflegt: so sieht man leicht, daß dieses gerade desto schwieriger wird, je komischer der Gegenstand ist, — anstatt daß die subjektivierende und mehr lyrische Laune gerade durch den Ueberschwung des Stoffs gewinnt; daher jene in der überströmenden Jugend schwerer wird, im Alter aber immer leichter, wo ohnehin das lyrische Leben auf dem Durchgange durch das dra-

matische ein episches und nach zwei Gegenwarten, nach der innern und nach der äußern, eine feste stille Vergangenheit geworden ist. Auch neigen eben darum Männer von Verstand sich mehr zur Ironie, die von Phantasie mehr zur Laune.

§. 38.

Der ironische Stoff.

Er soll Objekt seyn, d. h. das epische Wesen soll sich selber eine scheinbar vernünftige Maxime machen, es soll sich, und nicht den auslachenden Dichter spielen; folglich muß der Ernst des Scheins nicht blos auf die Sprache, sondern auch auf die Sache fallen. Daher kann der Ironiker seinem Objekte kaum Gründe und Schein genug verleihen. — Swift ist hier das Leibhaus für das Tollhaus — Aber die ironische Menge um ihn her findet man auf zwei auseinander laufenden Irrwegen; einige leihen gar nichts her als ein Ad-

pektivum und dergleichen; sie halten einen bloßen Tauschhandel des Ja gegen das Nein und umgekehrt, für schönen lieben Scherz. Die Franzosen legen dem epischen Objekt gemeinlich in den Mund: „die abscheuliche Aufklärung, das verdammliche Denken, das Autodefee zu Gottes Ehre und aus Menschenliebe; ihre Pointe gegen Aerzte ist das Lob des Tödtens, gegen Weiber das Lob der Unstreue — kurz einen objektiven Wahnsinn d. h. eine prosaische Verstandeslosigkeit statt poetischer Ungereimtheit, mit andern Worten, die subjektive Ansicht verdeckt die objektive. Aus diesem Grunde sind Pascals lettres provinciales zwar als eine feine, scharfe, kalte, moralische Berggliederung des Jesuitismus vor trefflich, aber als eine ironisch-objektive Darstellung verwerflich. Voltaire ist besser; wie wol auch oft die Persiflage in die Ironie einbricht. Eben so schlecht als um das ironische Lob steht es um die lobende Ironie, welche

blos die umgekehrten Wörter braucht: „der „gottlose Mensch“ statt der gute u. s. w.; nur Swift besaß die Kunst, eine Ehrenpforte zierlich mit Nesseln zu verhängen und zu verkleiden am besten; auch Voiture ein wenig, der wenigstens den Balzac, den die Franzosen ziemlich lange einen großen Mann genannt, zu übertreffen taugt.

Der zweite ironische Irrweg ist, die Fronie zu einer so kalten prosaischen Nachahmung des Thoren zu machen, daß sie nur eine Wiederholung desselben ist. Eine Fronie aber, wozu man den Schlüssel erst im Karakter des Autors und nicht des Werks antrifft, ist unpoe- tisch, z. B. Machiavels und Klopstocks. Eben so wird ihr poetischer Himmel wie in Wolfs Briefen an Heyne, durch hassende Leidenschaft verfinstert. Ja er verträgt nicht einmal die Einmischung eines scheinbaren Enthusiasmus, wie z. B. in Thümmels Rede an den Ritterkreis.

Aus diesem Grunde kann wie ich glaube das neuere komische Heldengedicht z. B. Poppe's Lockenraub, Zachariä's ähnliche Gesänge, Fieldings ähnliche sich erhaben stellende Prügelschlachten, (indes Smollet ein Meister im Prügeln ist, weil er gelassen und ohne Pompa auf das Gliedmaas schlägt) dieses komische Heldengedicht kann durch seine Ueberladung mit Blumen und Feier-Ernst nur einen un-einigen Genuss gewähren, weder den heitern Reiz des Lachens, noch die Erhebung des Humors, noch den moralischen Ernst der Satire. Die Ironie sündigt gleich sehr, wenn sie das bloße thörichte Gesicht oder wenn sie die bloße ernste Maske darüber zeigt. Nur mit der plastischen Einfachheit des Frösch- und Mäusekriegs kann diese Gattung gelten und Goethens Reinike Fuchs wieder gelten.

Persiflage könnte man das ironische Streiflicht nennen; Horaz ist vielleicht der erste Persifleur und Luzian der grösste. Die Persiflage

ist mehr die Tochter des Verstandes als der komischen Schöpferkraft; sie könnte das ironische Epigramm genannt werden. Galliani ist die geistreichste Uebersetzung, die man vom persiflierenden Horaz besitzt; und oft vom Original in nichts verschieden als in der Zeit und Geistesfreiheit. — Dem Cicero sprechen seine Einfälle in Reden und im Valerius Mar. und sein scharfes Profil einigen Ansatz zu einem Swift zu. — Platons Ironie (und zuweilen Galliani's) könnte man, wie es einen Welt-Humor gibt, eine Welt-Ironie nennen, welche nicht blos über den Irrthümern (wie jener nicht blos über Thorheiten), sondern über allem Wissen singend und spielend schwebt; gleich einer Flamme frei, verzehrend und erfreuend, leicht beweglich und doch nur gen Himmel dringend.

S. 39.

Das Komische des Dramas.

Auf dem Uebergange vom epischen Komus

zum dramatischen begegnen wir sogleich dem Unterschiede, daß so viele große und kleine komische Epiker; Cervantes, Swift, Ariost, Voltaire, Steele, Lafontaine, Fielding keine oder schlechte Komödien machen konnten; und daß umgekehrt große Lustspieldichter als schlechte Ironiker aufzuführen sind, z. B. Holberg in seinen prosaischen Aufsätzen, Foote in seinem Stücke, „die Redner“ — Setzt diese Schwierigkeit des Uebergangs — oder irgend eine überhaupt — mehr einem Klimax des Werths, oder bloße Verschiedenheit der Kraft und Uebung voraus? Wahrscheinlich das letztere; Homer hätte sich eben so schwer zum Sophokles umgeschaffen als dieser sich zu jenem, und kein großer Epiker war, nach der Geschichte ein großer Dramatiker, so wie auch umgekehrt und epischer Ernst und tragischer Ernst haben einen weiteren Weg zu einander selber, als zu dem ihnen entgegengesetzten Scherze, der vielleicht dicht hinter ihrem Rü-

den steht. Wenigstens folgt überhaupt, daß die epische Kraft und Uebung nicht die dramatische erscheide und erspare, und umgekehrt; allein wie hoch ist nun die Scheidemauer? —

Erst das ernste Epos und Drama müssen sich vorläufig trennen. Wieviel beide objektiv darstellen, so stellt doch jenes mehr das Neuhöre, Gestalten und Zufälle dar —, dieses das Innere, Empfindungen und Entschlüsse —; jenes Vergangenheit, dieses Gegenwart; — jenes eine langsame Aufeinanderfolge bis sogar zu langen Vor-Nieden vor Thaten, dieses lyrische Blitze der Worte und Thaten; — jenes verliert so viel durch karge Einheit der Dörter und Zeiten als dieses durch beide gewinnt — — Nimmt man dies alles zusammen, so ist das Drama lyrischer; und kann man denn nicht alle Charaktere des Trauerspiels zu Lyrikern machen; oder wenn man's nicht könnte, wären dann nicht die Chöre von Sophokles lange Mischöne in dieser Harmonie? —

Im Komischen aber sind diese Unterschiede zwischen Epos und Drama selber wieder verschieden. Der ernst = epische Dichter erhebe sich, so hoch er will; über Erhabene und Höhen giebt es keine Erhebung, sondern nur eine zu ihnen; etwas also muß er durchaus zu malen antreffen, was den Maler mit dem Gegenstande verschmilzt. Hingegen der komisch = epische Dichter treibt die Entgegensetzung des Malers und des Gegenstandes weiter; mit ihrem umgekehrten Verhältnisse zu einander steigt der Werth der Malerei. Der ernste Dichter ist dem tragischen Schauspieler ähnlich, in dessen Innern man nicht die Parodie und das Widerspiel seiner heroischen Rolle voraussehen und merken will und darf *); der komische ist dem komischen Spieler

*) Denn tragische Leidenschaft widerspricht als Anlage auch nicht der edelsten Natur. Unmoralische Folge daraus als Marime sondert auf eine eigne epische Weise den Spieler vom Menschen

Ier gleich, welcher den subjektiven Kontrast durch den objektiven verdoppelt, indem er

und ist eine bessere Maske der Individualität als die antike körperliche; — der Schauspieler nämlich der geniale und der moralische, sogar der unmoralische — wird zur bloßen Natur der Kunst, höchstens der juvenalischen Satire tritt er näher. Hingegen der komische Schauspieler muß jede Minute den Kontrast zwischen seinem Bewußtseyn und seinem Spiele (spielen beide auch in fremden Augen in Eins zusammen) erneuern und festhalten. Ein tragisches Stumperwerk könnte kein Fleck; aber ein komisches wohl ein Iffland gut machen durch das Spiel. — Der Unterschied des Zuschauers vom Leser der Schauspiele gibt sowol den tragischen als den komischen eigne Regeln, wenigstens Winke. Dem Leser des Lustspiels kann Witz und noch mehr Humor viel körperliche Handlung erscheinen; dem Zuschauer desselben dauert auf der Bühne der glänzendste Humor — und wär' es vor der eines Falstaffs — leicht zu lang, und

ihn in sich und im Zuschauer unterhält. Folglich wird sich — ganz ungleich dem episch fühlt zu sehr; indeß ihm körperliche Fehler, Stammeln, Fehlhören, Sprechfeinfäcksel, welche den Leser wegen der Leichtigkeit ihrer Erfindung durch Wiederkommen unbedeutend werden, mit dem Reize der körperlichen Darstellung bereichern und bei Wiederholung sich durch den Reiz neuer Nachbarschaft und des vieleckigen Individualisirens verjüngen. So klingt z. B. in Kheebue's Pagenstreichen das Repetierwerk: „als ich von Stolpe nach Danzig reisete“ immer komisch an. (Auch das Lesen erwartet und begehrst die Wiederkehr desselben Spases, nur in ungleich größeren Zwischenräumen) — Hingegen das Trauerspiel darf auf der Bühne das verhüllte leidende Herz in Seufzern von Worten auseinander legen, aber es muß die rohen Wunden - Dolche der äußern Handlung so viel wie möglich verhüllen; wir wollen die Schmerzen denken, nicht sehen, weil wir uns leichter die innere, als die äußere vorläuschen.

schen Ernst — gerade die Subjektivität im Verhältnisse ihrer Entgegensezungen über die prosaische Meeres-Fläche erheben. Ich rede vom komischen Epiker; aber der komische Dramatiker — ungleich seinem Darsteller auf der Bühne — verbirgt sein Ich ganz hinter die komische Welt, die er schafft; diese allein muß mit dem objektiven Kontrast zugleich den subjektiven aussprechen; und wie in der Groseie der Dichter den Thoren spielt, so muß im Drama der Thor sich und den Dichter spielen. In sofern ist der komische Dramatiker gerade aus dem Grund objektiver, aus welchem der tragische lyrischer wird. Allein wie hoch und fest und schön muß der Dichter stehen, um sein Ideal durch den rechten Bund mit Affen-, Gestalt und Papagaien-, Sprache auszudrücken und gleich der großen Natur, den Typus des göttlichen Ebenbildes durch das Thierreich der Thoren fortzuführen! —

Der Dichter muß selber seine Handschrift verlehrt schreiben können, damit sie sich im Spiegel der Kunst durch die zweite Umkehrung leserlich zeige. Diese hypostatische Union zweier Naturen, einer göttlichen und einer menschlichen, ist so schwer, daß statt der Vereinigung meistens eine Vermengung und also Vernichtung der Naturen entsteht. Da her da der Thor allein zugleich den objektiven und den subjektiven Kontrast aussprechen und verbinden soll *): so weiß man das nicht anders logisch zu machen als durch dreierlei Fehler; entweder der objektive wird übertrieben — was Gemeinheit heißt —, oder der subjektive wird es — was Wahnsinn und Widerspruch ist — oder beides, was ein Krügersches oder gewöhnliches deutsches Lustspiel

*) Daher ist in der Wirklichkeit, wo der subjektive Kontrast außerhalb des Objekts liegt, kein Thor so toll als im Lustspiel.

ist *). Noch gibt es den vierten, daß man den komischen Charakter in den lyrischen fälschen und Einfälle sagen, anstatt erwecken, und lächerlich machen — sich oder andere — anstatt ihn lächerlich werden läßt; und Congreve und Kozebue haben wie gesagt oft zu viel Witz, um nicht hierin zu sündigen.

Diese Schwierigkeit des doppelten Kontrasts erzeugt daher oft gerade bei den Schriftstellern, welche in andern Gattungen Nachahmer der französischen Scheue sind, niedrig-komische Lustspiele, z. B. bei Gellert, Wenzel, Anton Wall ic. Man hat die Bemerkung gemacht, daß ein Jungling eher ein gutes Trauer- als Lust- Spiel dichte; — sie ist

*.) Es ist für Kozebue Schade, daß er zu viel Witz und zuviel unpoetische Nebenrichtungen hat, um uns noch viel bessere Lustspiele zu geben, als einige seiner guten sind. Im dramatischen Almanach erhält ihn öfters die Kürze des Wegs auf dem rechten Wege.

wahr und die andere, daß alle Jugend = Volksker gerade mit dem Lustspiel anhoben, steht ihr darum nicht entgegen, weil das Lustspiel anfangs nur mimisch = körperliche Nachahmung, später mimisch = geistige Wiederholung war, bis es erst spät poetische Nachahmung wurde. Nicht der jugendliche Mangel an Kenntniß der Menschen (denn diese hat das Genie in seiner ersten Blüte) (obwohl der Mangel an Kenntniß der Sitten hier bedeutsamer ist) sondern ein höherer Mangel schließt dem Jüngling das Lustspielhaus zu, der Mangel an Freiheit. Den unerschöpflichen Beutel bekam Fortunatus zuerst, und erst später jenen Wunsch- oder Freiheitshut, der ihn über die Erde durch die Lüfte trug. Aristophanes, Shakespearens und Gozzi's Lust - Stücke reift kein Sturm und kein Brennspiegel *), sondern heiterer langer Son-

*) Daher Schriftsteller, welche im lyrischen Ernst edel bis zum Erhabenen sind, im Scherze roh,

nenschein; und dieses Zensor-Amt kann wie das römische, nicht ohne männliche Jahre bekommen werden..

§. 40.

Der Hanswurst.

Zum Uebergang vom dramatischen Komus zum lyrischen find' ich keinen bessern Zwischengeist und Zwischenwind als den Hanswurst. Er ist der Chor der Komödie. Wie in der Tragödie der Chor den Zuschauer antizipierte und vorausspielte und wie er mit lyrischer Exhebung über den Personen schwebte, ohne eine zu seyn: so soll der Harlekin, ohne selber einen Charakter zu haben, gleichsam der Re- und widrig werden, weil sie ihr Feuer fortschüren. So z. B. wenn Schiller über Nikolai und über die satirischen Peitschen aussagt, daß diese von Händen gehandhabt würden, welche besser die gemeinen daran hielten. Sogar der höhere Herder vergaß hierin zuweilen den hohen Herder.

präsentant der komischen Stimmung seyn und ohne Leidenschaft und Interesse alles blos spielen, als der wahre Gott des Lachens, der personifizierte Humor. Daher, wenn wir einmal ein bestes Lustspiel erhalten, wird der Verfasser sein komisches Thierreich mit dem schönsten Schöpfungstage segnen und den Harlekin als den besonnenen Adam dazu erschaffen.

Was diesem guten Choristen den Einlaßzettel für die Bühne nahm, war nicht die Niedrigkeit seines Späßes — denn dieser wurde blos in mehrere Rollen ausgeschrieben für das restierende Personale, besonders für die Bedientenstube, in welche unsere Schreiber ihre Unkenntnis des Herrens-Komus verstecken, sondern erstlich wirkte die Schwierigkeit eines solchen Humors mit ein *) (in so fern

*) In Shakespeare haben die Narren oder Tüpel in den eigentlichen Komödien mehr Witz als Laune, aber in den ernsten Stücken tritt aus

er mit den höhern Forderungen der Zeit aufsteigen mußte), zweitens Harlekins unedle Geburt und Erziehung. Schon ehrlos, in beschorner Sklavengestalt bei den rohen Römern, wie noch bei dem Pöbel, als bloßer Schmarotzer *), der mehr Spaß ertrug als vortrug, um nur zu essen — und darauf als ähnlicher Tisch-Narr, der mehr die Scheibe war als der Schütze, mehr passiv- als aktiv-komisch, nur daß er an den Höfen, wo der Hof-Narr als umgekehrter Hofprediger oder als der Wochen-Koadjutor desselben, hinter gleichem Schirme über dieselben Texte, nur in mehreren Rockfarben predigen durfte — da war seine zufällige Erscheinung immer so, daß der sittliche Schmerz über einen solchen Menschen - Verbrauch, — nur den Römern

komischen Mischspielern die Laune bis zum Humor hervor.

*) Der Parasit der Alten ist der Harlekin, nach Lessings Vermuthung.

erfreulich, die zum Späße auf Bühnen wahre Kriege aufführten und wahre Torturen nachspielten — durch die Ausbildung das Uebergewicht über die Freude gewann, welche der komische Geist austheilte und daß man daher den Gegenstand des Mitleidens mehr als des Mitsreuens, lieber hinter die Kulissen trieb. — Aber könnte nicht eben darum Harlekin wieder tafel- und bühnen-fähig werden, wenn er sich ein wenig geadelt hätte moralisch? Ich meine; wenn er bliebe, was er wäre im Lachen, aber würde, was einmal eine ganze Molier-Sekte von Pasquinen war im Ernst? Nämlich frei, uneigennützig, wild, cynisch — mit einem Worte, Diogenes von Sinope komme als Hanswurst zurück und wir behalten ihn alle.

Um aber feinere Seelen an der Pleiße, die ihn wegschwemmte, nicht durch die Aufhebung dieses Edikts von Nantes selber wieder zu vertreiben, muß dieser Mensch durch-

aus den Küchen-Namen Hanswurst, Pickelshäring, Kasperl, Lippert fahren lassen. Schon Slapin oder Truffaldino ist vorzuziehen. Doch möcht' er sich uns mehr als ein sedater Mann von Gewicht und Scherz darstellen, wenn er einen oder den andern Namen — weil sie unbekannt sind und spanisch — entweder Cosme oder Gratiioso ernähme; wiewol ein Deutscher noch lieber wünschen wird, daß man den guten Hofnarren oder courtisan bei einem deutschen Namen erhielte, den er wirklich schon führt und ihn nicht anders nennte als (veredelt) — indem man kurzweilig wegstriche, besonders da alle andere Räthe eben Beinamen haben, z. B. Kammer-, Hof-, Legations u. s. w. — „ Rath. Sogar in Leipzig müßte ein Hanswurst geduldet werden unter dem Namen Rath.“

§. 41.

Das lyrische Komische oder die Laune und die Burleske.

Wenn im Epos der Dichter den Thoren, im Drama der Thor sich und jenen, aber mit dem Uebergewichte des objektiven Kontrastes spielt: so muß in der Lyra der Dichter sich und den Thoren spielen, d. h. in derselben wahnfinnigen Minute lächerlich und lachend seyn, aber mit dem Uebergewichte der Sinnlichkeit und des subjektiven Kontrastes zugleich. Der Humor, als der komische Weltgeist, erscheint verkleinert und gefangen als Haus- und Waldgeist, als bestimmte Hamadryade des Dornenstrauchs, ich meyne als Laune; und wie Frohnie zur Persiflage, so verhält sich Humor zur Laune. Jener hat den höhern, diese einen niedern Vergleichungspunkt. Der Dichter wird bis zu einem gewissen Grade das was er verlacht; und in dieser Lyra kommt jene Objekt-Subjektivität des Schellingischen Pans

unter dem Namen burlesk wieder hervor. Denn der burleske Dichter malt und ist das Niedrige zu gleicher Zeit; er ist eine Sirene mit einer schönen Hälfe, aber eben die thierische erhebt sich über die Meersfläche, ja oft ist's ein Hirtengedicht, das ein Hirtenhund bellt.

Dahin rechn' ich auch alles Travestieren,— trotz dem Scheine epischer Form, die nirgends ist, wo der Dichter die Empfindung des Lesers oder Objekts selber vorempfindet — , dieses Widerspiel der Fronie, die ihr Lachen so zu deckt als jenes ihres auf. — Wie ist denn nun das Niedrig = Komische darzustellen ohne Gemeinheit? — Ich antworte: nur durch Verse. Der Verfasser dieses begriff eine Zeitslang nicht, warum ihm die komische Prose der meisten Schreiber als zu niedrig und subjektiv widerlich war, indeß er den noch niedrigern Komus der Knittelverse häufig gut fand. Allein wie der Kothurn des Metrums Mensch und Wort und Zuschauer in eine Welt

höherer Freiheiten erhebt; so gibt auch der Sockus des komischen Versbaues dem Autor die poetische Maskenfreiheit einer lyrischen Erniedrigung, welche in der Prosa gleichsam am Menschen widerstehen würde.

Diese Stimmung will, wie man an den Travestien und am 17. Jahrhundert sieht, wo in Paris die burlesken Verse blühten, mehr sich als den Gegenstand lächerlich machen, indem die Ironie es umkehrt; und ihr froher Ausbruch wird durch die Phrase, sich über etwas lustig machen, wahr bezeichnet. — In einigen neuern Werken, z. B. in den Burlesken von Bode, noch weit höher aber im Herodes von Bethlehem schimmert in diesen niedersteigenden Zeichen der Poesie ein höheres Licht, der Sinn für das Allgemeine, da die früheren von Blumauer und andern tiefe Marschländer sind, voll Schlamm obwohl voll Salz.

Derselbe Grund, welcher die Burleske in Versen fodert, begeht auch, wenn sie in dramatischer (obwohl unpassender) Form erscheint, Marionetten statt Menschen zu Spielern. Eine lyrische Verrückung, welche z. B. in Bodens Burlesken vor der Phantasie leicht und nur als Sache vorüberfliegt, martert in der festen Gestalt eines lebendigen Wesens uns mit einer unnatürlichen Erscheinung; hingegen die Schauerpuppe ist für das niedrigste Spiel das, was für das erhabenste die Masse der Alten war; und wie hier die individuelle lebendige Gestalt zu klein ist für die göttervolle Phantasie, so ist sie dort zu gut für die vernichtende.

Die komische und niedrig-komische Poesie hat das eigene, daß sie zweierlei Wörter und Phrasen am häufigsten gebraucht, erstlich ausländische, dann die allgemeinsten. — Warum machen wir gerade durch das Aus-

ländische am stärksten lächerlich, so wie wir es dadurch gerade am meisten werden als Ehrenmitglieder und Adoptivkinder aller Völker, besonders des gallischen? Schon durch deutsche Biegung wird das ernste lateinische Wort uns lächerlich. Französische bezeichnen, deutsch umgeendet immer etwas Verachtendes — z. B. peuple (Pöbel), partisan (Hasenfuß), maîtresse (Weischläferin), caressiren, canaille, infame, touchiren (als Beleidigung), blamiren, courtesieren — theils aus Volks-
hasß *) gegen das vorige fürstliche repräsentative System, nach welchem die deutschen Fürsten Vice-Re's und missi regii von Ludwig XIV. waren, theils weil die damalige

*) Franzosen und Engländern fehlt es zu dieser Quelle des Komischen nicht am gegenseitigen Hasse, sondern ihren Sprachen an gegenseitiger Unähnlichkeit und Beugungsfreiheit. Nur ihre heroischen und burlesken Metra tauschen sie wechselnd gegen einander aus.

Sprachmengerei der Höfe und Gelehrten (z. B. flattiren, charmieren, passieren) in das Volk herunter sank und also noch für uns bei ihm als Schöpf-Quelle gemeiner Sprechart bleibt. Lateinische Worte werden geachtet und erhoben; folglich recht gut als Kontraste burlesk geworben. Griechische sind tafelfähig sogar im Epos; ja sogar lateinische, ohne deutsche Biegung.

Der reichste und hellste komische Sprachborn, woraus Wieland glücklich seine künstlichen Pflanzungen begossen und gewässert, ist unser Schatz von gemein-allgemeinen Sprechweisen. Ich will einen ganzen folgenden Perioden aus ihnen formieren: „es ist „etwas daran, aber ein böser Umstand, wenn „ein Mann in seinen Umständen überhaupt „viel Umstände macht und, (so lass' ich mir „sagen) ohne selber zu wissen, woran er ist, „zwar mit sich reden, aber doch nicht handeln

„läßet, sondern, weil er darin nicht zu Hause ist, Stunden hat, wo er die Sachen lassen läßt, wenn er auch Mittel hätte.“ — Diese Phrasen, welche das Gemeinste ins Allgemeine hüllen und daher nie das Komische zu sinnlich aussprechen und woran der Deutsche so reich ist, stehen mit hohem Werthe weit über allen den komischen sinnlichen plattdeutschen Wörtern, welche Mylius und andere für „humoristische“ ausrufen. — Außerdem daß man mit gleichem Rechte auch scharfsinnige Wörter, elegische, tragische aufwiese, hasset gerade der Humor, ja sogar die burleske Laune die vorlaute Aussprecherei des Komischen.

Ich werde niemals ein Buch ansehen, auf dessen Titel bloß steht: zum Todtlaufen, zur Erschütterung des Zwerchfells u. s. w. Je öfter lachend, lächerlich, humoristisch in einem komischen Werke vorkommt, desto weniger ist

es selber dieses; so wie ein ernstes durch die
häufigen Wörter: „rührend, wunderbar Schicksal,
ungeheuer“ uns die Wirkung nur ansagt,
ohne sie zu machen.

B o r s c h u l e
der
A e s t h e t i c
n e b s t
einigen Vorlesungen in Leipzig über die
Parteien der Zeit,
von
J e a n P a u l.

Zweite Abtheilung.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Stuttgart und Tübingen
In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1813.

Inhalt der zweiten Abtheilung.

IX. Programm. Ueber den Witz.

§. 42. Unbestimmte Definizionen — §. 43. Witz, Scharffinn, Tieffinn — §. 44. der unbildliche oder Reflexion-Witz, nämlich die erste Abtheilung des ästhetischen oder der bloße Witz des Verstandes — §. 45. Sprachkürze, eine Bedingung und ein Theil des Witzes — Lob der philosophischen Kürze, Tadel der dichterischen — §. 46. der witzige Zirkel als ein Theil des Reflexion-Witzes — §. 47. ferner die Antithese — §. 48. endlich die Feinheit — §. 49. der bildliche Witz, dessen Nothwendigkeit in der Menschennatur — Abschweifung über Geruch und Geschmack — §. 50. Doppelzweig des bildlichen Witzes; Personifikation oder Besessen-
len als der eine, Verkörpern als der andere — Vergleichung des französischen Witzes mit dem deutschen und britischen — §. 51. die Allego-
rie — §. 52. das Wortspiel — Herabschätzung desselben — dessen Werth als Sprache des Zu-
falls — dessen Regeln — §. 53. Maß des Witzes, Lob des ürvollen, Tadel der Deutschen — §. 54. Nothwendigkeit der witzigen Bildung

— Freiheit - Kräfte eines dithyrambischen Wi-
xes — §. 55. Entschuldigung und Bedürfniß
des gelehrten Wixes — Nachtheile desselben.

X. Programm. Ueber Charaktere.

§. 56. Ihre Anschauung außerhalb der Dicht-
kunst — §. 57. Entstehung poetischer Charak-
tere, ihre Schöpfung ohne Weltkenntniß —
★ §. 58. Materie der Charaktere, Verwerfung der
ganz unvollkommenen, Vertheidigung, Schwie-
rigkeit und Werth der vollkommenen — §. 59.
X Form der Charaktere, Nothwendigkeit ihrer Al-
legorie, Unterschied der griechischen und mo-
dernen Form — §. 60. technische Darstellung
der Charaktere, der beseelende Punkt der Ein-
heit, Wechsel zwischen den Brennpunkten ei-
nes Charakters — §. 61. dessen Ausdruck durch
Rede und Handlung, Vorzug der Rede.

XI. Programm. Geschichtfabel des Drama und des Epos.

§. 62. Verhältniß der Fabel zum Charakter, Vor-
zug des letzten — §. 63. Verhältniß des Dra-
ma und des Epos — §. 64. Werth der Ge-
schichtfabel, Beweis des größern Verdienstes,
sie zu erfinden als zu entlehnen — §. 65.
Ferner Vergleichung des Drama und des Epos
— §. 66. Epische und dramatische Einheit der
Zeit und des Orts, die der Zeit ist dem Dra-
ma nöthig, nicht die des Orts; dem Epos um-

gekehrt — §. 67. Langsamkeit des Epos und Erbsünden desselben — Homer, Virgil, Milton, Klopstock — §. 68. Motivieren; wo es mehr, wo es weniger nothig ist.

XII. Programm. Ueber den Roman.

§. 69. Ueber dessen poetischen Werth — §. 70. der epische Roman — §. 71. der dramatische Roman — §. 72. der poetische Geist in den drei Schulen der Romanenmaterie, der italienischen, der deutschen und der niederländischen — §. 73. die Idylle als Vollglück in der Beschränkung — §. 74. Regeln und Winke für Romanschreiber.

XIII. Programm. Ueber die Lyra.

§. 75. Ihre Definization — die Ode — die Elegie — das Lehrgedicht — das Lied — die Fabel — das Sinngedicht &c.

XIV. Programm. Ueber den Stil oder die Darstellung.

§. 76. Definization des Stils, Charakter unserer großen Prosäiker — §. 77. Sinnlichkeit des Stils — §. 78. Unbildliche Sinnlichkeit, Sünden dagegen; rechte Beiwörter — §. 79. Darstellung der menschlichen Gestalt, vier Mittel, durch Aufhebung, Kontrast, äußere Bewegung, innere — §. 80. poetische Landschaftsmalerei — §. 81. bildliche Sinnlichkeit; wo ihre Fälle ver-

botten, und wo sie erlaubt ist — §. 82. über Katachresen, in wie wenn sie keine sind.

XV. Programm. Fragment über die deutsche Sprache.

§. 83. ihr Reichthum; Lob ihrer Anomalien; Würdigung neuer Wörter, deutsche Fülle an sinnlichen Zeitwörtern — §. 84. Campens Sprachreinigkeit, die Gründe gegen ihn, die größern für ihn — ihre jetzige Nothwendigkeit die Zeit — §. 85. vermischtte Bemerkungen über die Sprache — Sprachkürze — Sprachhelle — Wolken's großes Recht und Verdienst — §. 86. Wolklang der Prose — ist nur beziehweise zu steigern — Lob der anomalen Zeitwörter — mehre Hülsmittel des Klangs.

Druckfehler der ersten Abtheilung.

Seite. Zeile.

- iv v. u. 4. statt viesseltige lies vielseitige
v 14. st. des l. das
vi v. u. 5. st. da l. daß
114 3. st. könnte l. konnte
207 9. st. Zeilen l. Zeichen
220 7. st. meisterhafter l. meisterhafte
241 6. st. Fälle l. Fülle
245 6. st. höher l. höheres
259 v. u. 8. st. Stellen l. Stollen
261 v. u. 5. st. Grammatische l. grammatische
290 v. u. 4. st. zugefornen l. zugebornen
292 4. st. erhaben l. erhoben
325 v. u. 3. st. Tupel l. Nüpel
-

Druckfehler der zweiten Abtheilung.

Seite. Zeile.

- 344 5. nach undenkar sehe einen Punkt
389 v. u. 6. statt allgemeine lies allgemeinen
401 letzte 3. st. antem l. anten
402 11. st. wie l. nie
407 letzte 3. st. Lippe l. Zunge
428 v. u. 8. statt erstere l. ersten
429 6. streiche der weg
492 v. u. 5. st. Weile lies Weite
521 v. u. 7. st. nach Parisiade sehe oder Variade

Seite. Zelle.

- 531 v. u. 3. st. Vorstellung l. Verstellung
561 7. st. freudigen l. freudigem
574 v. u. 9. st. auch l. euch
584 v. u. 5. st. Erbskette l. Erbskette
666 2. streiche die weg
670 v. u. 2. st. daß l. das
674 5. st. eigenthümlich l. eigenthümliche
693 v. u. 5. st. fremde l. Fremde
700 4. l. Winterls Basicität
711 1. st. schrumpfen l. Schrumpfen
715 9. st. Bogen l. Borgen
723 7. st. Reimklang l. Reimklang
724 7. st. erschließen l. verschließen
732 4. st. häufig l. häufige
- Ueberall ist statt jetzt, mehrere, letztere
zu lesen: jeho, mehre, letzte.
-

IX. Programm.

Ueber den Witz.

§. 42.

Definitionen.

Jeder von uns darf ohne Eitelkeit sagen, er sey verständig, vernünftig, er habe Phantasie, Gefühl, Geschmack; aber keiner darf sagen, er habe Witz; so wie man sich Stärke, Gesundheit, Geléntigkeit des Körpers zu erkennen kann, aber nicht Schönheit. Beides aus denselben Gründen: nämlich Witz und Schönheit sind an sich Vorzüge, schon ohne den Grad; aber Vernunft, Phantasie, so wie körperliche Stärke ic. zeichnen nur einen Besitzer ungewöhnlicher Grade aus — ; zweim

tens sind Witz und Schönheit gesellige Kräfte und Triumphen (denn was gewänne ein wichtiger Einsiedler oder eine schöne Einsiedlerin?); und Siege des Gefallens kann man nicht selber als sein eigner Eilbote überbringen, ohne unterwegs geschlagen zu werden.

Was ist nun Witz? Wenigstens keine Kraft, die ihre eigne Beschreibung zu Stande bringt. Einiges ist gegen die alte zu sagen, daß er nämlich ein Vermögen sei, entfernte Ahnlichkeiten zu finden. Hier ist weder „entfernte“ bestimmt, noch „Ahnlichkeit“ wahr. Denn ferne Ahnlichkeit ist, aus dem Bildlichen übersetzt, eine unähnliche, d. i. ein Widerspruch; soll es eine schwache oder scheinbare bedeuten, so ist es falsch, da Ahnlichkeit, als solche, ewig wahre Gleichheit, obwol nur eine von weniger Theilen ist, Gleichheit aber, als solche, keinen Grad und Schein zuläßet *). Ebendaselbe

*) Valingenesien II. p. 297.

gilt, nur umgekehrt angewandt, von der Unähnlichkeit.

Soll aber die schwache oder ferne Ähnlichkeit nichts bedeuten als theilweise Gleichheit: so hat dieß der Witz mit allen andern Kräften und deren Resultaten gemein; denn auch jedes andere Vergleichen gibt nur theilweise; — gänzliche wäre Identität. Auch gibt es eine Gattung Witz — noch außer dem Wortspiele —, die ich nachher nach Analogie des logischen Zirkels, den witzigen Zirkel nennen werde, welcher sich in sich verläuft und worin die Gleichheit sich selber gleich ist. Der logische und der witzige Zirkel werden von neuern Identität=Philosophen — selber der vorige Ausdruck bringt mich unter sie — oft konzentrisch gestellt und gebraucht *). Wenn die Anthologie — Ob = Subjekt differenziierend — sagt: die Salbe salben; oder Lessing: das Gewürz würzen: so steht hier Witz, aber ob-

*) Siehe Flegeljahre I. S. 141.

ne alle ferne Aehnlichkeiten, ja mehr blos das Gleiche wird unähnlich gemacht. So ist auch z. B. der gewöhnliche französische rückwärts-schlagende Witz: „das Vergnügen, eines zu nehmen oder zu geben — die Freundin der seiuigen ic.“ Eben so fehlt den Wortspielen die Ferne, z. B. „ein Brief-Wechsel mit Wech-sel-Briefen.“ —

Der zweite Theil der Definition will den Witz durch das Finden der Aehnlichkeiten ganz von dem Scharfsinne, als dem Finder der Unähnlichkeiten wegstellen. Allein nicht nur geben die Vergleichungen des Witzes oft Unähnlichkeiten — z. B. wenn ich sagte: „Algesilaus wohnte in Tempeln, um sein Leben zu offenbaren; der Heuchler aber, um es zu verdecken“ — oder wenn ich sagte: „zu den redenden Künsten gehört die schweigende“ — oder überhaupt die Antithese: sondern auch die Vergleichungen des Scharfsinnes bringen eben oft Aehnlichkeiten; wohin z. B. ein gu-

ter Beweis seiner Aehnlichkeit mit dem Witze gehören würde. Beide sind nur Eine vergleichende Kraft, mehr durch die Richtung und die Gegenstände als die Wirkungen verschieden. Der Scharfsinn wie der eines Seneka, Bayle, Lessing, Bako schlägt, weil er kurz dargestellt wird, mit dem ganzen Blitze des Witzes; so ist es z. B. schwer zu sagen, ob die fortgehende Antithese, welche in Reinholds und Schillers philosophischer Prose oft einen Psalmen = Parallelismus bildet, Witz oder Scharfsinn oder nicht vielmehr beides ist.

S. 43.

Witz, Scharfsinn, Tieffinn.

Ehe wir den ästhetischen Witz, den in engerem Sinne, näher bestimmen, müssen wir den Witz im weitesten, nämlich das Vergleichen überhaupt betrachten.

Auf der untersten Stufe, wo der Mensch sich anfängt, ist das erste leichteste Verglei-

chen zweier Vorstellungen — deren Gegenstände seien nun Empfindungen, oder wieder Vorstellungen, oder gemischt aus Empfindung und Vorstellung — schon Witz, wie wohl im weitesten Sinn; denn die dritte Vorstellung als der Exponent ihres Verhältnisses, ist nicht ein Schluß-Kind aus beiden Vorstellungen, (sonst wäre sie deren Theil und Glied, nicht deren Kind,) sondern die Wundergeburt unsers Schöpfers. Ich, zugleich sowol frei erschaffen, — denn wir wollten und strebten — als mit Nothwendigkeit, — denn sonst hätte der Schöpfer das Geschöpf früher gesehen, als gemacht oder, was hier dasselbe ist, als gesehen. Vom Feuer zum Brennholze daneben zu gelangen, ist derselbe Sprung vonnöthen — wozu die Füße des Affen nicht hinreichen —, der von den Funken des Käzenfells, zu den Funken der Wetterwolke auffliegt. Der Witz allein daher erfindet und zwar unvermittelt; daher

nennt ihn Schlegel mit Recht fragmentarische Genialität; daher kommt das Wort Witz, als die Kraft zu wissen, daher „witzigen;“ daher bedeutete er sonst das ganze Genie; daher kommen in mehreren Sprachen dessen Ich-Mitnamen Geist, esprit, spirit, ingenuosus. Allein eben so sehr als der Witz — nur mit höherer Anspannung — vergleicht der Scharfsinn, um die Unähnlichkeit zu finden, und der Tief Sinn, um Gleichheit zu setzen; und hier ist der heilige Geist, die dritte Vorstellung, die als die dritte Person aus dem Verhältnisse zweier Vorstellungen ausgeht, überall auf gleiche Weise ein Wunderkind.

Hingegen in Rücksicht der Objekte tritt ein dreifacher Unterschied ein. Der Witz, aber nur im engern Sinn, findet das Verhältniß der Ähnlichkeit, d. h. theilweise Gleichheit, unter größere Ungleichheit versteckt; der Scharfsinn findet das Verhältniß der Unähnlichkeit,

d. h. theilweise Ungleichheit, unter größere
Gleichheit verborgen; der Tiefsinn findet, trotz
allem Scheine gänzliche Gleichheit. (Gänz-
liche Ungleichheit ist ein Widerspruch und als-
so undenkbar, Ueberraschung, welche man sonst
noch als Zeichen und Geschenk des Witzes vor-
rechnet, unterscheidet dessen Schaffen wenig von
dem Schaffen anderer Kräfte, des Scharf-, des
Tiefsinns, der Phantasie &c. &c.; jede über-
rascht durch das ihrige, der Witz noch mehr
durch seines, weil seine bunten Flügelzwerge,
leichter und schneller vor das Auge springen.
Verliert aber zweimal gelesener Witz zugleich
mit der Ueberraschung seinen Werth? —

Aber hiemit ist noch zu wenig bestimmt.
Der Witz im engern Sinne findet mehr die
ähnlichen Verhältnisse in kommensurabler
(unantmeßbarer) Größen, d. h. die Ähnlich-
keiten zwischen Körper- und Geisterwelt (z. B.
Sonne und Wahrheit), mit andern Worten,
die Gleichung zwischen sich und außen, mit-

hin zwischen zwei Anschauungen. Diese Ahnlichkeit erzwingt ein Instinkt der Natur *), und darum liegt sie offner, und stets auf einmal da. Das witzige Verhältniß wird anschauet; hingegen der Scharfsinn, welcher zwischen den gesundenen Verhältnissen kommensurabler und ähnlicher Größen wieder Verhältnisse findet und unterscheidet, dieser lässt uns durch eine lange Reihe von Begriffen das Licht tragen, das bei dem Witz aus der Wolke selber fährt; und der Leser muss dort dem Erfinder die ganze Mühe des Erfindens nachmachen, welche der Witz ihm hier erlässt.

Der Scharfsinn, als der Witz der zweiten Potenz, muss daher seinem Namen gemäß, (denn Schärfe trennt) die gegebenen Ahnlichkeiten von neuem sondern und sichten.

Jetzt entwickelt sich die dritte Kraft, oder

*) Die näheren Bestimmungen folgen in den nächsten §.

vielmehr eine und dieselbe tritt ganz am Horizont hervor, der Tieffinn. Dieser — eben so im Bunde mit der Vernunft, wie der Witz mit der Phantasie — trachtet nach Gleichheit und Einheit alles dessen, was der Witz anschaulich verbunden hat und der Scharfsinn verständig geschieden. Doch ist der Tieffinn mehr der Sinn des ganzen Menschen, als einer abgetheilten Kraft, er ist die ganze gegen die Unsichtbarkeit und gegen das Höchste gekehrte Seite. Denn er kann nie aufhören, gleich zu machen, sondern er muß, wenn er eine Verschiedenheit nach der andern aufgehoben, endlich — so wie der Witz Gegenstände foderte und verglich, aber der Scharfsinn nur Vergleichungen — als ein höherer göttlicher Witz bei dem letzten Wesen der Wesen ankommen und, wie ins höchste Wissen der Scharfsinn, sich ins höchste Seyn verlieren.

§. 44.

Der unbildliche Witz.

Der ästhetische Witz, oder der Witz im engsten Sinne, der verkleidete Priester, der jedes Paar kopuliert, thut es mit verschiedenen Trauformeln. Die älteste, reinste ist die des unbildlichen Witzes durch den Verstand. Wenn Buttler die Morgenröthe nach der Nacht mit einem rothgekochten Krebs vergleicht — oder wenn ich sage: Häuser und Bassnoten beziffern — oder dies: Weiber und Elephanten fürchten Mäuse: so ist die Vergleichwurzel keine bildliche Ahnlichkeit, sondern eine eigentliche, nur daß solche Verhältnisse nicht, wie die des ökonomischen Witzes, sich als Vorder- oder Hintersätze in Reih' und Glieder stellen, sondern wie Statuen allein und müßig stehen. Zu dieser Klasse gehört der spartische und attische Witz; z. B. folgender des Rato: „es ist besser, wenn ein Jüngling roth als blaß wird; Soldaten,

„die auf dem Marsche die Hände, und in den
 „Schlachten die Füße bewegen und die lauter
 „schnarchen als schreien“ *) — oder der Witz
 jener spartischen Mutter: „komme entweder
 „mit oder auf dem Schilde.“ Woraus ent-
 steht nun das Vergnügen über diesen Lich-
 zwachs? Nicht aus dem Beisammenstande,
 z. B. im obigen Beispiele der „Weiber und
 „Elephanten“ — denn in der Naturgeschichte
 werden aus anderem Grunde beide oft Nach-
 barn —; aber auch nicht aus dem bloßen
 Gesammt-Prädikat der Maus-, Scheu für zwei
 getrennte Wesen; denn im naturhistorischen
 Artikel von Mäusen könnten beide Furchtende
 im breiten Raume aufgestellt werden; und
 man dächte an nichts. Welche fremdartige
 Ideen stehen nicht oft unter der Fahne Eines
 Wortes verbunden in einem Lexikon, wie z. B.
 Weber-Schiffe, Krieg- und andere Schiffe!
 Wird man darum sagen, der lexicographische

*) Er meint das Schlachtgeschrei.

Adelung stecke voll Witz? Sondern der ästhetische Schein aus einem gleichwohl unbildlichen Vergleichpunkt entsteht blos durch die taschen- und wortspielerische Geschwindigkeit der Sprache, welche halbe, Drittels- Viertel- Aehnlichkeiten zu Gleichheiten macht, weil für beide Einzeichen des Prädikats gefunden wird. Bald wird durch diese Sprach-Gleichsetzung im Prädikat Gattung für Unterart, Ganzes für Theil, Ursache für Wirkung oder alles dieses umgekehrt verkauft und dadurch der ästhetische Lichtschein eines neuen Verhältnisses geworfen, indem unser Wahrheitgefühl das alte fortbehauptet und durch diesen Zwiespalt zwischen doppeltem Schein, jenen süßen Kitzel des erregten Verstandes unterhält, der im Komischen bis zur Empfindung steigt; daher auch die Nachbarschaft des Witzes und des Komus kommt. Z. B. „Ich spitzte Ohr und Feder“ sagt ein Autor; hier wird für ganz verschiedene Arten zu spitzen Ein Wort gefunden,

denn Ohr und Feder selber sind oft genug ohne Witz beisammen. Wenn ein Franzose sagt: „viele Mägden, aber wenige Frauen haben Männer“: so bringt er diese Entgegensetzung nur durch das Wort haben zu Stande, das als Prädikat der Gattung und der Art zugleich in umgekehrtem Verhältniß beiden zusgeschrieben wird.

Voltaire kann in seinen Briefen an den König gar nicht davon loskommen, daß dieser der Welt zugleich Verse lieferte und Schlachten . . . In dieser Sekunde geb' ich ein Beispiel, indem ich über eines rede: ich bemerk' es aber nur, der Stellung wegen; Verse liefern steht nämlich voran als das ungewöhnlichere, worauf, wenn einmal der Zuhörer dieses angenommen, das gewöhnliche „Schlachten liefern“ leichter eingeht; hätt' ich's umgekehrt, so hätt' er geglaubt, (und mit Recht), ich hätte mühsam die eine Lieferung zur zweiten gendthigt . . . Sagte nun Voltaire blos,

Friedrich II. sey ein Krieger und Dichter; so wollt' es eben nicht viel sagen; nur würde folgendes noch weniger bedeuten: „Du setzt während des 7jährigen Krieges verschiedene Gedichte in französischer Sprache auf.“ Schon mehr ist: „Er kriegt und schreibt,“ aber auch unrichtiger; denn schreibt als das Bestimmtere enthält weniger als kriegt. — Noch mehr ist: „er belehrt, was er bekriegt;“ denn im bekriegt stecken Städte, Pferde, Kornfelder &c. im belehrt nur Geister; dort ist das Ganze, hier der Theil und beide werden gleichgesetzt. — Dieses geht ins Unendliche, wenn man gar bis zum Messen der Sylben und Soldaten, zum englischen Bereiter-Wechsel zwischen Buze-phalus und Pegasus gehen will. Hier wächst die Kürze und der Trug und der Zwist; von zweien weniger verschiedenen Ganzem (Kriegs- und Dichtkunst, die im Allgemeinen Begriff Kraft, ja Phantasie zusammen laufen) wer-

den Theilchen der Theile (Sylben und Soll-
daten), also die unähnlichsten Unähnlichkeiten
als Exponenten und Stellvertreter jener Gan-
zen ausgehoben, um diese Unähnlichkeiten und
folglich ihre Ganzen einem einzigen, nur den
Theilen, bestimmt Prädikate (mess'en)
gleich zu machen, das zugleich geometrisch
und arithmetisch oder akustisch genommen wird.
— Wenn nun der Verstand eine solche Reihe
von Verhältnissen auf die leichteste, kürzeste
Weise während der dunkeln Perspektive einer
andern wahren zugleich zu überschauen be-
kommt: könnte man dann nicht den Witz,
als eine so vielfach und so leicht spielende Thä-
tigkeit, den angeschauten oder ästhetischen
Verstand nennen, wie das Erhabene die an-
geschauete Vernunft-Idee und das Komiche
den angeschauten Unverstand? Auch würd'
ich nicht fragen, ob man könnte, wenn man
nicht müßte. Oder man könnte auch Witz
den sinnlichen Scharffsinn nennen und folglich
Scharffsinn den abstrakten Witz.

§. 45.

Sprachkürze.

Die Kürze der Sprache verdient, ehe wir den unbildlichen Witz weiter verfolgen bis zum bildlichen, noch ein Paar besondere Blicke. Kürze d. h. die Verminderung der Zeichen, reizt uns angenehm, nicht durch Vermehrung der Gedanken — denn da man immer denkt, so ist die Zahl immer gleich; indem auch Wiederholung desselben Gedanken eine Zahl und jedes überflüssige Zeichen einen gibt — sondern durch die Verbesserung derselben auf zweierlei Weise; erstlich dadurch, daß sie uns statt der grammatischen leeren Gedanken sofort den wichtigern vorführt *) und uns mit einem Regenbache trifft statt mit dem Staubregen; und zweitens dadurch, daß sie

*) Die Unterschrift unter die Bildsäule eines unthätigen französischen Königs Statua Statuae, oder der Einfall über ein leerer Parterre, es sei le double de l'autre.

die Vergleichpunkte und Gegenstände durch das
Wegräumen aller unähnlichen Nebenbestim-
mungen, welche die Vergleichung entkräften
und verstecken, einsam in helle Strahlen scharf
an einander rückt. Jede Unähnlichkeit erweckt
die Thätigkeit; aus dem Schlich auf dem
platten Gartensteig wird auf dem abgesetzten
Klippenweg ein Sprung. Die Menschen hof-
fen (in ihrem halben Lese-Schlaf) stets, im
Vordersatze schon den Untersatz mitgedacht zu
haben und mithin die Zeit, welche sie mit dem
Durchlesen des letzteren verbringen, angenehm
zur Erholung verwenden zu dürfen — wie
fahren sie auf, (das kräftigt sie aber) wenn
sie dann sehen, daß sie nichts erriehen, son-
dern von Komma zu Komma wieder denken
müssen!

Kürze ist der Körper und die Seele des
Witzes, ja er selber, sie allein isoliert genug-
sam zu Kontrasten; denn Pleonasmen setzen ja
keine Unterschiede. Daher hat das Gedicht,

das allein zur Scheide des Wißes gemacht ist, die wenigsten Zeilen und Worte zugleich, das Sinngedicht. Tacitus und die Sparter, wie oft die Volksentenzen, wurden nur witzig, weil sie kurz waren nach ihrem lex minimi überall. So Rato, so Hamann, Gibbon, Bako, Lessing, Rousseau, Seneka. Bei dem Wiße gibt es so wenig einen Pleonasmus der Zeichen — obwohl leicht der Gedanken, wie z. B. bei Seneka — daß eben darum die Engländer unterstreichen, um verwandte Wörter durch das äußere Auge abzusondern für das innere; z. B. Genie und Kenntniß sinken, sagt Young, unsere abnehmenden Tage sind dunkel und kalt. In der Phantasie hätten Finsterniß und Kälte sich ohne den Druck leicht so durchdrungen wie in jeder Nacht. — Die Franzosen verdanken ihre Sprachbestimmtheit ihrem unbildlichen oder Reflexion-Wiße und diesen jener. Welche witzige Vortheile verschafft ihnen nicht ihr

blosßes en der Beziehung! Die englische und die deutsche Prose, welche die Kette der klassischen Perioden noch nicht so, wie die französische, in einzelne Ringe zersprengt haben, verbinden daher mehr mit Ketten *) als mit Ringen. Wenn jener römische Kaiser einen Fremden über die Familienähnlichkeit spottend fragte: war deine Mutter nicht in Rom gewesen — und dieser versetzte: „nie, aber wol mein Vater:“ so springt der Witz-Funke der Antwort aus einem Zusammenschlagen nicht sowohl fernster Aehnlichkeiten, als nächster, welche man blos in ihre deutliche Wahrheit aufzulösen braucht, und dadurch den ganzen Witz in Nichts. Aber wo bleibt der Witz? In der Kürze; die erste Gedankenreihe der Frage, die plötzlich sich umwendende der Antwort werden in einigen Zwing-

*) d. h. mehr mit einer Reihe bildlicher Aehnlichkeiten als mit einer Antithese, wie weiter unten bei dem bildlichen Wiße gezeigt wird.

wörtern durchlaufen. Gesezt, ich sagte hier mehr Beispiels als Scherzes wegen: sonst im alten Rom bewahrten Tempel die Bibliotheken auf, jetzt aber Bibliotheken die Tempel *) so zwäng' ich den Verstand in wenigen Worten und Augenblicken zu schnellem Umwenden und zweimaligem Durchlaufen einer Gedankenreihe.

In der Prose, sobald sie der bloßen Philosophie dienstbar ist, siegt die franzöfische Abkürzung. Für das Begreifen, das nur Verhältnisse, nicht lebendige Gestalten begeht (wie etwa die Phantasie), ist keine Kürze zu kurz **);

*) Denn unser Gottesdienst wird jetzt meist in Büchern gehalten.

**) Nur die Hamannsche ausgenommen, deren Komma zuweilen aus Planetensystemen und deren Perioden aus Sonnensystemen bestehen; und deren Worte (gleich den ursprünglichen, nach Herder) ganze Sätze sind. Oft ist Kürze leichter zu haben als zu lesen; der Verfasser

denn diese ist Klarheit. Die meisten deutschen Philosophen — auch die englischen — sollten sich in französische übersetzen (so wie in Fichtens Sprachschärfe das Unübersehbare der Rousseau-schen erscheint). So ist z. B. die Antithese zwar nicht der dichterischen Darstellung günstig, aber desto mehr der philosophischen durch ihr Abkürzen; und Lessing und Rousseau er-fuhren ihre Kunst. — Kant und noch mehr die Kantianer, verfinstern sich durch ihr Ver-doppeln — wie der durchsichtige Körper durch seine eigne Wiederholung opak wird. Viele Deutschen sagen kein Wort, welchem sie nicht einigen Nachklang und darauf Wiederklang beifügen, so daß wie in resonierenden Kirchen die Stimme des Predigers ganz verworren umher hallt. Nur bei seltener Kürze schreiben sie so: *Un tel reçu à St. Come, Oculiste*
 kommt zum ausgedruckten Gedanken durch lauter weggeschnittene Nebengedanken; der Leser muß diese erst ergänzen aus jener.

pour les yeux. — Eine Gegend lernt man zwar durch ein Verkleinerungglas kennen, aber nicht durch ein Vergrößerungglas. Ferner liest ein Mensch nichts so äußerst eilig als einen weitläufigen; wie sehr der Verfasser dieses in philosophischen Werken alle Blätter zu fliegenden macht, um zur Sache zu gelangen, wie sehr er von abstrakten Werken von neuem abstrahiert oder abzieht, um nur einigermaßen zu reflektieren; das gesteht er ungern, um nicht Schreiber zu beleidigen, bei welchen man früher die Schale abzuschälen hat als den Kern. Warum wollen denn Philosophen nicht so schreiben wie Klopstock malte? —

— Aber warum malte dieser nicht öfter so wie jene schreiben? Denn philosophische Kürze ist nur poetische Zwergin. Wenn der Verstand aus allen Gestalten nur unsichtbare Verhältnisse abzieht (destilliert): so breitet die Phantasie jene lebendig aus. Für Poesie giebt es

keine absolute Kürze; und ein kürzester Tag bei ihr ist wenig von einer Nacht verschieden. Daher ist Klopstock, zumal in seinen neuern Oden, um so weniger poetisch, als er sich für den Verstand abkürzt. Er gibt uns eine Zelle voll Rosen-Honig, statt des Rosenbusches selber, und statt des Veilchenufers einen Medizinalöffel voll Veilchen-Syrup. Ich frage — um dieses zu beweisen — ob er je viele Oden (besonders neuere) geschrieben, worin nicht der ihm eigne Komparativ — dieser prosaische Reflexion-Schößling — den dünnen Ast aussstreckte? — Einen unvergleichbar höhern Rang behaupten die epigrammatische Erhabenheit oder die erhabenen Spitzen, womit er häufig schließet so wie sein Erinnern an die selbstvergessne Kürze der Einfalt. Um nicht die Kürze über sie selber zu vergessen, wollen wir sie verlassen und zum — witzigen Zirkel kommen.

§. 46.

Der wizige Zirkel.

Dieser Theil des unbildlichen oder Reslexion = Witzes besteht darin, daß eine Idee sich selber sich entgegensezt und nachher doch mit Threm Nicht - Ich den Frieden der Aehnlichkeit stiftet, nicht der Gleichheit. Ich meine hier keine Philosophie, sondern den Witz = Zirkel, diese wahre causa sui. Er ist so leicht, daß man nichts dazu braucht als einigen — Willen dazu; z. B. „die kritische Feile seilen — sich vom Erholen erholen — die Bastille einkerkern — der Dieb an Dieben.“ — Außer der Kürze erfreuet daran noch, daß der Geist, der ewig fortschreiten muß, dieselbe Idee z. B. „das Erholen“ zum zweiten male, aber als ihre eigne Widersacherinn vor sich stehen und sich durch die Gleichheit genöthigt sieht, einige Aehnlichkeit zwischen ihr selber auszufundschaffen. Der Scheinkrieg erzwingt einen Scheinsfrieden. Zusammengesetzter und mehr

ein buntes Vielect ist jener Zirkel der Mad. du Deffant, als sie den Maschinenmeister Vaucanson sehr langweilig und hölzern gefunden: „ich habe eine große Idee von ihm gefasst; ich wollte wetten, er hat sich selber gemacht,” sagte die Dame.

§. 47.

Die Antithese.

Zum Reflexion-Withe gehört die Antithese, aber die rein unbildliche; denn bei den Franzosen ist sie meistens halb unbildlich, halb aber — denn die Einbildungskraft reißt sie dahin — in einem oder dem andern Worte bildlich: z. B. que ces arbres réunis soient de nos feux purs et l'asyle et l'image. — Die Antithese setzt Sätze, meistens die Ursache der Wirkung und diese jener, entgegen. Ein Subjekt erhält widersprechende Prädikate, so wie oben Ein Prädikat widersprechenden Subjekten zufiel. Auch dieser ästhetische Schein ent-

springt durch das Volteschlagen der Sprache. Wenn Youngs Wit von einem, der den zerstreueten spielen will, sagt: „er macht sich einen Denkzettel, um etwas zu vergessen“: so würde die Wahrheit sagen: er macht sich einen, um sich zu erinnern, daß er den Schein annehmen wolle, etwas zu vergessen. Kein versteckt sich oft die Unwahrheit der Entgegensetzung in die Sprache: z. B. „die Franzosen müssen entweder Robertspierre's Richter oder seine Unterthanen werden.“ Denn den Richtern wird nur die gerichtete Partei, den Unterthanen nur der Herrscher entgegengesetzt; aber nicht Richter den Unterthanen.

Um einem antithetischen Satz Daseyn, Licht und Kraft zu geben, wird oft französischer Seits, ein ganz gemeiner thetischer vorangestrieben. „Ich weiß nicht“²⁾), sagte ein Franzose

²⁾) Wenn uns Franzosen diese antithetische Wendung bis zum Eckel vorgemacht haben: so kommen noch die deutschen Affen und machen uns dieses Vormachen wieder nach.

mit uralter Wendung, was die Griechen von Eleonoren gesagt hätten; aber von Helenen hätten sie geschwiegen.“ — Am weitesten, nämlich bis zur Sinn- und Nachlosigkeit trieb Voltaire diese matte Wendung, wenn er von Fenelon bei Gelegenheit des Jansenisten-Streites sagte: „ich weiß nicht, ob Fenelon ein Ketzer durch die Behauptung ist, daß die Gottheit um ihrer selber willen zu lieben sei; aber ich weiß, daß Fenelon verdiente, um seiner selber willen geliebt zu werden.“ Dies führt wieder d'Alembert in seiner Lobrede auf Fenelon als eine schöne von Voltaire an. — „Ich will lieber,“ sagte der zweite Rato, daß man mich frage, warum ich keine Statue bekommen als warum ich eine.“ Rato würde hier wie ich oben, ohne das Nochieren der Sätze weniger glänzen und siegen; ich meine, er würde mit seinem Einfalle weniger auf die Nachwelt und deren Nachwelt eingeschlagen haben, hätt' er den Blitz nach dem Donner

gebracht und die Phrasis so gefehrt: „es ist mir unangenehmer, wenn jemand fragt, warum ich eine Statue bekommen.“ — „Natürlich, (würden die Nachwelten ihn unterbrochen haben) allein wir sehen nur nicht ein, warum du dergleichen erst sagst.“ — Worauf er denn fortführe und mit dem zweiten bessern Satze abgemattet nachkäme. So sehr siegt überall bloße Stellung, es sey der Krieger oder ihrer Sätze.

Am schönsten ist die Antithese und steigt am höchsten, wenn sie beinahe unsichtbar wird. „Es braucht viel Zeit, sagt Gibbon, bis eine Welt untergeht — weiter aber auch nichts.“ Im ersten rhetischen nicht unfruchtbaren Satze wurde Zeit als bloße Begleiterin einer unbekannten Welten-Parze aufgeführt —; auf einmal steht sie als die Parze selber da. Dieser Sprung der Ansichten beweiset eine Freiheit, welche als die schönste Gabe des Wizes künftig uns näher treten soll.

§. 48.

Die Feinheit.

Zum unbildlichen Witze rechn' ich auch die Feinheit. Man könnte sie zwar das Inognito der Schmeichelei, die poetische reservatio mentalis des Lobes oder auch das Enthymema des Tadels, nennen und mit Recht; der Paragraph aber nennt sie das Zeichen des Zeichens. — „Quand on est assez puissant pour la grace de son ami, il ne faut demander que son jugement.“ Unter jugement ist aber eben so wol damnation als grace begriffen und möglich; hier wird nur die Phantasie gezwungen, jugement und grace für eins zu nehmen, die Art für die Unterart. So wenn de la Motte bei einer großen Wahl zwischen Tugend und Laster sagt: hésiter ce seroit choisir. Dass hier die Wahl überhaupt die schlimme bedeutet, hésiter wieder die Wahl — das Zeichen des Zeichens — gewährt durch Kürze und durch den Schein

einseitiger Nothwendigkeit den Genuss. Als ein Gascogner einer ihm unglaublichen Erzählung höflich beigefallen war, fügt er blos bei: *mais je ne répéterai votre histoire à cause de mon accent.* Der Dialekt bedeutet den Gascogner, dieser die Unwahrheit, diese den einzelnen Fall — hier sind fast Zeichen der Zeichen von Zeichen.

Damit nun ein Mensch fein reden könne, gehört außer seinem Talente noch ein Gegenstand dazu, der zum Verstehen zwingt. Daher sind die Feinheiten, welche auf Geschlechtszweideutigkeiten beruhen, so leicht; denn jeder weiß, daß er, sobald er aus einem zweideutigen Satze nicht klug werden kann, Eindeutigkeit darunter zu suchen habe, das Bestimmteste unter dem Allgemeinsten. Die europäische Phantasie verdirbt in jedem Jahrhunderte dermaßen mehr, daß es am Ende unmöglich wird, hierin nicht unendlich fein zu seyn, sobald man nicht weiß, was man sagt.

Eben so kann man nur Personen ein feines Lob ertheilen, welche schon ein entschiedenes besitzen; das entschiedene ist das Zeichen, das feine das Zeichen des Zeichens: und man kann alsdann statt des lobenden Zeichens nur das nakte Zeichen desselben geben. Daher wird — wo nicht die Voraussetzung voraussetzt, es sei aus Selbstbewußtseyn oder Zartheit — die höchste Feinheit am leichtesten ihr Gegentheil. Unter allen europäischen Zueignungen sind (wie die französischen die besten) die deutschen die schlechtesten, d. h. die unfeinsten, d. h. die deutlichsten. Denn der Deutsche setzt alles gern ein wenig ins Licht, auch das Licht; und zur Feinheit — dieser Kürze der Höflichkeit — fehlt ihm der Muth.

Der Verfasser dieses darf ohne Unbescheidenheit hoffen, immer so zugeeignet zu haben, daß er so fein war wie wenige Franzosen, — was allerdings ein wahres Verdienst beweiset, wenn auch nicht seines.

§. 49.

Der bildliche Witz, dessen Quelle.

Wie an dem unbildlichen Witze der Verstand, so hat am bildlichen die Phantasie den überwiegenden Anteil; der Trug der Geschwindigkeit und Sprache steht jenem bei, eine Zauberei von ganz anderer Art diesem. Dieselbe unbekannte Gewalt, welche mit Flammen zwei so spröde Wesen, wie Leib und Geist, in Ein Leben verschmelzte, wiederholt in und außer uns dieses Veredeln und Vermischen; indem sie uns nöthigt, ohne Schluß und Uebergang aus der schweren Materie das leichte Feuer des Geistes zu entbinden, aus dem Laut den Gedanken, aus Theilen und Zügen des Gesichts Kräfte und Bewegungen eines Geistes und so überall aus äußerer Bewegung innere.

Wie das Innere unseres Leibes das Innernste unsers geistigen Innern, Zorn und Liebe nachbildet, und die Leidenschaften Krank-

heiten werden, so spiegelt das körperliche Äußere das geistige. Kein Volk schüttelt den Kopf zum Ja. Die Metaphern aller Völker (diese Sprachmenschwerdungen der Natur) gleichen sich und keines nennt den Irrthum Licht und die Wahrheit Finsterniß. So wie es kein absolutes Zeichen giebt — denn jedes ist auch eine Sache — so gibt es im Endlichen keine absolute Sache, sondern jede bedeutet und bezeichnet; wie im Menschen das göttliche Ebenbild, so in der Natur das menschliche *). Der Mensch wohnt hier auf einer Geisterinsel, nichts ist leblos und unbedeutend, Stimmen ohne Gestalten, Gestalten, welche schweigen, gehören vielleicht zusammen und wir sollen ahnen; denn alles zeigt über die Geisterinsel hinüber, in ein fremdes Meer hinaus.

Diesem Gürtel der Venus und diesem Arme der Liebe, welcher Geist an Natur wie

*) Fürlein 2te Auflage S. 363.

ein ungebornes Kind an die Mutter heftet, verdanken wir nicht allein Gott, sondern auch die kleine poetische Blume, die Metapher. — Dieser Name der Metapher ist selber eine verkleinerte Wiederholung eines Beweises. Sonderbar! — (man erlaube mir diesen Neuhengang) auch der materielle Geschmack und der geistige Geruch liegen sich — wie verbundene Bilder der Materie und Geistigkeit — einander gleichfalls eben so nahe und eben so ferne. Kant nennt den Geruch einen entfernten Geschmack; aber, wie mich dünkt, bestrogen vom immerwährenden Wirkung-Simultaneum beider Sinne. Die gekäuete Blume duftet eben noch unter der Auflösung. Man entziehe aber der Zunge vermittelst des Einathmens durch den bloßen Mund, die Mitwirkung der Nase: so wird die Zunge (wie z. B. eben im Flußfieber) ganz zu verarmen und abzusterben scheinen in dem einsamen Genusse, indeß der Geruch ihrer nicht bedarf.

(Wieder ein Vorbild, nämlich von dem Ge-
genverhältnisse eines reinen Realisten und ei-
nes reinen Idealisten!) Der Geruch mit sei-
ner phantastischen Weite gleicht mehr der
Musik, wie der Geschmack mit seiner prosai-
schen Schärfe dem Gesicht; und tritt mit je-
ner oft zu dieser, wie im Tasten die Tem-
peratur der Körper zu ihrer Form. —
Wie wenig poetisch und musikalisch wir z. B.
gegen Indier sind, beweiset unsere Herab-
setzung der Nase selber, welche über ihren
Namen sich selber rümpft als sei sie der Pran-
ger des Gesichts; und besonders unsere Ar-
muth an Geruchswörtern bei unserem Reich-
thum der Zunge. Denn wir haben nur den
abstoßenden Pol (Gestank), nicht einmal den
anziehenden; denn Duft ist zu optisch, Ge-
ruch zu zweideutig und Wohlgeruch erst ein-
deutig. Ja ganze deutsche Kreise riechen gar
nicht an Blumen, sondern „schmecken an sie“
und nennen, z. B. in Nürnberg und Wien einen

Blumenstraß eine „Schmecke.“ — Nun zurück zum schönen — dem Verhältniß zwischen Körper und Geiste ähnlichen — Unterschiede zwischen Geschmack und Geruch, das jenen in Wasser *), diesen im Aether lebend setzt, für jenen die Frucht, für diesen die Blume. Daher der Sprachwechsel gerade entweder die unsichtbaren Gegenstände dieses Sinnes, oder deren nahes unsichtbares Element, verschieden wie Duft und Luft, zu Wappensymbolen des Geistes macht, oder umgekehrt, z. B. Pneuma, Animus, Spiritus, Riechspiritus, sauere Geister, Spiritus rector, Salz-, Salmiak-rc. Geist. Wie schön, daß man nun Metaphern, diese Brodverwandlungen des Geistes, eben den Blumen gleich findet, welche so lieblich den Körper malen und so lieblich den Geist, gleichsam geistige Farben, blühende Geister!

*) Ohne Auflösung durch Wasser gibt es keinen Geschmack.

§. 50.

Doppelzweig des bildlichen Witzes.

Der bildliche Witz kann entweder den Körper beseelen, oder den Geist verkörpern.

Ursprünglich, wo der Mensch noch mit der Welt auf Einem Stämme geimpft blühte, war dieser Doppel-Tropus noch keiner; jener verglich nicht Unähnlichkeiten, sondern verkündigte Gleichheit; die Metaphern waren, wie bei Kindern, nur abgedrungene Synonymen des Leibes und Geistes. Wie im Schreiben Bilderschrift früher war als Buchstaben-schrift, so war im Sprechen die Metapher, insofern sie Verhältnisse und nicht Gegenstände bezeichnet, das frühere Wort, welches sich erst allmählig zum eigentlichen Ausdruck entsärben mußte *). Das tropische Beseelen und

*) Es ist ordentlich bildlich, daß der Handel — dieser Gegner der Dichtkunst — die Bilderschrift in Zeichenschrift zu verwandeln veranlaßte, (s. Buhle Geschichte der Philosophie I. B.), weil der Handelsmann gern kurz schreibt.

Beleiben fiel noch in Eins zusammen, weil noch Ich und Welt verschmolz. Daher ist jede Sprache in Rücksicht geistiger Beziehungen ein Wörterbuch erblasseter Metaphern.

So wie sich der Mensch absondert von der Welt, die Unsichtbarkeit von der Sichtbarkeit: so muß sein Witz beseelen, obwol noch nicht verkörpern; sein Ich leibt er dem All, sein Leben der Materie um ihn her; nur aber, daß er — da ihm sein Ich selber nur in Gestalt eines sich regenden Leibes erscheint — folglich auch an die fremde Welt nichts anders oder geistigeres auszutheilen hat als Glieder, Augen, Arme, Füße, doch aber lebendige, beseelte. Personifikation ist die erste poetische Figur, die der Wilde macht, worauf die Metapher als die verkürzte Personifikation erscheint; indeß mit beiden Tropen will er so wenig den Schein haben, als ob er hier besonders nach Adelung und Batteux stilisiere, so wenig als ein Zorniger

seinen Drach als Ausrufzeichen und ein Liebender seinen Kuß als Gedankenstrich an bringt. Jedes Bild ist hier ein wunderthätiges Heiligenbild voll Gottheit; seine Worte sind Bilder-Statuen, seine Statuen sind Menschen und Menschen sind er. Der Nordamerikaner glaubt, daß der Seele des Verstorbenen die Seele seines Pfeils nachziehe.

Wenn ich das Besseelen des Körperlichen als das fröhre der bildlichen Vergleichung setze: so gründ' ich mich darauf, daß das Geistige als das Allgemeinste leichter in dem Körperlichen (als dem Besondern) zu finden ist, als umgekehrt, so wie die Moral aus der Fabel leichter zu ziehen, als die Fabel aus der Moral. Ich würde daher, (auch aus andern Gründen), die Moral vor die Fabel stellen. So konnte Bako leicht der Mythologie die allegorische Bedeutung anerfinden; aber umgekehrt zum Sinne eine mythologische Ahnlichkeit aufzutreiben, wäre zehnmal schwieriger.

rer gewesen. Dieß führt mich auf die spätere Thätigkeit des bildlichen Witzes, das Verkörpern des Geistigen. Ueberall sind für die Phantasie Körper schwerer zu schaffen als Geister. Körper begehren schärfere Individuation; Gestalten sind bestimmter als Kräfte, folglich verschiedener. Wir kennen nur Ein Ich, aber Millionen Körper. Mithin ist es schwieriger, in dem eigensinnigen und spielenden Wechsel der bestimmten Gestalten doch eine auszufinden, welche mit ihrer Bestimmtheit einen Geist und die seinige ausspräche. Es war viel leichter, das körperliche zu beseelen und zu sagen: der Sturm zürnet, als das Geistige so zu verkörpern; der Zorn ist ein Sturmwind.

Geht ein Dichter durch ein reifes Kornfeld spazieren: so werden ihn die aufrechten und krüppel- armen Ähren leicht zu dem Gleichniß heben, daß sich der leere Kopf eben so aufrichte — welches Montaigne wie mehrere

Gleichnisse aus dem Plutarch genommen, so wie die Sentenzen aus dem Seneca —; aber er wird einige Mühe haben, für denselben Gedanken eines zugleich unbedeutenden und doch stolzen Menschen in den unabsehblichen Körper, Reihen auf den Schieferabdruck jener Blume zu treffen. Denn da, meistens durch eine Metapher, der Weg zum Gleichniß gefunden wird — hier z. B. wird statt unbedeutend leer und statt stolz aufgerichtet gewählt —: so ständen, weil ja statt leer eben so gut enge, frank, flach, krüppelhaft, schwarz, krumm, giftig, zwergig, hohl, welk, u. s. w. genommen werden könnte, zahllose auseinanderlaufende Wege offen; und ein langer Umherflug ginge doch wol vor dem Ziele vorbei, an welches man wie gesagt im Lustwandeln durchs Kornfeld anstreifte.

Daher muß man im Gleichniß das Geiste vor- und das Körperliche nachstellen, und wär' es auch, um den versteckten Pleo-

naßmus zu vermeiden, daß man schon im kör-
 perlichen das Geistige halb voraus denkt, was
 man umgekehrt nicht vermöchte. Daher macht
 die gute C. Pichler mit ihren Gleichnissen,
 blos dieser pleonastischen Stellung wegen, fast
 einige Langweile. Nur in Einem Falle kann
 das Bild früher als die Sache auftreten, wenn
 dasselbe nämlich so unbekannt und fremd her-
 geholt ist, daß der Leser früher in unbildliche
 Bekanntschaft mit demselben kommen muß, um
 leichter die bildliche zu machen und nachher
 spielend zu verwenden.¹⁾ Klopstock's Gleich-
 nisse, von Seelenzuständen hergenommen, sind
 leichter zu machen als die homerischen körper-
 lichen, weil man den geistigen Zustand leicht
 so zuschneiden kann als man ihn braucht.
 Eine besondere, von Hippel genial gesteiger-
 te, Art von Witz ist die, welche mehrere all-
 gemeine Sätze zu Gleichnissen oder Allego-
 rien Eines Sätzes an einander löthet. So
 drückt Hippel ²⁾ z. B. den Gedanken, er
²⁾ Dessen bürgerl. Verbesserung der Weiber S. 342.

wolle nur Winke geben, und nicht weit ausmalen, dadurch aus, daß er fast anderthalb Seiten lang das Fehlerhafte eines langen und das Vortheilhafte eines kurzen Ausmalens in folgenden Gleichnissen ausmalt: „die Damen „erklären sich lieber, als daß sie dem Pute „etwas entziehen. Große Eßer entfernen „alles Fremdartige, sogar weite Aussicht, „Tafelmusik, unterhaltende Gespräche. Alles Kolossale ist schwächlich. Wer Menschen „vergöttert, macht sie zu noch weniger als „sie von Gottes und Natur wegen seyn könnten.“ und so noch lange fort. Die Ausslassung des Wie oder das Gleichsam, das Springen nicht zwischen Bildern, sondern zwischen Ideen und der selbstständige Gehalt der einzelnen neuen Bemerkungen, machen es schwer, sich nicht in einzelne genießend zu vertiefen, sondern sie nur als bloße zum leidenden Bilderdienste verdamhte Farben für das Hauptgemälde zu verbrauchen. — Den

Weg des Geschmacks aber auf diesem flüssigen Boden, ja auf diesen Wellen immer zu treffen, ist für den Autor fast zu schwierig. Kann sonach ein von den Alten Gebildeter eine solche Schwelgsünde in Gleichnissen gut heißen? Schwerlich, ausgenommen etwa an Pindaros, welcher als ein Vorispiel eben so eine Reihe allgemeiner Sätze ohne alle Nieth-Worte zu Einer Vergleichung zusammenschmelzte und dadurch seinen Herausgebern sich wenig verständigte.

Von der bildlichen Phantasie schlägt der Weg des bildlichen Witzes sich weit ab. Jene will malen, dieser nur färben. Jene will episch durch alle Nehnlichkeiten nur die Gestalt beleben und verzieren; dieser kalt gegen das Verglichene und gegen das Gleichende, löset beide in den geistigen Extrakt ihres Verhältnisses auf. Sogar das Gleichniß macht Homer nicht zum bloßen Mittel, sondern schenkt auch dem dienstbaren Gliede ein eigenthümli-

ches Leben. Daher taugt das witzige Gleichniß als selbstständiger und weniger lyrisch mehr für das Epos der Ironie — zumal an Swifts Kunst-Hand eingeführt —; hingegen die Metapher und Allegorie mehr für die Lyra der Laune. Daher hatten die Alten wenig bildlichen Witz, weil sie, mehr objektiv, lieber gestalten wollten als geistreich zersetzen konnten. Daher beseelet lieber die Poesie das Todte, wenn der Witz lieber das Leben entkörpert. Daher ist die bildliche Phantasie strenge an Einheit ihrer Bilder gebunden — weil sie leben sollen, ein Wesen aber aus kämpfenden Gliedern es nicht vermag —; der bildliche Witz hingegen kann, da er nur eine leblose Musaik geben will, in jedem Komma den Leser zu springen nöthigen, er kann unter dem Vorwande einer Selbstvergleichung ohne Bedenken seine Leuchtugeln, Glockenspiele, Schönheitwasser, Schnitzwerke, Punktische nach Belieben wechseln in Einer Periode.

Das bedenken aber Kunstrichter oft wenig, welche über Programmen zur Aesthetik sammt den Leipziger Vorlesungen Urtheile fällen.

Die Engländer und die Deutschen haben ungleich mehr Bilder-Witz; die Franzosen mehr Reflexion-Witz; denn dieser ist geselliger; zu jenem muß die Phantasie erst breite Segel spannen, was in einer Gaststube theils zu lang wird, theils zu schwer. Welche einsander spiegelnde Reihe von Ähnlichkeiten umschließet oft Ein Gleichniß von Young oder Musäus! Was sind die französischen bleichen Perlen vom dritten Wasser gegen die englischen Juwelen vom ersten Feuer! — Madam de Necker führt es unter den Beispielen glücklicher Kühnheit auf, daß der feurige Buffon keinen Anstand genommen, zu volonté das metaphorische heftige Beiwort vive zu setzen. Wenn das ganze korrekte Frankreich dieses dichterische Bild, das den Willen verkörpert, mit Beifall aufnahm; so sieht das philosophi-

rende Deutschland darin nur einen eigentlichen Ausdruck, ja einen Pleonasmus; denn der einzige Wille ist recht lebendig.

Da im französischen Bilder-Schatz außer dem mythologischen Hausgeräthe nicht viel mehr liegt als das gemeine tragische Heergeräthe und Dichter-Service Thron, Zepter, Dolch, Blume, Tempel, Schlachtopfer und einige Flammen und Gold, kein Silber und ein Blutgerüste und ihre eignen vorzüglichsten Glieder: so bedienen sie der letztern, weil sie dieses Dichter-Besteck immer bei der Hand haben, besonders der Hände, der Füße, der Lippen und des Hauptes, sich so häufig und so kühn wie Morgenländer und Wilde, die (gleich ihren Materialisten jetzt) das Ich aus Gliedern zusammenbauen. *Le sommeil cassé des mains de la nature*, sagte Voltaire. Ses mains cueillent des fleurs et ses pas les font naître, sagte ein anderer weniger übel. So geben und schienen sie morgenländisch-ket

der Hoffnung, der Zeit, der Liebe Hände an, sobald die Antithese wieder den Händen etwas entgegen- und ansetzen kann, Füße oder Lippen oder Schoß oder das Herz.

Das arme Herz! Bei den tapfern Deutschen ist es doch wenigstens der Mitname des Muthes, aber in der französischen Poesie ist es — wie in der Bergliederkunst — der stärkste Muskel, obwohl auch mit den kleinsten Nerven. Ein komischer Dichter würde vielleicht keine Scheu tragen, das gedruckte Herz den Globe de compression — oder Globulus hystericus der gallischen Muse zu nennen — oder ihre Windkugel am Windrohr — oder das Feuerrad ihrer Werke oder deren Spiel- und Sprachwalze — oder deren Sürplüss-Kasse — oder das Schmelzwerk oder alles übrige; man braucht aber wenig oder keinen Geschmack, um so etwas mit dem Tone unverträglich zu finden, welchen ästhetische Programmen fodern.

§. 51.

Die Allegorie.

Diese ist seltner eine fortgesetzte Metapher als eine abgeänderte und willkürliche. Sie ist die leichteste Gattung des bildlichen Witzes, so wie die gefährlichste der bildlichen Phantasie. Sie ist darum leicht, erstlich weil sie, was zu einem Gleichniß zu nah und naht ist, durch ihre Personifikation gebrauchen kann; und zweitens auch das, was zu weit liegt; (denn sie zwingt durch die Reckheit der Nahstellung den Geist;) und drittens, weil sie sich ihr Gleichendes erst ausarbeitet und verbessert nach dem Verglichenen; und weil sie also viertens immer unter der Hand die Metaphern auswechselt. Die rechte Allegorie knüpft in den unbildlichen Witz den bildlichen: z. B. Möser: die Oper ist ein Pranger, woran man seine Ohren heftet, um den Kopf zur Schau zu stellen. — Hingegen folgende Allegorie Youngs ist übel: „jeder uns geraubte

Freund ist eine dem Flügel menschlicher Eitelkeit ausgerissene Feder, wodurch wir gezwungen werden, aus unserer Wolkenhöhe herabzusteigen, und ic. auf den schlaffen Fittiggen des sinkenden Ehrgeizes (— wie tautologisch! —) nur noch eben an der Oberfläche der Erde hinzustreichen (— ohne das „noch eben“ hätt' er nicht weiter gesonnt), bis wir sie aufreißen, um über den verwesenden Stolz ein wenig Staub zu streuen (jetzt geht er aus der Metapher des Sinkens in die des Stinkens über) und die Welt mit einer Pest zu verschonen.“

Der kalte Fontenelle sagte einmal mit einer Allegorie, welche zwei gleichbedeutende Metaphern für zwei ungleiche Ideen hielt, ein Nichts. Nachdem er die Philosophie mit einem Spiele der Kinder verglichen, welche mit verbundenen Augen eines fangen, die aber bei Strafe, von neuem zu laufen, dasjenige müssen nennen können, das sie erhaschten:

so fährt er fort: „es liegt nicht daran, daß wir Philosophen die Wahrheit nicht zuweilen erhaschen sollten, ob uns gleich die Augen gut verbunden sind; aber wir können nicht behaupten, daß diejenige es wirklich sey, die wir ergriffen haben und den Augenblick entwischte sie uns wieder.“ Denn eine Wahrheit kann doch nicht das Denken eines Satzes, sondern das Glauben und Behaupten desselben, also dessen Nennen bezeichnen; folglich geben wir das, was wir für Wahrheit halten, wirklich für Wahrheit aus oder nennen sie; und wie soll sie uns dann entwischen? —

Wegen der Dreieinigkeit aller guten Dinge, wollen wir noch ein, und zwar recht fehlerhaftest Beispiel aus dem dritten Volke, aus dem deutschen, und zwar von Lessing^{*)} selber anführen. Nachdem er gesagt, er schreibe über Maler und Dichter, nicht für sie, fährt er so fort: „ich wickle das Gespinnst der

^{*)} Dasselben Werke, 12. B., S. 123.

Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer spinnen zu lehren (— schon dies klingt so, als wenn man schriebe: ich scheere die Schafe, aber nicht, um ihnen das Wolle-Tragen zu lehren —), sondern um aus der Seide für mich und meines Gleichen Beutel zu machen; (— Warum gerade Beutel, nicht auch Strümpfe ic., und wenn jene, warum eben seidene?). Beutel, um das Gleichniß (eigentlich die Allegorie) fortzusetzen, in welchem ich die kleine Münze einzelner Empfindungen (— Wo ist hier ein Natur-Uebergang vom Seidenwurm zur Münze, welche vollends als kleine wieder in eine dritte Allegorie überläuft? —) so lange bis ich sie in gute wichtige Goldstücke allgemeine Anmerkungen (— sehr gequält, will er sich durch die Dieselbigkeiten gut, wichtig, golden wo möglich weiter schieben —) umsetzen und diese zu dem Kapital selbstgedachter Wahrheiten (— Hier seh' ich die vierte Allego-

rie, aber wo bleibt der Seidenwurm?) schlagen kann.“

Ein neues, zumal wichtiges Gleichniß ist mehr werth und schwerer als hundert Allegorien; und dem geistreichen Musäus sind seine unübertrefflichen Allegorien doch leichter nachzuspielen als seine Gleichnisse. Die poetische Phantasie aber, deren Allegorie meistens eine Personifikation werden muß, darf sie mit mehr Ruhme wagen.

Verfasser dieses ist erbötig, jede gegebene Sache durch jedes gegebene Bild mit Cowley'scher Allegorie auszumalen; — und darum hat er in seinen Werken das Gleichniß vorgezogen.

Sogar Herder, so ganz Blume und Flamme, trieb selten die Blume der Metapher zum Gezweige der Allegorie auseinander. Klopstock hingegen, steht mitten in der harten knochigen athletisch magern Prose seiner Gelehrten-Republik und seiner andern grammatischen Ab-

handlungen oft vor einer gewöhnlichen Metapher-Blume still, und zieht ihre Blätter und Staubfäden zu einer Allegorie auseinander, und bestreut mit deren Blumenstaube die nächsten Perioden. — Hier hab' ich selber über die Allegorie allegorisch gesprochen; insdeß (es warne mich und jeden!) nicht sonderlich.

§. 52.

Das Wortspiel.

Der Sprach- oder Kling-Witz — der ältere Bruder des Reims oder dessen Aufstakt — verlor, nachdem er über alle Jahrhunderte regiert hatte, fast wie die Religion, im achtzehnten das gebildete Europa. Obgleich Cicero und fast jeder Alte Wortspiele machten — Aristoteles lobend sie abhandelt — und die drei großen tragischen Parzen der griechischen Tragödie dasselbe Spiel mit dem Namen Polynices (einen Zänker bedeutend), des Sohnes Oedipus, nach Humens Bewer-

Fung *) wiederholten: so wurde das Wortspiel doch vom Druckpapier und aus dem Schreibzimmer meistens vertrieben und mit andern schlechteren Spielen in die Besuchzimmer gewiesen.

Nur die neuern Poetiker rufen es wieder auf das Papier zurück. Wie sehr haben sie Unrecht und Recht?

Man kann allerdings sagen, hätten die Alten so viel Witz besessen als wir Neuern sämmtlich, sie hätten sich mit der Spielmarke des Wortspiels schwerlich bezahlt. — Dieses ist zu leicht, als daß man es machen sollte, und wie dem Reim in Prose, hat man ihm oft mehr zu entlaufen als nachzulaufen. Der akustische Witz hat die beiden Sonderbarkeiten, daß man zu ihm nichts braucht als den Vorsatz und daß — was jenes voraussetzt — 10,000 Menschen zu gleicher Zeit über dieselbe Sache denselben Einfall haben müssen,

*) Dessen englische Geschichte Jakobs I.

z. B. über den Namen Fichte und Richter. Doch sind die Spiele mit Eigennamen die schlechtere Art. Der große Shakespeare, welchen mehre neue Shakespear'chen darin auf den Modell-Stuhl neben ihrem Schreibpulte steigen heißen, wird hier mit dem Bühnen-Volke verwechselt, das er reden lässt; meistens den Narren und Bedienten (z. B. Launzelot) legt er die Wortspiele, bedeutenden Menschen aber (z. B. Lorenzo) den Zadel darüber in den Mund.

Haben folglich die Alten und die Neuesten ganz Unrecht? — Was ist aber das Wortspiel? Wenn der unbildliche Witz meistens auf ein gleichsetzendes Prädikat für zwei unähnliche Subjekte auslief, das nur von der Sprache den Schein der Gleichheit erhielt: so kommt ja der optische und akustische Betrug des Wortspiels gleichfalls auf ein solches Bezeichnungsbild hinaus, das zwar nicht sinn-, aber klangmäßig zweien Wesen angehört. Daher

oft in der einen Sprache das unbildlicher Witz ist, was in der andern *) ein Wortspiel aussmacht; z. B. wenn Foote auf des Lords Frage, ob er früher am Galgen oder an der Lustseuche sterbe, versetzt: „es kommt bloß darauf an, was ich früher annehme (embrace und embrasser), Ihre Grundsätze oder Ihre Geliebte“ — so ist dieser Einfall gerade bei uns kein Wortspiel, da wir nicht sagen, Grundsätze umarmen. — Spielt denn nicht

*) Die Regel, welche Uebersezung zur Probe des ächten Witzes macht, ist ganz willkürlich; z. B. der Pabst gibt den Seegen urbi et orbi. Kürze und Zuflang (Aßsonanz) vergehen in der Uebersetzung, wenn man auch folgende für einen Fürsten macht: Dem Familien- (urbi) und dem Weltkreise (orbi). Alle Sprachen sind voll unübersetzblichen Witzes, und in der griechischen ist's der attische. Der Witz, als Jäger der Kürze, greift eben darum zum Wortspiel; z. B. Τα κοινα καινων, τα καινα κοινων.

die ganze Poesie, erstlich mit Bildern, dann mit den Klängen des Reims und Metrums? Sogar von der Wahrheit, welche allen wizigen Aehnlichkeiten unterzulegen ist, kommt etwas, obwol wenig, den wortspielenden zu; denn wenn in der Ursprache stets der Klang des Zeichens der Nachhall der Sachen war: so steht einige Aehnlichkeit der Sachen bei der Gleichheit ihres Wiederhalles zu erwarten. Daher Sprachforscher — deren Ausbeuten und Einfälle meistens den reizenden Schimmer der Wortspiele gewähren — und Philosophen so gern und so schön die Verhältnisse der Ideen in Verhältnisse der Klänge kleiden. So spielt der geistreiche, nur das Maß nicht mit Maß lehrende Thorild das Konnerionen- oder Verbindungsspiel der Worte mit schönem Gewinn; z. B. er nennt die drei Läuschungen der Metaphysik, Poesie und Politik *) Kategorie, Allegorie, Agorie — dann *) Dessen Gelehrtenwelt I. S. 7.

Schatten, Schein, Schau — dann Schattenbild, Scheinbild, Schaubild, oder Idea, Idos, Idolon — Similans, simile, simulacrum ^{*)} — speciatum, speciosum, spectaculum — fictio (supra naturam), figmentum (prater natur.), fictum, statt des factum (contra natur.) Denksprüche, gewichtige Ideen gefallen durch die Kürze des Sprachstils, z. B. der Denkspruch St. Pierre's: donner et pardonner (Geben und Vergeben); so der griechische Rath des Aushaltens und Enthaltens; oder jener: deus caret affectu, non effectu; so die meisten griechischen Gnomen.

Der zweite wahre Reiz des Wortspiels ist das Erstaunen über den Zufall, der durch die Welt zieht, spielend mit Klängen und Welttheilen. Jeder Zufall als eine wilde Paarung ohne Priester, gefällt uns vielleicht, weil darin der Satz der Ursachlichkeit (Rau-

^{*)} Dessen Archimetr. p. 94. 95.

salität) selber, wie der Witz, Unähnliches zu gatten scheinend, sich halb versteckt und halb bekannt. Glauben wir einen Zufall als einen reinen anzuschauen — ohne alle Möglichkeit eingemischter Ursachlichkeit — so vergnügt er uns eben nicht und wir gebrauchen dann nicht einmal das Wort Zufall. Man denke z. B. daß in dieser Minute ein französischer Akademist etwas über die Ästhetik vorliest und dabei Zuckerwasser trinkt — ich über die Ästhetik schreibe — zu gleicher Zeit vier Zuchthäusler in Nürnberg einen Selbstmörder (nach Häß) zu Grabe tragen — ein Pole den andern Bruder nennt (nach Schulz), wie sonst einander die Spanier — in Dessau ein Schauspiel angeht (weil's Sonntag ist) — auf Boston + Bay gleichfalls, wo die Entrée eine Hammelskeule ist — auf der Insel Sinn ein Bezirk Landes blos mit der Schürze vermessen wird (nach Fischer) und im Ritterschaftlichen ein junger Prediger Amt und Ehe an-

tritt — — : wird hier jemand bei solchen auf der ganzen Erde zugleich vorfallenden Zufälligkeiten — und wie viele wären noch zu nennen! — das Wort Zufall gebrauchen, das er ausspräche für ein Paar im engern Raum? — Indes ist dieß auf dem höhern Standpunkte falsch; denn Raum und Zeit können durch ihre Ausdehnung kein Resultat aufstellen, welches, als Widerspiel des Resultats ihrer Enge, sich aus der großen Folgen-Kette Jupiters herausrisse, die am Mückensuß und an der Sonne liegend, alles zu Einem zieht.

Ein dritter Grund des Gefallens am Wortsplay ist die daraus vorleuchtende Geistes-Freiheit, welche im Stande ist, den Blick von der Sache zu wenden gegen ihr Zeichen hin; denn wenn von zwei Dingen uns eines erobert und verschlingt, so ist's nur kleinere Schwäche, vom mächtigsten bezwungen zu werden.

Die Erlaubniß der Wortspiele gilt aber nur unter zwei Bedingungen. Das Wort des Spiels muß ich finden, nicht machen; sonst zeig' ich häßliche Willkür statt Freiheit, z. B. bei Leere und Lehre, Lügen und Liegen. Wenn ein genialer Kritiker unserer Zeit sich erlaubte, aus dem falschschreiberischen „Krietik“ eines Gegners, Krieg-tic zu machen, also vier Sprachen zu rufen — die heterographische, das deutsche g, die Abtheilung, die englische — um etwas zu sagen, was niemand ärgert als seine Freunde: so ist dies so, als wenn ich diesen Perioden so schlösse, wie ich thue.

Ein Wortspiel ist da erlaubt, wie ich glaube, wo es sich mit dem Sach-Witz gattet und die Schaar der Aehnlichkeiten verstärken hilft — oder wo überhaupt der Witz strömt mit seiner Goldauflösung und dieses Mauschgold zufällig darauf schwimmt — oder wo aus dem Windei des Wortspiels ganze Säze kri-

then, wie das vortreffliche von Lichtenberg gegen Voß: to bäh (be), or not to bäh, that is the question — oder auch wenn das Wortspiel philologisch wird, z. B. wenn ich hier Schellings Ur-Sprung des Endlichen übersetze in Salto mortale oder auch immortale — oder wenn es, wie eine Zweideutigkeit, so natürlich entfließet und sich einwebt, daß gar niemand behaupten kann, es sei da.

Daher gefallen uns Wortspiele in fremden Sprachen zuweilen mehr, weil sich uns darin die Willkür und Nehnlichkeit mehr verbirgt. Z. B. La Fleche hieß das Haus der Jesuiten, in welches Heinrich IV. sein Herz wollte begraben haben. Ein Chorherr fragte daher doppelsinnig einen Jesuiten, ob er das Herz im Pfeile (La Fleche) oder den Pfeil im Herzen des Königs lieber sähe. So die bekannten Wortspiele mit dem britischen Staatsmann Fox (Fuchs.) — Zuweilen erobert sich der Wortspielerwitz bei allen Anstoßen ge-

gen den Geschmack, durch vielseitiges Farbenspiel, Gehalt *).

Der Witz geht aus dem Wortspiel in die erlaubte Willkür des vielsinnigen Silbenräthsels über (Charade) das gleich allen Räthseln und Bienen, am Gebrauche des Stachels stirbt — dann verläuft er sich abgemattet ins Buchstaben-Spiel (Anagramma) — noch erbärmlicher in die anagrammatische Charade, den Logogryph — bis er endlich ganz im elenden hockerigen Chronogramma versiegt.

Eine Gefahr werde den Wortspielerln, die nicht blos diese seyn wollen, nicht verschwie-

*) Z. B. in der wizigen kleinen Schrift: über die Philister sind die Nachbeter der spekulativen Philosophie als eine Kette von Enten in Kusper gestochen, welche sich am Faden eines Stückchen Speckes, den unverdauet jede wieder von der andern übernimmt, aneinander fädeln. Diese Spekulanten schreibt der Verf. dar auf so: Speck - cul - antem.

gen; nämlich die, daß man sich zu sehr an diese Versuchungen des engen Ohrs gewöhnt und darüber das weite Auge vergißt. Das Wortspiel dreht das Auge zu leicht von dem Großen und Weiten zu sehr auf die Theilchen der Theilchen hin, zum Beispiel von jenen feurigen Engel-Nädern des Propheten auf die Nädertbierchen der Silben. In der Dichtkunst ist, (wie in der Natur) nur das Ganze der Vater der Urenkelchen; aber die einzigen Schneidervögelchen der Theilchen werden wie Väter von einem oder dem andern Adler.

§. 53.

Maß des Witzes.

Über keinen Mangel an Vorzügen beklagt sich der Deutsche so häufig als über den ausländischen — denn zum Verluste inländischer ist er stiller, z. B. alter Freiheit und alter Religion —; werden aber endlich die fremden die seinigen, so macht er nicht viel

daraus. Daher erhebt und bestellt er Witz — so wie Laune — so häufig, weil sie noch nicht als Artikel seines inneren Handels umlaufen. Hat sich ein Deutscher mit diesen Artikeln reichlich versehen und legt sie aus: *) so wird er von den Rezensenten als ein Staats-

*) Lichtenberg, Musäus, Hippel, Hamann sind zwar Helden des Witzes; aber man sieht ihnen solchen, wegen reeller wahrer Verdienste, nach und entschuldigt gern. Blos witzige Schriftsteller (wovon ich nur einen gewissen Bergius, Verfasser der Blätter von Aleph bis Ruf, und der Handreise, zweier strömend-witzigen Werke, oder einen Paulus Aemilius im t. Merkur nenne) werden mit jener Kälte aufgenommen, welche der Witz, der selber sogar den Charakter erkältet, sich gefallen lassen sollte. — Ueberhaupt verzeiht der Deutsche den Witz als Nebensache lieber, denn als Sache — er will ihn als Puzzkleid, nicht als Amtkleid erblicken, und er entschuldigt ihn zwar an einem gelehrten Professionisten als ein kurzes hors

bürger abgestraft, der auswärtige Akademien bezogen hat oder auswärtige Lottos besetzt. Ein gesetzter helldenkender Mann — sagen die verschiedenen Richter und Leser — schreibt seinen guten reinen netten stillen Styl, seine fließende Prosa; er drückt sich leicht aus; aber ewiges Witzeln wird jedem zum Ekel „und wenn man vollends, setzen sie dazu, einem Geschäftsmann solchen Schaum austischt! O weh!“ —

Eine Uebersetzung auch des witzigsten Originals, z. B. des Hudibras, Tristrams, macht daher weit mehr Glück — denn sie schlägt ins gelehrte Fach — als ein deutsches, das nur halb, ja viertels so witzig ist. — Allerdings lassen sie einen und den andern schimmernden Einfall zu, aber die gehörige Menge Blätter sei zwischen zwei Einfälle, d'oeuvre, aber nicht an einem, dessen sämtliche Werke und opera solche hors d'oeuvre und opera supererogationis sind.

wie leere und volle zwischen Kupferstiche der Romane, gepackt — zwischen zwei müßigen Sonntagen des Witzes müssen sechs Werkeltage liegen — sie vergleichen den Witz und selber eine solche Vergleichung mit den alten deutschen und tatarischen Völkern, welche durch leere Strecken ihre Reiche aus einander hielten. Auch hat man bei Werken recht, worin der Witz Diener ist, — wie in den meisten poetischen und wissenschaftlichen, z. B. in Einladungsschriften — aber ist er denn in keinen Herr? — Und gibt es ein rein witziges Produkt, z. B. Lichtenbergs Hogarth: so sind Absätze und Pausen seiner Strahlen so wenig zu verlangen oder zu vergeben als in einer Epopee Pausen des Erhabnen, obgleich beide Dichtarten dadurch dem Leser eine fortgesetzte Spannung zumuthen. In einem Blumengarten ist der Ueberfluß an Blumen so wenig ein Tadel als der Mangel an Gras. Warum soll es nicht schnellste Reizmittel für den Geist

so gut geben, wie für sein Gehirn um ihn herum? Warum wollt ihr erst von einem Drückbogen und von ganzen Nachmittage die Wirkung Einer Seite und Stunde überkommen und warum fodert ihr zum gefrorenen Feuer-Wein das verdünnende Eis, woraus er abgezogen ist? Haltet lieber ein wenig innen! Die Zeit ist das beste Wasser, womit man sowol Bücher als Getränke verdünnt. Gleichwol muß gestanden werden, daß bloßer Wit als solcher — als Abbreviatur des Verstandes — nur abmattend ergötzte, sobald er auf seinen bunten Spielkarten nicht etwas Wesentliches z. B. Empfindung, Bemerkung ic. ic. zu gewinnen gibt. Der Scharfsinn ist das Gewissen des Witzes und er erlaubt ihm wol eine Spielstunde, aber desto verdrüßlicher sitzt er selber der nächsten Lehrstunde entgegen.

Etwas anderes und weniger wohlthätiges ist jene unaufhörliche Wiederholung von Anspannungen unter dem Lesen eines Bandes voll

Sinngedichte. Hier mattet nicht blos der immer wieder blitzende Witz, sondern das Vorübertragen immer neuer Gegenstände ab, welche in jedem Zeilen-Paare von vornen anzufangen zwingen; daher spürt man denselben Gedanken-Schwindel auch bei dem Lesen aller abgesetzten Sätze auch ohne Witz. Hingegen im witzigen Produkte springt zwar der Geist nach allen Kompaß-Ecken, aber von Einem Standpunkte; indeß er dort nach allen, von allen kreuzt.

Die zweite Einwendung — denn die Anstrengung und Ermattung war die erste — gegen die totale Witz-Sündfluth, die nur parzial sein soll, ist diese, daß ein solcher Mann und Urheber ordentlich nach Witz jage — — wie der Frühling nach Blüthen, oder Shakespeare nach Gluth. Gibt es denn etwas in der Kunst, wornach man nicht zu jagen habe, sondern was schon gefangen, gerupft, gebraten auf die Lippe fliegt? Fallen

einem Pindar seine Adler und Falken und Paradiesvögel von geflügelten Worten so gerade auf die Hand, ohne sein eignes Umherfliegen darnach? — Nur die Mattigkeit gibt uns ihre ewige Nachbarschaft; ja auch sie jagt; im Schweiße ihres Angesichts erwirbt sie etwas ähnliches, den Schweiß ihres Gehirns.

Wo die Anstrengung sichtbar ist, da war sie vergeblich; und gesuchter Witz kann so wenig für gefundenen gelten, als der Jagdhund für das Wildpret.

Die beste Probe und Kontrolle (Wiederrechnung) des Witzes ist eben sein Ueberfluß; ein Einfall, welcher allein geschimmert hätte, erblasset in glänzender Gesellschaft; folglich wird der Vorwurf matter und gesuchter Einfälle grade den Witz = Verschwender treffen. Wenn ökonomische Schreiber den Leser lange durch nöthige Hungerkuren und Fastenzeiten durchgezogen, und sie ihn eben nun, da er fürchtet, in einen Ugolinos = Hungerthurm hinab

zusteigen, plötzlich vor eine Suppenanstalt bringen: Himmel, wer beschreibt das Entzücken und den Genuss? — Wollte jemand hingegen dieselbe Rumfordsche Suppe an andern Orten mit unter dem Nachttisch und feinen Weinen herumgeben: so fiel der Effekt schwächer aus.

In Werken, welche ganze Bilder-Rahmen sind, wie viele englische, entgeht man selten dem Ueber- und Verdrüß, weil außerdem, daß die Farben nicht mehr der Zeichnung dienen, sondern selber Umrisse werden, d. h. Farbenklecke, es auch noch unmöglich ist, nicht die neuen Bilder durch verbrauchte zu binden und zu unterbrechen. Hingegen der Witz, der ohnehin nichts darstellen will als sich selber, muß so lange neu seyn, als er verschwendet; und er erspart, wenn nicht den Ueberdruß am Uebermaße, doch den Verdruß am Verbrauche.

Auch muß der Witz darum gießen, nicht

tröpfeln, weil er so eilig verbraucht. Sein erster elektrischer Schlag ist sein stärkster; ließt man denselben Einsall wieder: er ist entladen; indeß die dichterische Schönheit gleich der galvanischen Säule sich unter dem Festhalten wieder füllt. Der Witz gewinnt wie 10,000 Dinge durch Vergessen, folglich durch Erinnerung; um ihn aber ein wenig zu vergessen, muß so viel da seyn, daß man es muß. Daher Hippel und Lichtenberg bei der zehnten Lesung die zehnte Lieferung von Witz und Freude geben; es ist eine zehnte, obwohl innere, geistige Auflage und wie verbessert und korrekt! Denn neben dem verpufften Witze findet man gerade noch so viel unangezündeten, daß der Mann sich mit korrekten Männern sehr wolummessen kann.

In Gesellschaft ist das witzige Wetterleuchten darum beschwerlich, weil es finsterer darauf wird. Jeder Reiz macht einen zweiten und thig und so fort, damit dieselbe Erregung

bleibe. Mithin muß der Witz — wenn man nicht welken soll — fortreizen. Die Schönheit aber gleicht dem Nähren und Schlafen; durch Erquicken und Stärken macht sie empfänglicher, nicht stumpfer. — Der erste rechte Witz in einem Buche erregt gleich gewissen Getränken Durst darnach; — wie, und den Durst soll man stillen, indem man den Mund einem Staubregen aufmacht? Gebt uns Diogenes volle Hand, oder vollen Becher, oder sein Faß!

§. 54.

Nothwendigkeit deutscher witzigen Kultur.

Aber es gibt nicht bloß Entschuldigungen der Kultur eines übervollen Witzen, sondern sogar Aufforderungen dazu, welche sich auf die deutsche Natur begründen. Alle Nationen bemerken an der deutschen, daß unsere Ideen wand = band = niet = und nagelfest sind und daß mehr der deutsche Kopf und die deutschen Län-

der zum Mobiliarvermögen gehören als der Inhalt von beiden. Wie Wedekind den Wasserscheuen beide Ärmel an einander näht und beide Strümpfe, um ihnen das Bewegen einigermaßen unmöglich zu machen: so werden von Jugend auf unserem innern Menschen alle Glieder zusammengenäht, damit ruhiger Nexus vorliege und der Mann sich mehr im Ganzen bewege. Aber, Himmel, welche Spiele könnten wir gewinnen, wenn wir mit unsrer einsiedlerischen Ideen rochieren könnten! Zu neuen Ideen gehören durchaus freie; zu diesen wieder gleiche; und nur der Witz gibt uns Freiheit, indem er Gleichheit vorher gibt, er ist für den Geist, was für die Scheidekunst Feuer und Wasser ist, *Chemica non agant nisi soluta* (d. h. nur die Flüssigkeit gibt die Freiheit zu neuer Gestaltung — oder: nur entbundne Körper schaffen neue). — Ist sonst der Mann stark genug, oder gar ein Shakespeare, so kann ihm allerdings bei allem Umherschielen

nach den Schimmerfederchen des Witzes, doch die Richtung des Angesichtes gegen das große Ganze eben so gut fest bleiben, als dem Helden dichter der epische Großblick bei allen Nebenblicken auf Silbenmessungen, Aßsonanzen und Konsonanzen (Reimen). — Besinnt sich ein Autor z. B. bei Sommerflecken des Gesichts auf Herbst =, Lenz, = Winterflecken des selben: so offenbart er dadurch wenigstens ein freies Beschauen, welches sich nicht in den Gegenstand oder dessen Zeichen (Sommerflecken) eingekerkert verliert und vertieft.

Uns fehlt zwar Geschmack für den Witz, aber gar nicht Anlage zu ihm. Wir haben Phantasie; und die Phantasie kann sich leicht zum Witz einbücken, wie ein Riese zum Zwerg, aber nicht dieser sich zu jener aufrichten. In Frankreich ist die Nation witzig, bei uns der Ausschuß; aber eben darum ist es der letztere aus Kunst bei uns mehr, so wie dort weniger; denn jene haben unsere und brittische Witze

Geister nicht aufzuweisen. Gerade die lebhaf-
ten, feurigen, inkorrekten Völker im Han-
deln — Franzosen und Italiener — sind es
weniger und korrekter im Dichten; gerade die
Kalten im Leben — Deutsche und Briten —
glühen stärker im Schreiben; und wagen küh-
nere Bilder; auch kann über diese Kluft zwis-
chen Menschen-Feuer und Dichter-Feuer sich
keiner verwundern, der nicht behaupten will,
daß ein Mensch voll heftiger Leidenschaften eben
dadurch einen Beruf zum Dichter erhalte.

Da dem Deutschen folglich zum Witze
nichts fehlet als die Freiheit: so geb' er sich
doch diese! Etwas glaubt' er vielleicht für
diese dadurch zu thun, daß er neuerer Zeiten
ein und das andere rheinische Länder-Stück
in Freiheit setzte, nämlich in französische, und
wie sonst den Adel, so jetzt die besten Länder
zur Bildung so zu sagen auf Reisen schicke
zu einem Volke, das gewiß noch mehr frei ist
als groß —; und es ist zu hoffen, daß noch

mehrere Länder oder Kreise reisen; aber bis sie wieder zurückkommen, müssen wir die Bildung zur Freiheit in den einheimischen betreiben.

Hier ist nun ein alter, aber unschädlicher Welt-Zirkel, der überall *) wiederkommt. Freiheit gibt Witz (also Gleichheit mit) und Witz gibt Freiheit. Die Schuljugend übt man mehr im Wizze, wie schon einmal angezathen worden **). Das spätere Alter lasse sich durch den Witz freilassen und werfe einmal das onus probandi (die Beweises=Last) ab, nur nicht aber gegen ein onus ludendi (eine Spiellast). Der Witz — das Anagramm der Natur — ist von Natur ein Geister- und Götter-Läugner, er nimmt an keinem Wesen Antheil, sondern nur an dessen Verhältnissen;

*) Z. B. die Menschheit kann nie zur Freiheit gelangen ohne geistige hohe Ausbildung und nie zu dieser ohne jene.

**) Unsichtbare Loge I. S. 201.

er achtet und verachtet nichts; alles ist ihm gleich, sobald es gleich und ähnlich wird; er stellt zwischen die Poesie, welche sich und etwas darstellen will, Empfindung und Gestalt, und zwischen die Philosophie, die ewig ein Objekt und Reales sucht und nicht ihr bloßes Suchen, sich in die Mitte, und will nichts als sich und spielt ums Spiel *) — jede Minute ist er fertig — seine Systeme gehen in Komma hinein — er ist atomistisch, ohne wahre Verbindung — gleich dem Eise gibt er zufällig Wärme, wenn man ihn zum Brennglase erhebt, und zufällig Licht oder Eisblink **), wenn man ihn zur Ebene abplattet; aber vor

*) Daher ist nicht die Poesie, (wie neue Ästhetiker nach dem Mißverstände Kants annehmen, welcher sie aus zu kleiner Achtung für ein Spiel der Einbildungskraft erklärte) sondern der Witz ein bloßes Spiel mit Ideen.

**) So wird der weiße Wiederschein der langen Eisfelder am Horizonte genannt. S. Forster.

Licht und Wärme stelle et sich eben so oft, ohne minder zu schimmern. Darum wird auch die Welt täglich wiziger und gesalzener, wie das Meer sich nach Halley jedes Jahrhundert stärker salzt.

Das Gefrieren der Menschen fängt sich mit Epigrammen, wie das Gefrieren des Wassers mit Eis-Spißen an.

Nun gibt es einen lyrisch-wizigen Zustand, welcher nur aushungert und verddet, wenn er bleibt und herrscht, aber wie das viertägige Fieber die herrlichste Gesundheit nachlässt, wenn er geht. Wenn nämlich der Geist sich ganz frei gemacht hat — wenn der Kopf nicht eine todte Polterkammer sondern ein Polterabend der Brautnacht geworden — wenn eine Gemeinschaft der Ideen herrscht wie der Weiber in Platons Republik und alle sich zeugend verbinden — wenn zwar ein Chaos da ist, aber darüber ein heiliger Geist, welcher schwebt, oder zuvor ein infusorisches,

welches aber in der Nähe sehr gut gebildet ist und sich selber gut fortbildet und fortzeugt — wenn in dieser allgemeinen Auflösung, wie man sich den jüngsten Tag außerhalb des Kopfs denkt, Sterne fallen, Menschen auferstehen und alles sich untereinander mischt, um etwas neues zu gestalten, — wenn dieser Dithyrambus des Witzes, welcher freilich nicht in einigen kargen Funken eines geschlagenen todtten Kiesels, sondern im schimmern den Fort- und Ueberströmen einer warmen Gewitterwolke besteht, den Menschen mehr mit Licht als mit Gestalten füllt: dann ist ihm durch die allgemeine Gleichheit und Freiheit der Weg zur dichterischen und zur philosophischen Freiheit und Erfindung aufgethan, und seine Findkunst (Heuristik) wird jetzt nur durch ein schöneres Ziel bestimmt. Im Geiste ist die nährende Materie zugleich die zeugende (wie nach Buffons System im Körper) und umgekehrt; so wie der Grundsatz:

Sanguis martyrum est semen ecclesiae
 sich eben so gut umkehrt, da es ohne semen
 ecclesiae kein sanguis martyrum gibt. Al-
 lein dann sollte man auch einem Menschen,
 z. B. einem Hamann, eine und die andere
 Unähnlichkeit mehr zu Gute halten, die er in
 der Höhe, von welcher herab er alle Berge
 und Thäler zu nahe an einander rückte und
 alle Gestalten zu sehr einschmelzte, gar nicht
 mehr bemerken konnte. Ein Mensch kann
 durch lauter Gleich-Machen so leicht dahin
 kommen, daß er das Unähnliche vergisset,
 wie auch die Revoluzion beweiset *).

*) Es wäre daher die Frage, ob nicht eine Samm-
 lung von Aufsätzen nützte und gefiele, worin
 Ideen aus allen Wissenschaften ohne bestimmtes
 gerades Ziel — weder künstlerisches noch wiss-
 senschaftliches — sich nicht wie Gifte sondern
 wie Karten mischten und folglich, ähnlich dem
 Lessingschen geistigen Würfeln, dem etwas eins-
 trügen, der durch Spiele zu gewinnen

§. 55.

Bedürfniß des gelehrten Witzes.

So frei der Witz ist und macht, so schränkt er sich oft auf Bezirke ein, wo ers nicht ist. Lichtenberg glänzt mit unbildlichem Witz, der sich meistens auf Größen bezieht — Lessing mit Antithesen — Musäus mit Allegorien — manche durch nichts. Rohe oder dürftige Naturen, wie z. B. Kranz, holen ihre Unhöflichkeiten meistens vom Essen und noch mehr vom Kriege und Kriegsvolk her, (bei uns selten vom Seewesen,) weil in beiden sich der Staat so im Kleinen wiederholt, daß die Blume in die Hand wächst. Wem nicht das Entfernteste beifällt, der ergreift das Neueste zum Bilde; so wurde sehr lange das Luftschiff gebraucht als witzig-verbinden-wüste; was aber die Sammlung anlangt, so hab' ich sie und vermehre sie täglich, schon blos deshalb, um den Kopf so frei zu machen, als das Herz seyn soll.

des Weberschiff, dann wurde durch die Revolu^tzion etwas abgethan. Jetzt kann man sich theils auf die Galvanische Säule, theils auf die Reichsritterschaft stützen *), um die entferntesten Sachen zu verknüpfen. Eben so kann man den pas de Calais als Seiten-Rück- und Vor-Pas (z. B. bei der englischen Achte) so lange brauchen, als noch das Einlaß-Billet in den Kanal abgeschlagen wird. Häufig hat man, um zu Unhöflichkeiten zu gelangen, erst die Arbeit, durch die alten durchzubrechen. Will man z. B. gut vom Chebruche sprechen: so fliegen jedem die Hörner ordentlich in den Kopf und man unterscheidet sich durch nichts von der Menge; ein Hirsch oder Aktäon, welche nachkommen, bringen nicht viel weiter; man reitet mehr ein

*) Bei diesem und dem Folgenden überhaupt bei allen Zeit-Anspielungen des Buchs muß man nicht vergessen, daß es schon 1803 geschrieben worden,

Schaukelpferd als ein Musenross — es will also mit der Allegorie gar nicht fort. Wie hat sich nicht Shakespeare hierin abgearbeitet. — Eben so denke an die Freude eine Frau, (um etwas ähnliches zu geben,) in einem Briefe oder ein Dichter in einem Verse; sofort schiesst die fatale Blume der Freude auf und an, diese Eisblume, dieses Wintergrün, dieser Phytolith unter den Metaphern — Millionenmal wurde mir diese perennierende Färbe pflanze von den Dichtern und Weibern schon geschenkt — ich wäge sie auf der Heuwage — Kräutermüzen für den Kopf, Kräutersäckchen für das Herz sind damit schon ausgestopft — Aber fällt denn niemand darauf, diese versteinerte offizinelle Blume, die man bisher nur blühen, welken, pflücken und ertreten ließ, wenigstens mit allegorischer Hand zu behandeln, die Wurzeln und die Staubfäden der Freuden-Blumen genau zu zählen? — Verstand man denn nicht, sie in hess

periodische Gärten zu versetzen blos durch den Blumenheber, oder sie zu pressen, zu trocken und in die Kräuterbücher der Dichtkunst einzukleben? Warum that dieß noch niemand, sondern ich hier erst?

Nur zwei Dinge gibt es auf der Welt und dem Musenberge, welche ohne Frage und Plage mit allem sich vergleichen lassen, — : erstmals das Leben; weil es eben die Verhältnisse aller Dinge gibt und annimmt, z. B. der Zep-
pich des Lebens, der Stern des Lebens, die Saite des Lebens, die Brücke des Lebens kann ich in gutem Zusammenhange ohne allen Anstand sagen mit wahren Anstand — ; zweitens das Verhältniß, wodurch sowol das Leben entsteht als die Zote, kann ich gleichfalls mit der ganzen Welt *) vergleichen und die nämliche ewige Quelle der Menschen und ihrer Einfälle ist unerschöpflich.

Sobald nun aber diese beiden Reichvi-

*) S. Kampaner Thal; die Holzschnitte S. 100.

rien des Witzes abdanken und abtreten: so höret, wie ich schon bewiesen, der Autor fast zu regieren auf, wenn er nicht zu dem greift — wozu dieser Paragraph einleiten sollte — zum gelehrten Witz. Unbedeutende Sprecher nennen ihn weit hergeholt, indem sie dabei selber, scherzend, weit hergeholt doppelsinnig gebrauchen; einmal kann es erzwungene, unähnliche Aehnlichkeiten bedeuten; dann auch Anspielungen auf ein in Zeit oder Raum entferntes Ding. Nur in ersterer Bedeutung, die mit der zweiten nichts zu verkehren hat, ist der Witz keiner. Was aber die zweite anlangt: warum soll man bei den zunehmenden Miß- und Fehljahren und Fehl-jahrhunderten nicht anspielen können auf was man will, auf alle Sitten, Zeiten, Kenntnisse, sobald man nur den fremden Gegenstand einheimisch macht, was gerade das Gleichen besser thut, als die voraussehende Allegorie?

Der Maler, der Dichter nimmt überall neuere Gelehrsamkeit in Anspruch: warum darf es der Witzige nicht dürfen? Man lerne durch das Buch für das Buch; bei der zweiten Lesung versteht man, als Schüler der ersten, so viel wie der Autor. — Wo hörte das Recht fremder Unwissenheit — nicht ignorantia juris, sondern jus ignorantiae — auf? Der Gottes- und der Rechts-Gelehrte fassen einander nicht — der Großstädter fasst tausend Kunstanspielungen, die dem Kleinstädter entwischen — der Weltmann, der Kandidat, der Geschäftsmann, alle haben verschiedene Kreise des Wissens — der Witz, wenn er sich nicht aus einem Kreise nach dem andern versöhnen will, muß den Mittelpunkt aller fordern und bilden; und noch aus bessern Gründen als denen seines Vortheils. Nämlich zuletzt muß die Erde Ein Land werden, die Menschheit Ein Volk, die Zeiten ein Stück Ewigkeit; das Meer der Kunst muß die Welt-

theile verbinden; und so kann die Kunst ein gewisses Bielwissen zumuthen.

Warum will der gelehrte Deutsche *) und H. von Steigentesch in Wien nicht das erlauben, was der gelehrte Britte erhebt, nämlich einen gelehrten Witz wie Buttler, Swift, Sterne &c. hatten, zumal da sogar der ungelehrte Gallier seinem Montesquieu Ein fremdes Gleichniß **) verstattet und dem ge-

*) Z. B. ein pedantischer Zierling tadelte in der öfischen Bibliothek der schönen Wissenschaften in der Rezension von Lichtenbergs Hogarth die Statua pensilis als pedantisch.

**) Nämlich das bekannte von dem Despotismus und dem baumabhaeuenden Wilden. Nur unter den düstigen Franzosen, nicht unter den Briten und Deutschen, konnte ein solches Gleichnis aufgänzen, welches am Ende nur die Gattung durch die Unterart darstelle; ich erbiete mich, das ähnliche, aber noch bestimmtere zu machen, dieses nämlich, daß der Despot dem Kinde

lehrten Rabelais jedes? — Und dem Homer, der alles gewußt, erlaubt man diese Allwissenheit ungescheut, und noch dazu in einem Werke der Unschauung, wo alles auf augenblickliche ankommt? — Und herrscht nicht jetzt dazu noch eine besondere Bielwisserei, ja eine größere Allwissenheit, und Enzyklopädie in Deutschland und dies nicht blos durch Hofmeister, sondern auch durch unsere allgemeinen Literatur-Zeitungen und Bibliotheken, welche jeden, der im Journalistikum mit ist und zahlt, ohne sein Wissen zu einem Bielwisser unter der Hand ausprägen? — Und hab' ich und andere Deutsche — gesetzt, daß ich zu Zeiten auf etwas Fremdes anspielte — nicht das enzyklopädische Wörterbuch bei Webel in 10 Bändchen ohne den künftigen Nachtrag *), so daß wir, um ein schweres Buch gleich, welches immer die Bienen tödtet, um die Honigblase auszusaugen.

*) Sogar jedem Allwisser empfehl' ich dieses Sach-

zu lesen, nichts brauchen, als ein leichtes
 aufzuschlagen? — Wie viel anders, milder,
 leichter lesen dieserseits Weiber! Stößen sie
 etwa auf gelehrten Witz: so schreien sie nicht
 ungebährdig oder jammern über gestörten Nerv,
 sondern sie lesen still weiter und wollen gar
 nicht wissen — um leichter zu vergeben und
 zu vergessen —, wovon eigentlich die Rede
 gewesen. — Noch zwei Nachschriften sind
 vielleicht kein Ueberfluss. Witzige Nehnlichkei-
 ten von einem bekannten Gegenstande herge-
 nommen, greifen immer stärker und schneller
 ein als eben so witzige aber gelehrte, von ei-
 nem unbekannten, und die erstere wären als
 Ierdings jedem Kopfe anzurathen, falls sie
 nur zu haben wären. Nur ist dies leider
 nicht; die Zeit hat diese Kornblumen schon ab-
 gebrantet, und der Witz nur auf den Nachflor
 einer kärglichen Nachlese und auf ein reiches
 wörterbuch, welcher nicht eben ein Vielwis-
 ser ist.

Botanisiren im Ausland beschränkt. Ja wol gewährt ein bekannter Gegenstand der Anspielung zugleich die Vortheile der leichtern Anschaulichkeit, der Kürze und der Nothwendigkeit, und die geleherte Anspielung entbehrt alle diese Vortheile und nur der der Nothwendigkeit oder Wahrheit wird auf das ehrliche Wort des Zitators mehr geglaubt als empfunden. Je entfernter von uns ein Volk in Zeiten, Räumen und Sitten, desto matter reizen uns Anspielungen auf dasselbe, gerade solche, welche dem fremden Volke selber lang- gehoffte Genüsse sind, gleichsam schmacchaste Lehrbraten eines vollendeten Lehrlings. So würde z. B. nur ein Sineser die Anspielungen leichtgenießend auffassen, wenn ich ihm folgende sagte: „Die Abzeichen der vornehmsten Macht sind mit Recht von lauter Ursachen und Wirkungen des Beschädigens geborgt, nämlich der Drache, das Gelb, die langen Fingernägel und die Fettsucht,“ denn dem

Sineser wär' es geläufig, daß der Drache und das magere Welt- und Neid-Gelb nur sein kaiserliches Haus und lange Nägel und Dickbäuche nur Personen von Stande bezeichnen, aber deutschen Lesern, welche dergleichen erst seit heute und gestern erfahren, wollen so entfernte Uehnlichkeiten weniger gefallen und einleuchten — Noch weniger Wirkung thut ein Verfasser (z. B. der uns sehr wol bekannte), der gar nur auf einmalige Einzelheiten, medizinische geschichtliche oder andere Curiosa anspielt; z. B. wenn ich solche Anspielungen selber auf Curiosa wegen ihrer geringen Wirkung mit dem zweiten Paar Augen vergleichen wollte, die ein Aegypter auf dem Rücken hatte, womit er aber nichts sah (Plin. h. n. XI. 52) — oder mit der dritten Brust auf dem Rücken, aber ohne Säugwarze (Barthol. in ann. secund. Ephem. cur. obs. 72.)

Die zweite Nachschrift ist. Man kann

auch die gelehrte Anspielung verzeihlich machen, wenn man sie vorher einmal erklärt und darauf zehnmal gebraucht, wie Wieland z. B. mit den Bonzen, Derwischen, Hetären und Sykophanten gethan, welches böse Volk nun so gut als einheimisch bei uns anzusehen und allen wißigen Köpfen brauchbar ist.

X. Programm.

Ueber Charaktere.

§. 56.

Ihre Anschauung außerhalb der Poesie.

Nichts ist in der Dichtkunst seltner und schwerer als wahre Charaktere, ausgenommen starke oder gar große. — Goethe ist der reichste an jenen; Homer und Shakespeare an diesen beiden.

Eh' wir untersuchen, wie der Dichter Charaktere bildet, wollen wir fragen, wie wir überhaupt zum Begriffe derselben kommen.

Der Charakter ist blos die Brechung und Farbe, welche der Strahl des Willens annimmt; alle andere geistige Zusätze, Verstand, Witz ic., können jene Farbe nur erhöhen

oder vertiefen, nicht erschaffen. Der Charakter wird nicht von Einer Eigenschaft, nicht von vielen Eigenschaften, sondern von deren Grad und ihrem Misch-Verhältnis zu einander bestimmt; aber diesem allen ist der geheime organische Seelen-Punkt voraus gesetzt, um welchen sich alles erzeugt und der seiner gemäß anzieht und abscheidet; freilich geheim genug, aber nicht geheimer im Geistigen, als es im Körperlichen die winzigen Psychen und Elementargeisterchen sind, welche aus der Thierhaut oder aus dem Gartenbeete die verschiedenen Farben für die Pfauenfeder oder das Vergissmeinnicht und die Rose reiben — daher hat ein Autor, der einen Charakter zum wichtigen oder poetischen macht, noch nicht im Geringsten ihn bestimmt oder zu erschaffen angefangen. So mischt z. B. der humoristische sich ja eben so gut mit Stärke als Schwäche, mit Liebe als Haß *).

*) z. B. der starke Leibgeber und der sanfte Victor.

senbart sich nun uns im Leben der fremde Wille, dieses unsichtbare Licht, so bestimmt, daß wir ihn zu einem Charakter einschränken dürfen? Ja wie entblößet oft die sichtbare Etwanttheit einer einzigen Handlung den ganzen Löwen, welcher der König oder das Raubthier eines ganzen Lebens ist? Wie sagt der Stern eines einzigen heiligen Opfers und Blicks uns das ganze aufgehende Sternbild eines himmlischen Charakters an, um so mehr, da alle einzelne Thaten nur weit auseinander stehende Zeichen = Punkte des Sternbilds geben?

Zwar spricht das Gesicht oder das Außere, diese Charakter = Maske des verborgnen Ich, eine ganze Vergangenheit aus und das mit Zukurst genug; aber dies reicht nicht zu; denn auch ohne körperliche Erscheinung beszeichnen schon die fünf Punkte blos erzählter Reden oder Thaten ein ganzes inneres Angesicht, wie fünf andere das äußere. Sondern

zwei Dinge erklären und entscheiden. In jedem Menschen wohnen alle Formen der Menschheit, alle ihre Charaktere, und der eigne ist nur die unbegreifliche Schöpfung - Wahl Einer Welt unter der Unendlichkeit von Welten, der Uebergang der unendlichen Freiheit in die endliche Erscheinung. Wäre das nicht: so könnten wir keinen andern Charakter verstehen oder gar errathen als unsern von andern wiederholten. Man verwundert sich, daß z. B. in der Kunst der Dichter die Himmel- und Erdenkarten menschlicher Charaktere ausbreitet, welche ihm nie im Leben können begegnet sein, von Kalibananen an bis zu hohen Idealen. Allein hier ist noch ein zweites Wunder vorhanden, nämlich daß der Leser sie getroffen findet, ebenfalls ohne auf ihre Urbilder in der Wirklichkeit gestoßen zu sein. Das Urtheil über die Aehnlichkeit setzt die Kenntniß des Urbilds voraus; und dieses ist auch wirklich da, aber im Leser, so wie im Dichter.

Nur unterscheidet sich der Genius dadurch, daß in ihm das Universum menschlicher Kräfte und Bildungen als ein mehr erhabenes Bildwerk in einem hellen Tage daliegt, indeß dasselbe in andern unbeleuchtet ruht und dem seinigen als ein vertieftes entspricht. Im Dichter kommt die ganze Menschheit zur Besinnung und zur Sprache; darum weckt er sie wieder leicht in andern auf. Eben so werden im wirklichen Leben die plastischen Formen der Charaktere in uns durch einen einzigen Zug erschaffend, den wir sehen; ein ganzer zweiter innerer Mensch richtet sich neben unserem lebendig auf, weil ein Glied sich belebte und folglich nach der Konsequenz im moralischen Reiche, wie im organischen, der Theil sein Ganzes bestimmt, wie umgekehrt. Z. B. Ein Mensch sage Eine freche Lüge: seine Seelengestalt ist aufgedeckt. Noch Niemand hat eine Eintheilung und Zählung dieser Rassen des inneren Menschen, der Albinos, Mulats,

ten, Terzeronen u. s. w. versucht, so kurz sie auch durch die Geschichte werden müßte. Es ist sonderbar, wie dürstig diese an neuen Charakteren ist, wie oft gewisse, z. B. Alcibiades, Cäsar, Attikus, Cicero, Nero, als Seelen- und Nachtwandler der Geisterwelt wiederkehren. Diese révenants oder Wiederkommlinge in der Geschichte stehen nun wieder in der Poesie — diese Wiederbringung aller Dinge — mit verklärten (parastatischen) Leibern auf. Ja man könnte, wie die Wilden von jedem Dinge auf der Erde, eine Doublette im Himmel annehmen, so den meisten historischen Charakteren poetische Drosseln nachweisen; z. B. so steht die franzöfische Geschichte vor Wielands goldnem Spiegel, und entkleidet, putzt und sieht sich; freilich war die Geschichte früher als ihr Spiegel,

§. 57.

Entstehung poetischer Charaktere.

An den poetischen Charakteren sind vier Seiten zu prüfen, ihre Entstehung, ihre Materie, ihre Form und ihre technische Darstellung. —

Die Entstehung ist schon halb angegeben, nämlich so wie ein physischer oder wie ein moralischer neuer Mensch oder ein Wille entsteht; der Blitz empfängt und gebiert ihn. Jedes Leben, wie vielmehr das hellste, das geistige, wird, wie sein Dichter, geboren, nicht gemacht. Alle Welt- und Menschenkenntniß allein erschafft keinen Charakter, der sich lebendig fortführte; so treibt der Welt-Kenner Hermes häufig christliche Gliedermänner, Glieder-Engel und Glieder-Teufel vor sich her. Wer aus einzelnen in der Erfahrung liegenden Gliederknochen sich ein Charakter-Gerippe auf verschiedenen Kirchhöfen aufliest und verkettet und sie weniger ver-

körper als verkleidet und bedeckt, quält sich und andere mit einem Schein-Leben, das er mit dem Muskel-Drath zu jedem Schritte regen muß. Große Dichter sind im Leben eben nicht als große Menschenkenner, noch weniger sind diese als jene bekannt. Gleichwohl machte Goethe seinen Götz von Berlichingen als ein Jüngling; und Goethe der Mann könnte jetzt die Wahrheit der Charaktere auf dem anatomischen Theater beweisen, welche der anschauende Jüngling auf das dramatische lebendig treten hieß. Wollte man poetische Charaktere aus Erinnerungen der wirklichen erklären und erschaffen: so setzt ja der bloße Gebrauch und Verstand der letztern schon ein regulndes Urbild voraus, welches vom Bilde die Zufälligkeiten scheiden und die Einheit des Lebens finden lehrt.

Freilich ist Erfahrung und Menschenkenntnis dem Dichter unschätzbar; aber nur zur Farbengebung des schon erschaffenen und ge-

zeichneten Charakters, welcher diese Erfahrungen sich zueignet und einverleibt, durch sie aber so wenig entsteht als ein Mensch durch Essen. Das Götterbild, die Minerva springt nicht in den Kopf des Dichters, sondern aus dessen Kopfe schon belebt und bewaffnet; aber für diese Lebendige such' er in der Erfahrung nach Lokalfarben, die ihr passen; hat er einmal z. B. eine Liane, wie der uns bekannte Verfasser aus sich geschöpfst, so schaue er wie dieser, überall in der gemeinen Erfahrung nach Locken, Blicken, Worten umher, welche ihr anstehen. Der Prosaiker holet ein wirkliches Wesen aus seinem Kreise und will es zu einem idealen daraus erheben durch poetische Anhängsel; der Dichter statter umgekehrt sein ideales Geschöpf mit den individualisirenden Habseligkeiten der Wirklichkeit aus.

Ganz undichterisch hätte ein Dichter den trefflichen Lichtenberg oder dieser sich selber verstanden, wenn sein Orbis pictus oder ir-

gend ein Register von Beobachtungen über Charaktere ein Färbkasten zur Darstellung sein sollte, wenn also z. B. alle Dichter mit dem Abschreiben der vorgeschriebenen Bedientenphrasen kommen und glänzen wollten. Indes bleibt einer solchen todt gemalten Welt eine gute Doppelwirkung, daß sie wenigstens wider Sprachfehler, wenn auch nicht für Sprachtugenden der Charaktere arbeitet, und, daß sie durch Beobachtungen zum Beobachteten wecket und übt. Gleichwohl soll und kann damit nichts gethan werden, als nur des Dichters Auge weit aufgemacht für die lebendige Welt umher; nicht damit das Universum dessen Pinsel den ganzen Tag sitze, sondern damit es, unabsichtlich, frei und leise in sein Herz geschlüpft, ungesehen darin ruhe, und warte bis die warmen Stralen der Dichtstunde dasselbe wie einen Frühling vorrufen.

Der Charakter selber muß lebendig vor euch in der begeisterten Stunde fest thronen, ihr

müsset ihn hören, nicht blos sehen; er muß euch — wie ja im Traume *) geschieht —

*) Aus Jean Pauls Briefen gehört folgende Stelle
Seit. 146. hieher. „Der Traum ist unwillkür-
liche Dichtkunst; und zeigt, daß der Dichter mit
dem körperlichen Gehirne mehr arbeite als ein
anderer Mensch. Warum hat sich noch nie-
mand darüber verwundert, daß er in den Scè-
nes détachées des Traums den spielenden Per-
sonen wie ein Shakespeare die eigenthümlichste
Sprache, die schärfsten Merkworte ihrer Natur
eingiebt, oder vielmehr daß sie es ihm soufflie-
ren, nicht er ihnen? Der ächte Dichter ist eben
so im Schreiben nur der Zuhörer, nicht der
Sprachlehrer seiner Charaktere, d. h. er sieht
nicht ihr Gespräch nach einem mühsam gehör-
ten Stilistikum der Menschenkenntniß zusam-
men, sondern er schauet sie, wie im Traume,
lebendig an und dann hört er sie. Viktors Be-
merkung, daß ihm ein geträumter Gegner oft
schwerere Einwürfe vorlege, als ein leibhafter,
wird auch vom Schauspieldichter gemacht; der

eingeben, nicht ihr ihm, und das so sehr, daß ihr in der kalten Stunde vorher zwar ungefähr das Was, aber nicht das Wie voraussagen könnet. Ein Dichter, der überlegen muß, ob er einen Charakter in einem gegebenen Falle Ja oder Nein sagen zu lassen habe, werf' ihn weg, es ist eine dumme Leiche.

Aber was gibt denn den Lust- und Aetherwesen des Dichtens wie des Träumens diese Redekunst? Dasselbe, was sie im Traume

vor der Begeisterung auf keine Art der Wortsührer der Truppe sein könnte, deren Rollenschreiber er in derselben so leicht ist. Daß die Traumstatisten uns mit Antworten überraschen, die wir ihnen doch selber eingegeben haben, ist natürlich; auch im Wachen springt jede Idee wie ein geschlagner Funke plötzlich hervor, die wir unserer Anstrengung zurechnen; im Traume aber fehlt uns das Bewußtsein der letztern, wir müssen die Idee also der Gestalt vor uns zuschreiben, der wir die Anstrengung leihen."

mit lebendigen Wangen und Augen und mit freier Anrede vor uns stellet; aus einer plastischen Form der Menschheit hat sich eine plastische Figur aufgerichtet an der Hand der Phantasie und redet an, indem wir sie anschauen, und wie der Wille die Gedanken macht, nicht die Gedanken den Willen *), so zeichnet diese phantastische Willens-Gestalt unsern Gedanken d. h. Worten die Gesetze und Reihen vor.

Die bestimmtesten besten Charaktere eines Dichters sind daher zwei alte lang gepflegte, mit seinem Ich geborene Ideale, die beiden idealen Pole seiner wollenden Natur, die vertiefste und die erhabne Seite seiner Menschheit. Jeder Dichter gebiert seinen besondern Engel und seinen besondern Teufel; der dazwischen fallende Reichthum von Geschöpfen oder die Armut daran sprechen ihm seine Größe entweder zu oder ab. Jene Pole aber, womit

*) Im Wachen thun wir das, was wir wollen;
im Traume wollen wir das, was wir thun,

er das Leben wechselnd abstößet und anzieht, bilden sich nicht durch ihre Gegenstände und Anhängsel, sondern diese bilden sich jenen an. Folglich regen erlebte Charaktere die innern des Dichters nur so an, wie seine die innern des Lesers; sie werden davon erweckt, nicht erschaffen. Aus diesem Grunde gewinnt ein kleiner Autor nichts, der einem großen einen Charakter stiehlt; denn er müßte sich noch ein anderes Ich dazu stehlen.

Der ideale Prototyp = Charakter in des Dichters Seele, der ungefallne Adam, der nachher der Vater der Sünder wird, ist gleichsam das ideale Ich des dichterischen Ich; und wie nach Aristoteles sich die Menschen aus ihren Göttern errathen lassen, so der Dichter sich aus seinen Helden, die ja eben die von ihm selber geschaffnen Götter sind. Die starkgeistigen Alten schilderten selten Schwächlinge; ihre Charaktere glichen den alten Helden, welche an den Schultern

und an den Knien (gerade den Gliedern des Tragens), Löwenköpfe als Zierrath hatten. Weiber können keinen Herkules zeichnen, so oft er ihnen auch unter dem Spinnen sitze, sondern leichter eine kräftige Frau; so ist in der genialen Delphine nur die Heldenin eine, der Held aber keiner; so ebenfalls in der idealen Valerie. — Daher fehrt der Held des Autors — der aber darum nicht immer der Held des Kunstwerks ist, besonders da ein Autor sich gern verbirgt — als der seine Elementar- und Universalgeist seines ganzen Wesens, wenig verändert, außer etwa so wie der Autor selber, in allen seinen Werken wieder. Exempel anzuführen, zumal großer Autoren, ist theils zu verhaft, theils zu schmeichelhaft.

S. 58.

Materie der Charaktere.

Hier erhebt sich die alte Frage über die

Zulässigkeit der rein vollkommenen und der rein unvollkommenen. Ich behaupte die Nothwendigkeit der einen, und die Unzulässigkeit der andern. Der Wille kennt nur zwei Ich, das fremde und das eigne; folglich nur Liebe gegen jenes und Selbstachtung gegen dieses — oder Lieblosigkeit und innere Ehrlosigkeit. Stärke oder Schwäche sind das Dritte, worin das eine oder das andere gesetzt wird, können also, da sie sich aufs eigne Ich beziehen, schwer von Ehre oder ihrem Gegenteil geschieden werden. Folglich wäre ein rein - unvollkommner Charakter feige, schadensüchtige, ehrlose Schwäche. Aber diesen Wurm stößet die Muse von sich. Selber das unmenschliche Unthier Kaliban hat noch zufällige kurze Zorn - Muth - und Liebe - Funken *). Warum hassen die Dichtkunst die Schwäche so sehr? Weil diese der auflösende laue ekle Schwaden alles *) Das ohnehin schon wegen seiner Unform mehr zu den Maschinen als zu den Charakteren gehört.

Willens und Lebens selber ist, so daß dann im Maschinenwerk der Fabel die Seele, die darin arbeiten sollte, selber ein weicher Leichnam und eine Maschine wird und mithin die Geschichte aufhebt; denn ohne Willen gibt es so wenig eine Geschichte, als es eine Weltgeschichte des Viehs gibt. Ein schwacher Charakter wird leicht unpoetisch und häßlich, wie z. B. Brakenburg in Goethens Egmont bei nahe ekel und Fernando in dessen Stella widerlich wird. Bei den Alten sind schwache Charaktere selten; im Homer gibts gar keine; auch Paris und sogar Thersites haben Stärke, so wie in Sparta alle Gottheiten bewaffnet da standen, selber die Venus.

Da Willens-Schwäche gleichsam als ein unsittliches Mitgift der Geburt — wie Stärke als ein sittliches — kurz als die wahre Erbsünde unser Gefühl nicht so rauh antastet als eine wirkliche Sünde: so läßt sie sich sehr gift-süß, aber auch gift-mischend, leicht un-

ter die Reize unserer liebenden Natur verstecken und in so fern wirkt der Charakter der beiden Reisenden in Doriks und Thümmels Reisewagen viel gefährlicher ein als jede andere Freiheit des Wikes, welcher statt des Feigenblattes oft nur dessen fein gearbeitetes Blatt-Gerippe vorhängt. Eben so ist Wielands Aristipp viel unsittlicher als dessen Lais. — So wird umgekehrt in Schiller mit der Stärke als einer selbst achtenden Natur die hassende versüßend bedeckt.

Hinter oder unter dem Ideal der liebenden Kraft erheben sich nun die poetisch-erlaubten Charakter-Mischlinge, zuerst große Schwäche mit einiger Liebe *) — höher die Stärke des trotzenden, hassenden, verwüstenden Bösewichts, in dessen scharfen, feuergespenden, grauschnuzigen Kiesel der reine Kristall einer Ehre sich einschließet, z. B. Lovelace — dann Uebermacht der Liebe bei einiger

*) Großer Verstand gilt für Stärke.

Schwäche, gleichsam eine Wurzel, die wie ein Gebüsch außerhalb des Bodens statt eines dichten Stammes sogleich wieder in lauter Zweige auseinander geht — endlich steht die Palme der Menschheit auf der Erde und in der Wolke, der gerade gewaffnete Stamm steigt auf und oben trägt er, in weiche Blüthen sich theilend, Honig und Wein, der Charakter von höchster Kraft und höchster Liebe, ein Jesus *).

Nun wie, dieser vollkommenste Charakter wäre der Dichtkunst verboten? — Und diese

*) Und eben darin sind auch jene åtherischen platonischen Charaktere, welche, wie Götter die Tugend als Schönheit, so die rauhe erste Welt als eine zweite, den Tag als Mondlicht anschauen, schon begriffen, obwol in prosäischer untergeordneter Darstellung, welche sich nicht anmaßet, das Göttliche und das Teuflische der Individualität durch die breiten Worte Ehr- und Lieblosigkeit und ihre Gegentheile auszusprechen.

Göttin, welche Untergöttinnen gebiert, wäre nicht im Stande, nur so viel zu schaffen als die ungelenke schwer tragende Geschichte? Denn in dieser stehen Epaminondas, Sparta-
tes, Jesus — und werfen auf ihr historisches Gerüste einen Glanz, als sey es ein Triumphs-
wagen. Und doch könnten in Apollons goldenen Wagen selber stets nur halb-dunkle, halb glänzende Gestalten einsteigen und fah-
ren? — Nein, mir dünkt vielmehr, die Dichtkunst müßte noch um ein Paar Sterne höher wohnen als jede Geschichte; jene auf einer Wandersonne, wenn diese auf einer Wan-
delerde bleibt. Und hat sie uns denn nicht auch allein Götter und Helden geboren — und den Messias, — und die Tochter Oedips von So-
phokles und Goethens Iphigenie — und des-
sen Fürstin im Tasso — und Don Carlos Königin — und Eidli? Nur ist (gegen die ge-
meine Meinung) ihre Erschaffung und Dar-
stellung die schwerste. Die Gipfel der Sitt-

lichkeit und der Gipfel der Dichtkunst verlieren sich in Eine Himmels = Höhe; nur der höhere Dichter = Genius kann das höhere Herz-
zens = Ideal erschaffen. Aus welcher Welt könnte denn das zartere Gewissen einer schönsten Seele es holen als aus seiner eignen? Denn wie es Ideale der Schönheit in bestimmten Formen, so gibt es Ideale des Gewissens in bestimmten; daher mögen, ungeachtet des nämlichen Herzens = Gesetzes, welches durch alle Geister reicht, doch unsere sittlichen Ideale einem Erzengel so gemein vorkommen als uns die eines rechtschaffenen Barbars.

Der höhere Mensch kann zwar den niedrigen errathen, aber nicht der niedrige den höhern, weil der Sehende, als eine Bejahung leicht die Blindheit als eine Verneinung setzen kann, der Blinde hingegen nie den Sehenden errathen, sondern dessen Farbe entweder hören oder tasten wird. Daher verräth sich das

franke Innerste eines Dichters nirgends mehr, als durch seinen Helden, welchen er immer mit den geheimen Gebrechen seiner Natur wider Willen befleckt.

Wenn freilich Zusammenschlieben todter Worte oder ein sittliches Wörterbuch ein göttlicher Charakter wäre: dann wäre diese Schöpfung so leicht, als man das Wort Gott — diesen Himmel aller Sonnen — ausspricht und denkt. So ist Klarisse ein kaltes sittliches Vokabularium ohne scharfe Lebens-Einheit, die wenigen Lügen ausgenommen, welche ihr zu einiger weiblichen Bestimmtheit verschaffen. Grandison hingegen weiset wenigstens ein gebundnes Leben — das freilich die gedungenen Lobreden seiner Bekannten nicht entbinden — auf; er gibt durchaus mehr organische Bestimmtheit als Klarisse (welche auch an dem handelnden Jüngling leichter sich lässt als an der duldenden Jungfrau) besonders dadurch zu erkennen — obwohl bei einiger

deutschen und brittischen Zugend = Pedanterie — daß ihm leicht der schöne Zorn der Ehre anfliegt *). Man will ordentlich darauf schwören, daß der edle Jüngling weder brennend-rothe, noch frankbleiche oder gar gelbe Wangen getragen, sondern daß sie ein zartes, röthlich = durchschimmertes Weiß übergossen, eine heilige Aurora des innern Gestirns. So zürnte Achilles; und noch höher Christus; das ist jener hohe Unwille über eine schlechte Welt, wodurch rechte Menschen dem Montblanc gleichen, den zuweilen ein Erdbeben erschüttert und welchen doch die Menschen schwer oder nie ersteigen. Wie unverständlich hat man diesem großen Charakter = Dichter seinen Halb- oder Zweidrittels = Engel oder pedantischen Engel Grandison, und noch unverständiger

*) Er gewinnt viel Leben dadurch, daß er einen italienischen Edelmann, der ihm eine Ohrfeige gegeben, dermaßen ausprügelte, daß derselbe erst 14 Tage darauf weiter reisen konnte.

seinen Halbteufel Lovelace *) vorgeworfen, da man doch allen seinen leichtern Bildungen die feinste Ausbildung nicht abzusprechen vermochte. — Seine Sternwarte steht hier auf einem Berge gegen Fieldings seine, wiewol dieser durch seine mehr dramatische Form der epischen des Richardson den Vortheil einer scheinbaren Schärfe abläuft.

Die Darstellung eines sittlichen Ideals wird so schwer als dessen Erschaffung, weil mit der Idealität die Allgemeinheit und folg-

*) Lovelace, dieser Polyklets = Kanon apokryphischer Charaktere, dieser alte Adam unzähliger Sünder auf dem Papier und in der Welt, welchen Franzosen und Deutsche bettelnd bestohlen, steht als ein Giftbaum noch über manchen niedrigen kalten Gifftschwämmen der Wirklichkeit; denn er hat noch Ehre, Muth, Liberalität, sogar Schonung gegen sein „Noskenknöspchen.“ Wie könnt' er sonst auf eine Klarisse und so viele Leserinnen wirken?

lich die Schwierigkeit zunimmt, dieses Allgemeinere durch individuelle Formen auszusprechen, den Gott Mensch, ja einen Juden werden und ihn doch glänzen zu lassen. Aber geschehen muß es, auch der Engel hat sein bestimmtes Ich. Daher die meisten sittlichen Ideale der Dichter Weiber sind, weil sie, weniger individuell als die Männer, den Gang der Sonne mehr wie eine Sonnenuhr und Sonnenblume still bezeichnen, als wie eine Thurmuhrr und deren Thürmer laut anschlagen. Daher sind' ich die tragischen Rollen, welche jedes individuelle Ueberwiegen verdammen und ausschließen, eben darum besser meistens von den Weibern gespielt, deren Eigenthümlichkeit ins Geschlecht zerschmilzt. Daher geben die griechischen Künstler (nach Winselmann) den weiblichen Formen nur wenig Verschiedenheit; und diese bestand nur in den Abzeichen des Alters. Daher bietet ein Pantheonium dem Dichter mehr Fülle und Wechs-

sel an als ein Pantheon; und ein Kunstwerk, worin nur höhere oder gute Menschen regieren, (z. B. in Jacobis Woldemar), kann nur durch jene seltene Angeburt des Herzens entstehen, welche zugleich die Schönheiten und die Schönheit kennt.

Bouterweck sagt in seiner Ästhetik: „der größte Verbrecher könne zuweilen in ästhetischer Hinsicht erhabener seyn, als die größte Tugend.“ Ohne nähere Bestimmung hieße dies: der Teufel stehe ästhetisch-reizend über Gott. Aber dieser freisinnige Kunstrichter kann für das Interessantere des Verbrechers doch nur das erklären, was dieser von der Tugend selber entlehnt, die Kraft, welche als geistige (nicht als physische) immer an sich moralisch ist, nur aber in unsittlichen und irrenden Verhältnissen und folglich in kämpfender Anwendung desto anschaulicher vortretend. — Das Mislingen und Erkälten durch vollkommene Charakteren ist blos den unvollkommenen

Dichtern selber aufzubürden, welche keine Unschuld ohne eine Mohren-Zolie zum Glänzen bringen können. Wenn im vorigen Beispiel Grandison der Clarissa zuvorstand, so steht er im jetzigen wieder dem Allwerth von Fielding im Interesse weit nach; — Allwerth, dieser Tugendschöne, und zugleich Weiseruhige, flößt in der Dichtung so viel Theilnahme an den besten Charakteren ein, als er selber im Leben für sie bewies. Schillers Marquis von Posa, hoch und glänzend und leer wie ein Leuchthurm, warne eben den Dichter vor dem Hinschiffen zu ihm. Er ist uns mehr Wort als Mensch geworden, und obwol göttliches, doch kein Gottmensch. Diesen Mangel unserer Theilnahme aber seiner Idealität Schuld zu geben, wäre Blasphemie gegen die Menschheit; denn nimmt nicht — ist anders der Sprung und Flug erlaubt — der Held oder Heldgott der vier Evangelisten bei einer höhern, ja unendlichen Idealität unser Herz ganz

höher und gewaltiger in Anspruch? — Auch Mangel an Handlung ist dem Marquis Posa nicht vorzurücken; handelt er nicht selbstständig, als das einzige Substantiv des Gedichtes fast allein fort? — Oder spricht er nicht? — Er hört ja kaum auf. — Aber er ist eben ein Umkreis ohne Mittelpunkt, ohne den organischen Lebenpunkt, wovon in den nächsten Paragraphen mehr.

Auch vom Zauberrauche der Leidenschaft — dieser poetischen Mittlerin zwischen Gesetz und Sünde, indem sie entweder den Hass in Stärke oder die Schwäche in Liebe verkleidet — darf der Dichter nur wenig als Heiligschein um seine Heiligen ziehen; daher wieder die Ueberzahl der weiblichen kommt. Wenn der Bund der höchsten Ehre mit der höchsten Liebe das Ideal vollendet: so stelle es sich am Weibe, dem die Ehre weit näher liegt, als dem Mann die Liebe, am besten dar. Freilich spannen die Weiber nicht eben Platons Rap-

pen und Schimmel vor ihren Venuswagen,
sondern eine weiße und eine schwarze Taube.

Je weiter vom sittlichen Ideal der Maler
herunter steigt, desto mehr Charakteristik steht
ihm zu Gebote; der größte Bösewicht müßte
individuell - leidenschaftlich fast bis zur Pas-
sivität bestimmt werden; so wie die Häßlich-
keit im Verhältniß gegen Schönheit; daher
gibt es überall gelungnere Halbmenschen und
Halbteufel als Halbgötter.

Große Dichter sollten deswegen öfter den
Himmel aufspalten als die Hölle, wenn sie zu
beiden den Schlüssel haben. Der Menschheit
einen sittlich-idealen Charakter, einen Heili-
gen zu hinterlassen, verdient Heiligsprechung
und ist zuweilen für andere noch nützlicher,
als ihn selber gehabt zu haben; denn er lebt
und lehrt ewig auf der Erde. Ein Geschlecht
nach dem andern erwärmt und erhebt sich an
dem göttlichen Heiligenbilde; und die Stadt
Gottes, in welche jedes Herz begeht, hat

uns ihr Thor geöffnet. Ja der Dichter schenkt uns die zweite Welt, das Reich Gottes; denn dieses kann ja nie auf Körpern wohnen und in Begebenheiten erscheinen, sondern nur in einem hohen Herzen, das eben der Dichter vor unserem aufgethan.

Es ist nur unter Bedingungen wahr, daß hohe Charaktere und erniedrigte uns gleich gut, nur mit umgekehrten Kräften heben, wie etwa der Mond die Fluth des Meeres aufregt, er stehe am Himmel über dem Meere im Scheitelpunkte, oder unter demselben im Fußpunkt. — Sobald gute Beispiele bessern, schlechte verschlimmern, so müssen ja dichterische Charaktere beide weit schärfer und heller geben. Kann das Gedicht, oder gar die Bühne, wo der vom Dichter beselzte und verkörperte Charakter noch zum zweitenmale sich in der Kraft eines lebendigen Menschen verdopelt, als ein epikurischer Stall und als ein moralisches Insektenkabinet besser ergreifen

und erheben, oder als ein geistiges Empireum hoher Gestalten? — Legt man den Plutarch oder den Tacitus gestärkter, begeisterter weg? Und wie würde erst das Heroum des ersten mächtig und strahlend vor uns stehen, hätte der große Geist eines Tacitus sein Heldenlicht auf die Helden geworfen!

Noch mehr. Wandelte ein Gottmensch durch die Welt, würde aber als solcher erkannt — : sie müßte sich vor ihm beugen und ändern. Allein eben nur im Gedichte geht er unverhüllt, ohne drückende Verhältnisse mit dem Zuschauer und darum trifft er jeden so sehr; für den Messias der Messiaade gibt es auf der Erde keinen Judas. Hingegen der unmoralische Charakter kann sich auf dem Musenberge nur durch ein angenommenes moralisches Surrogat fristen und durchhelfen. Folglich wie im Gedichte die Gottheit den dunklen Flor abwirft, so nimmt darin der Teufel die schöne Larve vor; und den glänzen-

den Schein, welchen die Wirklichkeit jener entzog, hängt die Poesie blos diesem um.

Nicht das Ideal der Göttlichkeit — denn unser Gewissen malt und fodert ja idealer als jeder Dichter — sondern gerade das Ideal der Schlechtigkeit macht muthlos. Es schadet immer, das Laster lange anzuschauen; die Seele zittert vor dem offnen atmenden Schlangen-Rachen, endlich taumelt sie und — hinein. Suchte je eine schöne Seele ein Zerrbild des Herzens lieber auf als eine heilige Familie oder eine Verklärung? Will sie nicht lieber mehr lieben als mehr hassen lernen? Drängt sich nicht hingegen eine gesunkene Stadt — indeß eine unverdorbne das unbefleckte Auge bewacht — gerade vor die schmutzige Bühne voll Untreue, List, Trug, Schlechtheit, Selbstsucht, um sich durch Beispiele, die man belacht, theils zu entschuldigen, theils zu verhärten? —

Da die Poesie mehr das Schicksal als die

Gesinnung des Sünder's entschleiert: so steht — weil im Leben dieselbe Zufälligkeit des Mißglück's die Tugend wie das Laster trifft — unsere moralische Kraft gegen die ungleichartige Ausgleichung der innern und äußern Welt, gegen bestraftes Laster wie gegen unbefohnte Tugend auf. Und was hilft ein Schiffbruch pestkranker Teufel? Sie stecken eben strandend an.

Aber diesß lese doch kein Dichter, ohne daraus zu schließen, welche Pflichten und welche Hoffnungen in seinem Gebiete liegen, und fodern. Er bedenke doch die Jahrhundert lang fortbessernde Gewalt sittlicher Charaktere im Gedichte, welche außer demselben, in engen Zeiten und Năumen und von irdischen Verhältnissen verschattet, das Herz nur mit halbem Feuer treffen und wärmen; er halte seinen Reichthum an reinen und klar strahlenden Gestalten hoch, welche nicht im Gedicht, wie oft wirkliche im Leben, das Verhältnis

des besangenen Zuschauers wider sich und ihr Wirken haben und die sogar an den wirklichen die Erdrinde, die unsern Blick aufhält, wegschmelzen können. — Auch bedenke er: predigt der Philosoph seine Irrthümer: so gehen sie in Kurzem sogar durch stumme Widerlegungen, als kalte Schatten sonnenlos unter; in der Zeit entseelt sich die philosophische Scheinleiche unvermerkt. Über der Dichtung, selber der günstigsten, zieht keine Zeit den Giststachel aus; und noch nach Jahrtausenden strömt der Dichter ein, der sittliche als Nil, der unsittliche als Eisgang. Bei dem Wechseln der Philosophie erhellt nicht der erste Philosoph den Kopf des letzten; aber wol erwärmt der erste Dichter das Herz des letztern Lesers.

§. 59.

Form der Charaktere.

Die Form des Charakters ist die Allgemeinheit im Besondern, allegorische oder symbolisch

sche Individualität. Die Dichtkunst, welche ins geistige Reich Nothwendigkeit und nur ins körperliche Freiheit einführt, muß die geistigen Zufälligkeiten eines Portraits, d. h. jedes Individuum's verschmähen und dieses zu einer Gattung erheben, in welcher sich die Menschheit wiederspiegelt. Das gemalte Einzelwesen fällt, sobald es aus dem Ringe der Wirklichkeit gehoben wird, in lauter lose Theile auseinander, z. B. die Portraits in Goethes trefflichen Lustspielen, wo sich indeß das Zufällige der Charaktere schön in den Zufall der Gegebenheiten einspielt.

Je höher die Dichtung steht, desto mehr ist die Charakteristik eine Seelen-Mythologie, desto mehr kann sie nur die Seele der Seele gebrauchen, bis sie sich in wenige Wesen, wie Mann, Weib und Kind, und darauf in den Menschen verliert. So wie sie aus dem heroischen Epos heruntersteigt ins komische, aus dem Aether durch die Luft, aus

dieser durch die Wolken auf die Erde, so schießet ihr Körper in jedem Medium dichter und bestimmter an, bis er zuletzt entweder zum Natur-Mechanismus oder in eine Eigenschaft übergeht.

Wie verhält sich die Symbolik der griechischen Charakteristik zur Symbolik der neuern? — Die Griechen lebten in der Jugend und Aurora der Welt. Der Jüngling hat noch wenig scharfe Formen und gleicht also desto mehr den Jünglingen; die Morgendämmerung scheidet noch wenig die schlafenden Blumen von einander. Wie Kinder und Wilde, wie Knospende Blüthen nur wenige Unterschiede der Farben zeigen: so ging im ähnlichen Griechenland die Menschheit in wenige, aber große Zweige auseinander, von welchen der Dichter wenig abzustreifen brauchte, wenn er sie veredelnd versezen wollte. Hingegen die spätere Zeit der Bildung, der Völkermischungen, der höhern Besonnenheit verästete die Menschheit

in immer mehrere und dünnerne Zweige, wie ein Nebelfleck durch Gläser in Sonnen und Erden zerfällt. Jetzt stehen so viele Völker einander scharf individueller gegenüber als sich sonst Individuen. Mit der fortgesetzten Verästlung, welche jeden Zweig einer Kraft wieder einen voll Zweige zu treiben nöthigt, muß die Individuazion der Menschheit wachsen, so sehr sie auch die äußere Decke der Verschiedenheiten immer dicker weben lernt. — Folglich wird ein moderner Genius, z. B. Shakespeare, welcher Zweige vom Zweige abbricht, gegen die Alten mit ihren großen Massen und Stämmen im Nachtheil zu stehen scheinen, indem er dieselbe Wahrheit, dieselbe Allgemeinheit und Menschheit unter dem Laube der Individuazion übergibt, nur daß ein Eroberer wie Shakespeare ein ganzes besölkertes Land der Seelen auf einmal aufmacht. Es gibt wenige Charaktere bei ihm, welche nicht gelebt hätten und leben werden

und müssen; sogar seine komischen, wie Falstaff, sind Wappenbilder der zu Fuße gehenden Menschheit. Sein Hamlet ist der Vater aller Werther, und der beiden Linien der launten Kraft-Menschen, und der sentimental Scherzmacher.

Shakespeare daher bleibt trotz seiner geistigen Individuazion so griechisch-allgemein, als Homer es mit seiner körperlichen bleibt, wenn er die verschiedene Länge zweier Helden im Sitzen und Stehen ansingt. Die Franzosen schaffen nur Portraits, ungeachtet ihrer entfärbten Kupferstiche durch abstrakte Worte; die bessern Britten und Deutschen, welche nicht die Zeichnung, nur die Farbe individualisieren, malen den Menschen sogar durch die Lokalfarbe des Humors.

Gegen die gemeine Meinung möcht' ich die Griechen mehr in Darstellung weiblicher Charaktere über die Neuern setzen; denn Homers Penelope, Sophokles Tochter des Oe-

dips, Euripides Iphigenie ic. stehen als die frühesten Madonnen da —; und zwar eben aus dem vorigen Grund. Das Weib wird nie so individuell als der Mann, es behält in seinen Unterschieden wenigstens im Schein mehr die großen allgemeinen Formen der Menschheit und Dichtung bei, nämlich von Gut, Böse, Jungfrau, Gattin u. s. w. In des Sieht man aus prosaischen Charakteristiken der Griechen, z. B. aus der des Alcibiades, Agathon, Sokrates in Platons Symposium, daß die Griechen sich unserer Individuation mehr nähern könnten, wenn sie wollten.

§. 60.

Technische Darstellung der Charaktere.

Ein Charakter sey mit Form und Materie rein-ausgeschaffen, so stirbt er doch oft unter der technischen Geburt. Häufig dreht und setzt sich, zumal in langen Werken, der Held unter den Händen und Augen des verdrücklichen Dichters in einen ganz andern Menschen um;

besonders drei Helden thuns: der starke spitzet
 sich auf der Drehscheibe des Töpfers gern zu
 einem langen dünnen zu; der humoristische
 nimmt eine gerührte klagende Gestalt an, der
 Bossewicht vieles Gute; selten iſt's umgekehrt.
 So schmilzt der Held in der Delphine von
 Band zu Band wie eine abgeschossene Blei-
 fugel durch langes Fliegen; so ist der Held
 St. Preux in der neuen Heloise nur eine Her-
 abidealirung des Helden in J. J. Confes-
 sions; so legt Wallenstein mitten unter sei-
 nen Predigten des Mutheſ ein Waffenstück
 nach dem andern von seiner eisernen Rüstung
 ab, bis er naſt genug für die letzte Wunde
 da steht. Achilles richtet sich daher als der
 Gott der Charaktere auf. In anfangs un-
 günstigen Verhältnissen für das Handeln, zür-
 nend, murrend, klagend, dann in weichen
 Trauer-Verhältnissen wächst er doch wie ein
 Strom von Gesang zu Gesang, braust unter
 der Erde, bis er breit und glänzend hervor-

rauscht! — Aber in welches Jahrtausend wird endlich sein Stromsturz (Catarakte) fallen, nämlich wann wird der Homer seines Todes aufstehen? —

Im Homer ist eine solche Stufenfolge von Helden, daß Paris, aus dieser verdunkelnden Nachbarschaft gehoben, an jedem andern Orte als ein kühner Alcibiades auftreten könnte, so wie Cicero, wenn man ihn vom Kapitole aus der Umgebung von Rato, Brutus, Cäsar wegbringen könnte, sich in jedem Rittersaal als ein republikanischer Heros in die Höhe richten würde. In den neuern Werken glücken immer einige Nebenpersonen mehr als der Held in Stärke oder Schärfe des Charakters; so der Sophist im Agathon; so viele Nebenmänner im Wilhelm Meister und in der Delphine; so im Wallenstein; so in wenigen Werken des uns allen sehr wohlbekannten Verfassers. Bei dem Romane erklärt sich einiges aus dem leidenden Charakter des Helden; Leiden schattet

niemals so scharf ab als Thun , daher Weiber schwerer zu zeichnen sind.

Die technische Darstellung eines Charakters beruht auf zwei Punkten , auf seiner Zusammensetzung und auf der Geschicht-Fabel , welche entweder sich an ihm , oder an welcher er sich entwickelt .

Jeder Charakter , er sey so chamäleontisch und buntfarbig zusammen gemalt als man will , muß eine Grundsarbe als die Einheit zeigen , welche alles beseelend verknüpft ; ein leibnizisches vinculum substantiale , das die Monaden mit Gewalt zusammenhält . Um diesen hüpfenden Punkt legen sich die übrigen geistigen Kräfte als Glieder und Nahrung an . Konnte der Dichter dieses geistige Lebenszentrum nicht lebendig machen sogleich auf der Schwelle des Eintritts : so helfen der todten Masse alle Thaten und Begebenheiten nicht in die Höhe ; sie wird nie die Quelle einer That , sondern jede That schafft sie selber von neuem .

Ohne den Hauptton (tonica dominante) erhebt sich dann eine Ausweichung nach der andern zum Hauptton. Ist hingegen einmal ein Charakter lebendig da, gleichsam ein primum mobile, das gegen anstrebbende Bewegungen von außen sich in der seinigen festhält: so wird er sogar in ungleichartigen Handlungen (z. B. Achilles in der Trauer über Patroklos, Shakespeares wilder Percy in der Milde) die Kraft seiner Spiralfeder gerade im Gegendruck am stärksten offenbaren. Dem wie-landischen Diogenes von Sinope, und, (ob-wol weniger,) dem ähnlichen Demokrit in den Abderiten, mangelt gerade der beseelende Punkt, welcher die Reckheit des Zynismus mit der untergeordneten Herzens-Liebe organisch gewaltsam verbände; dieser regierende Lebenspunkt fehlt auch den Kindern der Natur im goldenen Spiegel, ferner dem Franz Moor und dem Marquis Posa, aber nicht der Fürstin von Eboli. Nur durch die All-

macht des poetischen Lebens können streitende Elemente, z. B. in Woldemar Kraft und Schwäche — verschmolzen werden; so im ähnlichen Tasso von Goethe u. s. w. —

Oft hält die körperliche Gestalt die innere unter dem Elementenstreite kräftig vor und fest; so ruht z. B. in Wielands Geron der adelige, der kostliche Charakter so hoch und so fest auf dessen Leibesgröße wie auf einem Fußgestelle und Thron. Daher hilft im Homer die Wiederkehr seiner leiblichen Beiwörter die Festigkeit seiner Erscheinungen verstärken. Sogar der Widerspruch der Gestalt mit dem Charakter gibt diesem Lichter, z. B. dem Helden Alexander die kleine Statur; der jugendlich und froh scherzenden Valerie die bleiche Farbe; dem Teufel in Klingers D. Faust das schöne Jünglings-Antlitz mit einer steil-rechten Stirn-Runzel, nach der geborgten Nehnlichkeit eines gemalten Teufels von Füßli. — Auch der Abstich des Standes mit dem

Charakter kann diesen durch Lichter steigern; ein blöder Charakter, aber auf einem Throne — ein milder, aber auf einem Kriegs- und Siegs-Wagen — ein fecker, aber auf einem Krankenbette, alle heben sich durch die Gesgensfarben der äusseren Verhältnisse lebensfarbiger dem Auge zu. — Sogar der Zwiespalt des inneren Verhältnisses, nämlich der Zwiespalt zwischen den herrschenden und den dienenden Gliedern des Charakters gibt durch diese jenen mehr Licht, z. B. bei Cäsar die Milde dem Heldencharakter, oder bei Henri IV. der Leichtsinn; bei Onkel Toby der Menschenliebe das Ehrgefühl. — Freilich glücken Mischungen kämpfender Farben nur dem Maler, nicht dem Farbenreiber. Zwar geradezu widerstreitende Farben und Züge mag der Reiber einem Charakter wol anstreichen — als unmischbar sind sie für Anschauung und Erinnerung gar nicht am Charakter hangen geblieben — aber jene leis-wandelbaren, hin

und her schillernden, halb auslöschenden, halb auftragenden Farben unserer meisten romantischen Schreiber und Reiber geben statt der ganzen umrißnen Gestalt nur einen bunten Flecks.

Ist dieses Herz und Gemüth eines Charakters geschaffen, ist gleichsam dieser Polarstern an den Himmel gesetzt: dann gewinnt die Wahrheit und das Feuer des Wesens gerade durch dessen Wechsel von P o l h ö h e und P o l t i e f e. Ich meine dieß: jede lebendige Willens-Kraft wird, wenn sie eine edle ist, bald eine göttliche, bald eine menschliche Natur annehmen; und wenn eine unedle — so bald eine menschliche, bald eine teuflische. Der Charakter sei z. B. Stärke oder Ehre, so muß er bald in der Sonnennähe höchster moralischer Standhaftigkeit gehen, welche sich und eignes Glück aufopfert, bald in die Sonnenferne grausamer Selbstsucht gerathen, welche den Göttern das Fremde schlachtet. Der Charakter sey

Liebe, so kann er zwischen göttlicher Aufopferung und menschlicher Erschlaffung ab- und zuschwanken. Darum wird ein sittlicher durch die Schwierigkeit einer solchen Schwankung so schwer. Nur in so fern, als eben die Dichtkunst diese südlichen und nördlichen Abweichungen aller Charaktere, wie der Gestirne, in einer schönen leichten Nothwendigkeit und Umwechselung schnell und unparteiisch auf- und untergehen lässt, bildet sie uns zur Berechnung, zum Maße-Nehmen und zum Maße-Halten und zum Blicke durch die Welt. Wie keine kostlichste Organisation durch sich das Körperreich, so kann kein Mensch durch sich die Menschheit erschöpfen und vertreten; jeder ist ihr Theil und ihr Spiegel zugleich, keiner das Urbild des Spiegels; folglich — wie im rechten Kunst-Dialog nicht Ein Sprecher, sondern alle zusammen genommen die Wahrheit haben und geben — so gibt in der Dichtkunst nicht Ein Charakter das Höchste und

Ganze, sondern jeder und selber der schlimmste hilft geben. Nur der gemeine Schreiber theilt einem verworfnen Charakter alle irrigen Ansichten zu, anstatt der wenigen wahren, die dieser vielleicht allein am stärksten haben und malen kann.

§. 61.

Ausdruck des Charakters durch Handlung und Rede.

Der Charakter spricht sich durch Handlungen und durch Rede aus; aber durch individuelle. Nicht was er thut, sondern wie ers thut, zeigt ihn; das Wegschenken, das in der Wirklichkeit so sehr den bloßen Zuschauer ergreift, lässt diesen vor der Bühne oder dem Buche ganz kalt und matt; im Leben erklärt die That das Herz, im Dichten das Herz die That *). Es ist leicht, einem moralischen

*) z. B. Sterne schildert seine Menschenliebe — und so die Toby's, Trim's, Shandy's — nicht durch Ausgießung von Geschenken vor, welche ihm

Heros Aufopferungen und festen Stand und andere Thaten durch eine einzige Schreibfeder einzuimpfen; aber diese willkürlichen Allgemeinheiten und Anhängsel fallen ohne Früchte von ihm ab. Eine innere Nothwendigkeit gerade dieser bestimmten Handlung muß sich vor oder mit ihr entdecken; und diese muß weniger den Charakter als dieser sie bezeichnen und bestimmen. Nicht das leichte leere Hingehen oder vielmehr Hinschicken in einen Tod, sondern irgend eine Miene, eine Bewegung, ein Laut unter Wegs, der plötzlich die Wolke von einer Sonnen- & Seele weghebt, entscheidet. Daher kann keine einzige Handlung auf dieselbe Weise zweien Charakteren zukommen, oder sie bedeutet nichts.

Rede gilt daher völlig der Handlung gleich, nichts kostet als einen Tropfen Dinte, sondern durch Ergießung von Empfindungen, welche auch die kleinste Gabe verdoppeln und — was mehr ist — veredeln.

ja oft mehr; freilich nicht eine, wodurch der Charakter sich selber zum Malen oder zur Weichte setzt oder eine interpretatio authentica von sich oder Noten ohne eignen Text ab liefert; sondern jene reinen oder Wurzelworte des Charakters, jene Polar-Enden, welche auf einmal ein Abstoßen durch ein Anziehen offenbaren; es sind jene Worte, welche als Endreime eine ganze innere Vergangenheit beschließen oder als Uffsonanzen eine ganze innere Zukunft ansagen, wie z. B. das bekannteste moi der Medea. Welche Handlung könnte dieses Wort aufwiegen? — So antwortet eben so groß in Goethens Tasso die Fürstin auf die Frage der Freundin, was ihr nach einem so oft getrübten, so selten erleuchteten Leben übrig bleibe: die Geduld. Da den Reden leichter und mehr Bedeutung und Bestimmung zu geben ist als den Handlungen: so ist der Mund als Pforte des Geisterreichs wichtiger als der ganze handelnde Leib, welcher

doch am Ende unter allen Gliedern auch die Lippe regen muß. So gibt uns z. B. das Tagen und Neutzen und Stürzen der natürlichen Tochter von Goethe nur eine kalte Vor- aussetzung, keine innere Anschauung ihres Muthes; hingegen in de la Motte Fouque's Nordtrauerspielen stehen oft Knaben ohne Thaten durch bloße Schlagworte als junge Löwen da, und zeigen die kleine Tatze. Klopstocks Helden im Hermann Kokettiren zu sehr mit ihrer Uner schrockenheit, und machen zu viele Worte davon, daß sie nicht viel Worte machten, sondern statt der Zunge lieber den Löwenschweif bewegten. — Warum stehen in der Regenten-Geschichte und in der Gelehrten-Mekrologie die Charaktere so nebel- und wasserfarbig und verlossen da? Und warum gehen blos in der alten Geschichte alle Häupter der Schulen und der Staaten mit allen blühenden Farben des Lebens auf und ab? — Blos darum, weil die neuere Geschichte

keine Einfälle der Helden aufschreibt, wie Plutarch in seinem göttlichen Pademecum. Die That ist ja vieldeutig und äußerlich, aber das Wort bestimmt jene und sich und blos die Seele. Daher wird am Hofe die stumme That verziehen, nie das schreiende Wort. Die Rechtschaffenen überall machen sich mehr Feinde durch Sprechen als die Schlimmen durch Handeln.

Feder Charakter als personifizierter Wille hat nur sein eignes Idiotikon, die Sprache des Willens, der Leidenschaften u. s. w. von nothen; hingegen der Witz, die Phantasie, ic. womit er spricht, gehören als Zufälligkeiten der Fabel und der Form mehr in die Sprachlehre des Dichters als des Charakters. Daher spricht sich derselbe Charakter gleich gut in der Einfalt Sophokles, in den Bildern Shakespeares, in den philosophischen Gegenständen Schillers aus, ist alles übrige sonst gleich. Der Splitter-Kunstrichter setzt frei-

lich die Frage entgegen, ob man ihn denn je so bilderreich und witzig in seiner wildesten Leidenschaft habe sprechen hören; aber man antworte ihm, daß Beispiele nichts beweisen. —

Wenn nach dem Vorigen Handlungen nicht einmal den Charakter blos begleiten sollen, sondern ihn voraussetzen und enthalten müssen, wie die Gesichtsbildung des Kindes die ähnliche elterliche: so lässt sich begreifen, wie erbärmlich und formlos er umher rinne, wenn er gar seine eignen Handlungen begleiten muß, wenn er neben den Gegebenheiten leuchend her laufen und das Erforderliche dabei theils zu empfinden, theils zu sagen, theils zu beschließen hat.

Aber hier ist eben der Klippen - Fels, wo der Schreiber scheitert und der Dichter lautet. Denn Charakter und Fabel setzen sich in ihrer wechselseitigen Entwicklung dermaßen als Freiheit und Nothwendigkeit — gleich Herz und Pulsader — gleich Henne und Ei —

und so umgekehrt voraus, weil ohne Geschicht-
te sich kein Ich entdecken und ohne Ich keine
Geschichte eröffnen kann, daß die Dichtkunst
diese Entgegen - und Voraussetzung in zwei
verschiedene Formen organisieren mußte, und
dadurch, daß sie bald in der einen den Cha-
rakter, bald in der andern die Fabel vorherr-
schen ließ, oder beide im Romane umwech-
seln, die Rechte und Vorzüge beider darstellte
und ausgleich.

XI. Programm.

Geschichtsfabel des Drama und
des Epos.

§. 62.

Verhältniß der Fabel zum Charakter.

Herder setzt in seiner Xten Adrastea die Fabel über die Charakteristik; da ohne Geschichte kein Charakter etwas vermöge, jeder Zufall alles zertrennen könne und so weiter *). Allein wie in der Wirklichkeit eben der Geist, ob-

*) Er sagt: „Die also in der Epopee, wie im Trauerspiel den Charakter obenan sezen, und aus ihm, wie in der Poesie überhaupt, Alles herleiten wollen, knüpfen Fäden, die an Nichts hangen, und die zuletzt ein Windstoß fort-

wol in der Erscheinung später, doch früher war im Wirken als die Materie, so in der Dichtkunst. Ohne innere Nothwendigkeit ist die Poesie ein Fieber, ja ein Fiebertraum.

nimmt. Lasset beiden untrennbar ihren Werth, der Fabel und dem Charakter; oft dienen beide einander und vertauschen ihre Geschäfte, das Göttliche dem Menschlichen, die Fabel dem Charakter; zulezt aber erscheinet's doch, daß es nur Herabfüssung, Mittheilung der Eigenschaften war, und ohne geordneten Zusammenhang der Fabel kein Charakter etwas vermochte. Als die Welt begann, waren vor Construction Himmels und der Erde charakteristische Geschöpfe möglich? In welcher Arche hafteten sie? ja waren auch in einem Limbus, ehe die Welt gedacht war, zu der sie gehören sollten, ihre Gestalten und Wesen nur denkbar? Wer also in Kunst und Dichtkunst das Charakteristische zu ihrer Haupteigenschaft macht, aus der er Alles herleitet, darf gewiß seyn, daß er Alles aus Nichts herleite."

Nichts ist aber nothwendig als das Freie; durch Geister kommt Bestimmung ins Unbestimmte des Mechanischen. Die totte Materie des Zufalls ist der ganzen Willkür des Dichters unter die bildende Hand gegeben. Wer z. B. im entscheidenden Zweikampf ersiegen — welches Geschlecht auf dem aussterbenden Throne geboren werden soll: — das zu bestimmen, bleibt in des Dichters Gewalt. Nur aber Geister darf er nicht ändern, so wie Gott uns die Freiheit blos geben, nicht stimmen kann. Und warum oder wodurch hat der Dichter die Herrschaft über die knechtische Zufalls-Welt? Nur durch ein Ich, also durch dessen Charakter erhält eine Begebenheit Gehalt; auf einer ausgestorbenen Welt ohne Geister gibts kein Schicksal und keine Geschichte. Nur am Menschen entfaltet sich Freiheit und Welt mit ihrem Doppelreiz. Dieses Ich leistet den Begebenheiten so viel mehr als sie ihm, daß es die kleinsten heben kann, wie die

Stadt- und die Gelehrten - Geschichten beweisen. In der besten Reisebeschreibung folgen wir den unbedeutendsten Personalien neugierig nach; und der Verfasser dieses sah unter der Lesung der Charaktere von la Bruyere häufig in den Schlüssel hinten, um die Namen von getroffenen Personen kennen zu lernen, die ihn und Europa nicht im geringsten interessieren oder ihm bekannt sind.

Was gibt ferner dem Dichter — im Schwerpunkt aller Richtungen der Zufälle — den Stoß nach Einer? Da alles geschehen, jede Ursache die Welt - Mutter von 6 Jahrtausenden oder von einer Minute werden und jede Berg - Quelle als ein Strom nach allen Weltgegenden hinab oder in sich zurückfallen kann; da jeden Zufall ein neuer, jedes Schicksal ein zweites zurücknehmen kann: so muß doch, wenn nicht ewig fieberhafte kindische Willkür und Unbestimmung hin und her wehen soll, durchaus irgend ein Geist ins Chaos greifen

und es ordnend bändigen; nur daß hier die Frage und Wahl der Geister bleibt.

Diese führt eben zum Unterschiede des Epos und des Drama.

§. 63.

Verhältniß des Drama und des Epos.

Wenn nach Herder der bloße Charakter sich auf nichts stützt: auf was ist denn die bloße Fabel gebauet? Ist denn das dunkle Verhängniß, aus welchem diese springt, — so wie jener auch — etwas anders als wieder ein Charakter, als der ungeheure Gott hinter den Göttern, der aus seiner langen stummen Wolke den Blitz wirft und dann wieder finster ist und wieder ausblitzt? — Ist das Verhängniß nicht im Epos der Weltgeist, im Drama die Nemesis? — Denn der Unterschied zwischen beiden Dichtarten ist hell. Im Drama herrschet ein Mensch und zieht den Blitz aus der Wolke auf sich; im Epos herrschet die

Welt und das Menschengeschlecht. Jenes treibt Pfahl-Wurzeln, dieses weite wagrechte. Das Epos breitet das ungeheuere Ganze vor uns aus und macht uns zu Göttern, die eine Welt anschauen; das Drama schneidet den Lebenslauf Eines Menschen aus dem Universum der Zeiten und Räume und lässt uns als dürfstige Augenblickwesen in dem Sonnenstrahle zwischen zwei Ewigkeiten spielen; es erinnert uns an uns, so wie das Epos uns durch seine Welt bedeckt. Das Drama ist das stürmende Feuer, womit ein Schiff aufsfliegt, oder das Gewitter, das einen heißen Tag entlädt; das Epos ist ein Feuerwerk, worin Städte, aufsfliegende Schiffe, Gewitter, Gärten, Kriege und die Namenzüge der Helden spielen; und ins Epos könnte ein Drama, zur Poesie der Poesie als Theil eingehen. Daher muß das auf Einen Menschen zusammen gedrängte Drama die strengere Bindung in Zeit, Ort und Fabel unterhalten, wie es ja

uns allen die Wirklichkeit macht. Für den tragischen Helden geht die Sonne auf und unter; für den epischen ist zu gleicher Zeit hier Abend, dort Morgen; das Epos darf über Welten und Geschlechter schweifen, und (nach Schlegel) kann es überall aufhören, folglich überall fortfahren; denn wo könnte die Welt, d. h. die Allgeschichte aufhören? Daher Cervantes epischer Roman nach dem ersten Beschlusse noch zwei Fortsetzungen erhielt, eine von fremder, eine von eigner Hand.

Die alte Geschichte ist mehr episch, wie die neuere mehr dramatisch. Tener, besonders einem Thucydides und Livius, wurde daher schon von Franzosen *) der Mangel an Monat- und Tagbestimmungen wie an Zitazionen vorgeworfen; aber diese dichterische Weile der Zeit, wiewol eben so gut die Tochter der Noth als des Gefühls, sammelt gleichsam

*) S. B. in Mélanges d'histoire etc. par M. de Vigneul-Marville II. p. 321.

über der Geschichte und ihren Häuptern poetische Strahlen entlegner Räume und Jahre.

Wie kommt nun das Schicksal ins Trauerspiel? — Ich frage dagegen, wie kommt das Verhängniß ins Epos und der Zufall ins Lustspiel.

Das Trauerspiel beherrscht Ein Charakter und sein Leben. Wäre dieser rein gut oder rein schlecht: so wäre entweder die historische Wirkung, die Fabel, rein durch diese bestimmte Ursache gegeben und jeder Knoten der Entwicklung aufgehoben, der letzte Akt im ersten gespielt, oder, wenn die Fabel das Wider-spiel des Charakters spielen sollte, uns der empörende Anblick eines Gottes in der Hölle und eines Teufels im Himmel gegeben. Folglich darf der Held — und sei er mit Neben-Engeln umrungen — kein Erz-Engel, sondern muß ein fallender Mensch seyn, dessen verbotener Apfelbiß ihm vielleicht eine Welt kostet. Das tragische Schicksal ist also eine

Nemesis, keine Bellona; aber da auch hier der Knoten zu bestimmt und nicht episch sich schürzte, so ist es das mit der Schuld verknüpfte Verhängniß; es ist das umherlaufende lange Gebirgs- Echo eines menschlichen Mistons.

Aber im Epos wohnt das Verhängniß. Hier darf ein vollkommenster Charakter, ja sein Gott erscheinen und streben und kämpfen. Da er nur dem Ganzen dient und da kein Lebens-, sondern ein Welt-Lauf erscheint: so verliert sich sein Schicksal ins allgemeine. Der Held ist nur ein Strom, der durch ein Meer zieht, und hier theilt die Nemesis ihre Strafen weniger an Individuen als an Geschlechter und Welten aus. Unglück und Schuld begegnen sich nur auf Kreuzwegen. Daher können die Maschinen-Götter und Götter-Maschinen in das Epos mit ihrer Regierung der Willkür eintreten, indeß ein helfender oder feindlicher Gott das Drama aufriebe;

so wie ein Gott die Welt anfing, aber keinen Einzelnen. Eben darum wird dem epischen Helden nicht einmal ein scharfer Charakter zugemuthet. Im Epos trägt die Welt den Helden, im Drama trägt ein Atlas die Welt — ob er gleich dann unter oder in sie begraben wird. Dem Epos ist das Wunder unentbehrlich; denn das Weltall herrscht, das selber eines ist, und worin alles, mithin auch die Wunder sind; auf seiner Doppelbühne von Himmel und Erde kann alles vorgehen, und daher kein einzelner Held der Erde sie beherrschen, ja nicht einmal ein Held des Himmels allein, oder ein Gott, sondern Menschen und Götter zugleich. Daher ist im Epos die Episode kaum eine, so wie es in der Weltgeschichte keine gibt, und in der Messiaade ist der ganze erste Gesang (nach Engel) eine Episode und eine beschreibende dazu, daher kann das Epos keinen neuern Helden, sondern blos einen gealterten gebrauchen, der schon in den

fernen Horizont - Nebeln der tiefen Vergangenheit wohnt, welche die Erde mit dem Himmel verfloßten. Um so weniger wundere man sich bei so schwierigen Bedingungen des Stoffes, daß die meisten Länder nur Einen epischen Dichter aufweisen und manche gar feißen, wie nicht nur Frankreich, sondern sogar Spanien, welches letztere sonst in seinen späteren Romanen epischen Geist genug beweiset, so wie jenes in seinen früheren.

Im Lustspiel — als dem umgekehrten oder verkleinerten Epos und also Verhängniß — spielt wieder der Zufall ohne Hinsicht auf Schuld und Unschuld. Der Musen - Gott des epischen Lebens besucht, in einen kleinen Scherz verkleidet, eine kleine Hütte; und mit den unbedeutenden leichten Charaktern der Komödie, welche die Fabel nicht bezwingen, spielen die Windstöße des Zufalls,

§. 64.

Werth der Geschichtfabel.

Wer die Schöpfung der Geschichtfabel für leicht ausgibt, thut es blos, um sich dieser Schöpfung = Mühe und Wagschafft unter mehr Vorwand durch das Entlehnern aus der Geschichte zu überheben. Die epische Fabel war ohnehin von jeher die Blüte der Geschichte (z. B. bei Homer, Camoens, Milton, Klopstock) und das Große, was sie brauchte und horgte, konnt' ihr kein Erdichter verleihen; die Epische Muse muß eine breite historische Welt haben, um auf ihr stehend eine dichterische zu bewegen.

Die Trauerspiele finden wir beinahe alle aus der Geschichte entnommen; und blos viele schlechte, selber von Meistern, sind rein erdichtet. Welche Erfindung = Foltern steht nicht schon der gemeine Romanenschreiber aus, der doch auf der breiten Fläche der epischen Fabel umher rinnt und so viel zu seiner Ge-

schichte aus der wirklichen stiehlt, als er nur weiß, obwohl ein anderer nicht? — Dass er eben über die ganze Unendlichkeit möglicher Welten von Ständen, Zeiten, Völkern, Ländern, Zufällen kombinierend zu gebieten und nichts Festes hat als seinen Zweck und seine ihm angeborenen Charaktere, diese Fülle drückt den Mann. Wenn er, der jetzt die ersten Zweige sucht, woran sein Gewebe zum Abspinnen gehängt werden muss, bedenkt, welche Waldungen dazu vor ihm liegen — und wie man nach Stahls Kombinationlehre die Permutazionzahl findet, wenn man die n Elemente in einander multipliziert, wie daher drei Spieler im L'homme 273.438880 verschiedene Spiele bekommen können — und wie es dieser Zitazion gar nicht bedarf, da ja aus so wenigen Buchstaben alle Sprachen entstanden sind — und wie Jacobi den absoluten Ubiquitisten im Ueberfluss und Meere des unendlichen Raums gerade keinen ersten Stand-

punkt zuläßet und aussindet; — und wenn der Mann weiter erwägt, daß er, um nur ein wenig anzufangen und zu versuchen, mit dem Blicke gegen alle Kompaßpunkte der Möglichkeit versuchend ausfliegen und mit einigen Urtheilen zurückkommen muß: so ist wol kein Wunder, daß er lieber das Beste stiehlt, als das Schwerste selber macht; denn hat er endlich alle Endpunkte, alle Charaktere und alle Lagen entschieden und alle Richtungen gerichtet und gezählt: so muß er in der ersten Szene unbekannte Menschen und Bestrebungen erst verkörpern und beseelen.

Ein Dichter, der sich diese Schöpfung aus Nichts durch ein fertiges historisches Welt-Theilchen erspart, hat blos das Entwicklungssystem (Epigenesis) zu folgen. Dieses muß aber auch ein Dichter durchmachen, der eine Fabel rein erschafft; denn gleich dieser Erdkugel ist die Gestalt, worin seine Schöpfung blühend erscheint, nur die letzte Revoluzion

derselben, welche ihre Vorgängerinnen noch genug durch unterirdische Reste bezeichnet. Es ist unendlich leichter, gegebene Charaktere und Thatsachen zu mischen, zu ordnen, zu runden; als alles dieses auch zu thun, aber sich beide erst zu geben. Vollends ein Kunstwerk, d. h. eine Gruppierung zum zweitenmale zu gruppieren, — z. B. der dritte Verfasser des Ion zu seyn (denn die Geschichte war der erste) — das ist durchaus etwas anderes und leichteres, als mit der Gewalt der Wirklichkeit eine neue Geschichte aufzudringen.

Denn es kommt noch dazu, daß sich der borgende Dichter zwei Dinge schenken lässt, Charaktere und Wahrscheinlichkeit. Ein bekannt-historischer Charakter, z. B. Sokrates, Cäsar, tritt, wenn ihn der Dichter ruft, wie ein Fürst ein und setzt sein Rognito voraus; ein Name ist hier eine Menge Situationen. Hier erschafft schon ein Mensch Begeisterung oder Erwartung, welche im Erdich-

tungsfalle erst ihn selber ausschaffen müßten. Denn kein Dichter darf Charakter, Gepräge und Kopf einschmelzen und einen zweiten auf dem Gold ausprägen. Unser Ich empört sich gegen Willkür an einem fremden verübt; einen Geist kann nur er selber ändern. Wenn Schiller doch einige alte Geister umbog: so hatt' er entweder die Entschuldigung und Hoffnung fremder historischer Unbekanntschaft oder — Unrecht. Wozu denn geschichtliche Namen, wenn die Charaktere so umgegossen werden dürften als die Geschichte und folglich nichts Historisches übrig bliebe als willkürliche Aehnlichkeit? Ich sagte noch, Wahrscheinlichkeit borge sich der Dichter von der — Wahrheit. Die Wirklichkeit ist der Despot und unfehlbare Pabst des Glaubens. Wissen wir einmal, dieses Wunder ist geschehen: so wird diese Erinnerung dem Dichter, der die historische Unwahrscheinlichkeit zur poetischen Wahrscheinlichkeit erheben muß, die halbe

Mühe des Motivierens ersparen — ja er selber wird im dunkeln Vertrauen auf Wahrheit uns mehr zumuthen und kecker in uns greifen. Erwartung ist poetischer und kräftiger als Ueberraschung; aber jene wohnt in der geschichtlichen, diese in der erdichteten Fabel. — Und warum erwählet denn überhaupt der Dichter eine Geschichte, die ihn, in so fern er sie erwählt, doch stets auf eine oder die andere Weise beschränkt und ihn noch dazu der Vergleichung bloß stellt? Kann er einen angeben, der nicht die Kräfte der Wirklichkeit anerkenne? — Sobald es einmal einen Unterschied zwischen Erträumen und Erleben zum Vortheil des letztern gibt: so muß er auch dem Dichter zu Gute kommen, der beide verknüpft. Daher haben denn auch alle Dichter, vom Homer bis zum lustigen Boecaz, die Gestalten der Geschichte in ihre dunkeln Kammern, in ihre Vergrößerungs- und Verkleinerungs-Spiegel aufgefangen; — so-

gar der Schöpfer Shakespeare hat es gethan. Doch dieser große, zum Weltspiegel gegossene Geist, dessen lebendige Gestalten uns früher überwältigen, als wir die historischen Urstoffe und Ahnen später im Eschenburg und andern Novellisten kennen lernen, kann nicht verglichen werden; wie der zylindrische Hohlspiegel stelle er seine regen, farbigen Gestalten außer sich in die Luft unter fremdes Leben und hält sie fest, indem uns das historische Urbild verschwindet; hingegen die planen und platten Spiegel zeigen nur in sich ein Bild und zu gleicher Zeit sieht man außer ihnen die Sache, Novelle, Geschichte sichtbar stehen.

§. 65.

Fernere Vergleichung des Drama und des Epos.

Das Epos schreitet durch äußere Handlung fort, das Drama durch innere, zu welchen jenes Thaten, dieses Reden hat. Daher die epische Rede eine Empfindung blos zu

schildern *) braucht, die dramatische aber sie enthalten muß. Wenn also der Helden-dichter die ganze Sichtbarkeit — Himmel und Erde — und Kriege und Völker — auf seiner Lippe trägt und bringt: so darf der Schauspiel-dichter mit dieser Sichtbarkeit die Unsichtbarkeit, das Reich der Empfindungen, nur leicht umkränzen. Wie kurz und unbedeutend wird eine Schlacht, ein großer Prachtzug vor der Einbildung des dramatischen Lesers durch eine Zeitung-Note vorübergeführt und wie kräftig hingegen schlagen die Worte der Geister! Beides kehrt sich im Epos um; in diesem schafft und hebt die Sichtbarkeit das innere Wort, das Wort des Dichters das des Helden, wie umgekehrt im Drama die Rede

*) Daher durfte Schillers Jungfrau von Orleans nicht die ruhigen langen Beschreibung-Weden der homerischen Helden halten oder hören; so wenig als umgekehrt Odysseus Weden im Phänotet passen würden in die Odyssee.

die Gestalt. Weit objektiver als das Epos ist — die Person des Dichters ganz hinter die Leinwand seines Gemäldes drängend — daher das Drama, das sich ohne sein Zwischenwort in einer epischen Folge lyrischer Momente ausreden muß. Wäre das Drama so lang als ein epischer Gesang, so würd' es weit mehre Kräfte zu seinen Siegen und Kränzen brauchen als dieser. Daher wurde das Drama bei allen Völkern ohne Ausnahme erst in den Jahren ihrer Bildung geboren, indem das Epos zugleich mit der Sprache entsprang, weil diese anfangs (nach Plattner) nur das Vergangene ausdrückte, worin ja das epische Königreich liegt.

Sonderbar, aber organisch, ist die Mischung und Durchdringung des Objektiven und Lyrischen im Drama. Denn nicht einmal ein Mitspieler kann mit Wirkung den tragischen Helden schildern; der Dichter erscheint sonst als Seelen-Souffleur; alles Lob, welches dem

Wallenstein ein ganzes Lager und darauf eine ganze Familie zuerkennt, verfliegt entkräftet und mehr den Redner als den Gegenstand hebend und als etwas Neuerliches, weil wir alles aus dem Innern wollen steigen sehen; indeß in dem Epos, dem Gebiete des Neuerlichen, die Lobsprüche der Neben-Männer gleichsam als eine zweite, aber hörbare Malerei dem Helden glänzen helfen. Das Daseyn des Lyrischen zeigen — außer den Charakteren, deren jeder ein objektiver Selbst-Lyriker ist — besonders die alten Chöre, diese Urbäter des Drama, welche in Aeschylus und Sophokles lyrisch glühen; Schillers und Anderer Sentenzen können als kleine Selbst-Chöre gelten, welche nur höhere Sprichwörter des Volks sind; daher Schiller die Chöre, diese Musik der Tragödie, wieder aufführt, um in sie seine lyrischen Ströme abzuleiten. Den Chor selber muß jede Seele, welche der Dichtkunst eine höhere Form als die breiterne der Wirklichkeit vergönnt, mit

Freuden auf dem Drückpapier aufzubauen; ob auf der rohen Bühne vor rohen Ohren und ohne Musik, das braucht, wenn nicht Untersuchung, doch Zeit.

Man vergebe mir ein Nebenwort. Noch immer impft man den Schauspiel-dichter zu sehr auf den Schauspiel-Spieler, anstatt beide zu ablaktieren als Doppelstämme Eines Blüten-gipfels. Alles, was der Dichter uns durch die Phantasie nicht reicht, das gehört nicht seiner Kunst, sondern, sobald man es durch das Auge auf der Bühne bekommt, einer fremden an. Der eitle Dichter unterschiebt gern die Künste einander, um aus dem allgemeinen Effekt sich so viel zuzueignen, als er braucht. Gut angebrachte Musik — eine Schaar Krieger — eine Kinder-Schaar — ein Krönung-Zug — irgend ein sichtbares oder hörbares Leiden gehört, wenn es ein Lorbeerblatt abwirft, nicht in den Kranz des Dichters, obwohl in den Kranz des Spielers

oder Bühnen-Schmückers, — so wenig als sich ein Shakespeare die Verdienste der Shakespeare's Gallery, oder ein Schikaneder die der mozartischen Zauberflöte zueignen darf. — Die einzige Wasser-Probe des dramatischen Dichters ist daher die Leseprobe *).

S. 66.

Epische und dramatische Einheit der Zeit und des Orts.

Große Unterschiede durch Wegmesser ergeben sich hier für den Gang beider Dichtungsarten. Das Epos ist lang und lange zugleich, breit und schleichend; das Drama läuft durch eine kurze Laufbahn noch mit Flügeln. Wenn das Epos nur eine Vergangenheit malt und eine äußere Welt, das Dra-

*) Mehr über den zu wenig ermessenen Unterschied zwischen dichterischer und theatralischer Darstellung sehe man im Jubel senior S. III — 117 nach.

ma aber Gegenwart und innere Zustände: so darf nur jene langsam, diese darf nur kurz seyn. Die Vergangenheit ist eine versteinerte Stadt; — die Außen-Welt, die Sonne, die Erde, das Thier- und Lebenreich stehen auf ewigem Boden. Aber die Gegenwart, gleichsam das durchsichtige Eisfeld zwischen zwei Seiten, zerfließt und gefrieret in gleichem Maße und nichts dauert an ihr als ihr ewiges Fliehen — Und die innere Welt, welche die Seiten schafft und vormißt, verdoppelt und beschleunigt sie daher; in ihr ist nur das Werden, wie in der äußern das Sein nur wird; Sterben, Leiden und Fühlen tragen in sich den Pulsschlag der Schnelligkeit und des Ablaufs.

Aber noch mehr! Zur dramatischen lyrischen Wechsel-Schnelle des Innern und des Gehos tritt noch die zweitere äußere der Darstellung. Eine Empfindung — einen Schmerz — eine Entzückung zu versteinern oder ins

Wachs des Schauspielers zum Erkalten abzudrücken: gäb' es etwas widrigeres? Sondern, wie die Worte fliehen und fliegen, so müssen's die Zustände. Im Drama ist Eine herrschende Leidenschaft; diese muß steigen, fallen, fliehen, kommen, nur nicht halten.

Ins Epos können alle hinein spielen und diese schlüpfrigen Schlangen können sich alle zu einer festen Gruppe verstricken. Im Drama kann die Zahl der Menschen nicht zu klein *), wie im Epos nicht zu groß seyn. Denn da sich dort nicht, wie hier, jeder Geist entwickeln kann, weil jeder für die innern Bewegungen zu viel Spielraum und Breite bedürfte: so wird entweder durch allseitige Entwicklung die Zeit verloren, oder durch einseitige die Spiel-Menge. Man hat noch zu wenig aus der Erlaubniß

*) Daher geht durch die Menge bei Shakespeare oft das epische Drama in ein dramatisches Epos über.

der Weilheit epischer Mitspieler auf die Natur des Epos geschlossen.

Das erste rechte Heldengedicht ließ auf einmal zwei Völker spielen; wie das erste rechte Trauerspiel zwei Menschen (die Odyssee, gleichsam der epische Ur-Roman, ersehzt bei der Einschränkung auf Einen Helden, die Menge der Spieler durch die Menge der Ländler). Je mehr nun Mitarbeiter an Einem Ereignis, desto weniger abhängig ist dieses von einem Charakter und desto vielseitigere Wege bleiben dem Einspielen fremder mechanischer Weltkräfte aufgethan. Der Maschinengott selber ist uns auf einmal viele Menschen zugleich geworden.

Mit der nothwendigen Minderzahl der Spieler im Drama ist für die Einheit der dramatischen Zeit gerade so viel bewiesen, als gegen die Einheit des dramatischen Orts geläugnet. Denn ist einmal Gegenwart der zeitliche Charakter dieser Dichtart: so steht es

nicht in der Macht der Phantasie, über eine gegenwärtige Zeit, welche ja eben durch uns allein erschaffen wird, in eine künftige zu flattern und unsere eigenen Schöpfungen zu entzweien. Hingegen über Dörter, Länder, die zu gleicher Zeit existieren, fliegen wir leicht. Da auf einmal mit dem Helden Asia, Amerika, Afrika und Europa existieren: so kann es, weil die Dekorazion doch die Orte verändert, uns einerlei seyn, in welchen von den gleichzeitigen Räumen der Held verfliege. Hingegen andere Seiten sind andere Seelen-Zustände — und hier fühlen wir stets den Schmerz des Sprungs und Falls.

Daher dauert bei Sophokles das wichtigste Zeitspiel oft vier Stunden. Aristoteles fordert Einen Tag oder Eine Nacht als die dramatische Spiel-Gränze. Allerdings fällt er hier in den ab- und wegschneidenden Philosophen. Denn wird nur die innere Zeit — der Wechsel der Zustände — rein durch-

lebt, nicht nachgeholt: so ist jede äußere so sehr unnütz, daß ohne die innere ja sogar der kleine Sprung von einem aristotelischen Morgenstern bis zum Abendstern eine gebrochne Zeit-Einheit geben würde. — Ueberhaupt bedenke sogar der dramatische Dichter in seinem Ringen nach Ort- und Zeit-Einheit, daß Zeit und Ort blos vom Geiste, nicht vom Auge — das im äußern Schauspiele nur die Abschattung des innern erblickt — gemessen werden; und er darf, hat er nur einmal Interesse und Erwartung für eine Ferne von Zeit und Ort, hoch genug entzündet, und diese durch Ursach-Bekettung mit dem Nächsten gewaltsam herangezogen, die weitesten Sprünge über die Gegenwart wagen; — denn gesüngelt springt man leicht.

§. 67.

Langsamkeit des Epos; und Erbsünden desselben.

Aber wie anders steht alles im Epos! Hier werden die Sünden gegen die Zeit vergeben

und die gegen den Ort bestraft. Aber mit Recht beides! In der Vergangenheit verlieren die Zeiten die Länge, aber die Räume behalten sie.

Der Epiker, er fliege von Land in Land, zwischen Himmel und Erde und Hölle auf und ab: er muß wenigstens den Flug und den Weg abmalen (der Dramatiker überträgt's dem außer-dichterischen Bühnenschmucker) und in einem Roman (dem Wand-Nachbar des Epos) ist das schnelle Ort-Datum von einer andern entlegnen Stadt so widrig als in Shakespeare das fremde Zeit-Datum. Dem Epos, das die Vergangenheit und die stehende Sichtbarkeit der Welt aufstellt, ist langsame Breite erlaubt. Wie lange zürnt Achilles, wie lange stirbt Christus! Daher die Erlaubniß der ruhigen Ausmalerei eines Achilles-Schildes, daher die Erlaubniß der Episode. Die geforderte Menge der Mitspieler hält, wie die Menge der Uhrräder, den Gang der Maschine an;

denn jede Nebenfigur will Raum zu ihrer Bewegung haben; eigentlich aber wird die Handlung nicht langsamer nur breiter, nicht verlängert, sondern vervielfacht. In so ferne Romane episch sind, haben sie das Gesetz der Langsamkeit vor und für sich. Der sogenannte rasche Gang, den der unverständige Kunstrichter als ein verkappter Erholung-Leser fordert, gebührt der Bühne, nicht dem Helden-gedicht. Wir gleiten über die Begebenheiten-Tabelle der Weltgeschichte unangezogen herab, indess uns die Heirath einer Pfarrtochter in Vossens Luise umstrickt und behält und erhitzt. Das lange Umherleiten der Röhre des Osens erwärmt, nicht das heftige Feuer. So rauschen im Candide die Wunder oder wir vor ihnen ohne Theilnahme vorüber, wenn in der Klarisse die langsam heraufdrückende Sonne uns unendlich warm macht. Wie in jener Fabel, siegt die Sonne über den Sturm und ndthigt den Mantel ab. Doriks ganze Reise

in Frankreich besteht in drei Tagen; das ganze fünfte Buch des Don Quirotte füllt Ein Abend in Einer Schenke. — Aber die Menschen, besonders lesende, dringen sehr auf Widersprüche. Die interessanteste Geschichte ist stets die weitläufigste; diese ist aber auch die langsamste; und gerade darum begeht sie der Leser desto beschleunigter; wie das Leben soll das Buch zugleich kurz und lang seyn. Ja, jede schnelle Befriedigung reizt seinen Durst nach einer noch schnellern. Sollt' es nicht auch eine ästhetische Tugend der Mäßigkeit geben? Und geziemet geistiger Heißhunger und Heißdurft einem wolgeordneten Geiste?

Oft ist der langsame Gang nur ein Schein der Exposition. Wenn in der Exposition des ersten Kapitels im Roman — so wie es immer im Epos geschieht — den Lesern gleichsam die ganze ferne Stadt schon entwölft und aufgestellt wird, auf welche ein Weg von vier starken Bänden (sie sehen immer die Stadt-

thürme) sicher und gerade hinführt — wie ein uns sehr wohl bekannter Autor im Titan und sonst that und thut: — so klagt man allgemein unterwegs, weil man hoffen dürfen — sagt man — schon im zweiten Kapitel anzulangen und mithin das Buch zuzumachen. Glücklicher und kurzweiliger sind die Schreiber, welche in ihren Werken spazieren gehen und nicht eher als die Leser selber erfahren, wo sie eintreffen und bleiben!

Nur dann schleicht die Handlung, wenn sie sich wiederholt; und sie stockt nur dann, wenn eine fremde statt ihrer geht; nicht dann aber, wenn die große in der Ferne, in immer Kleinere in der Nähe, gleichsam der Tag in Stunden, auseinander rückt; oder wenn sie mit einem Widerstande ringt und auf Einer Stelle bleibt; denn wie in der Moral, ist der Wille hier mehr als der Erfolg. Aber gleichwohl verdient Herders lange bitterliche, fast komische Klage über seine und fremde Nei-

Neigung, bei einem Epos einzuschlafen, hier Erwägung ja einige Rechtfertigung. Herders bekannten Gründen lässt sich noch dieser beifügen. Es geht nämlich dem epischen Gedichte viele Theilnahme nicht sowol durch dessen angeborene Wunderwirthschaft verloren — denn Wunder auf Erden sind Natur im Himmel — als durch dessen Kälte, ja Härte gegen die beiden Leibnitzischen Sätze des Grundes und des Widerspruchs oder gegen den Verstand, dessen Freundschaft man so sehr zum Motivieren zu suchen hat. — Nur Homer, die erste Ausnahme unter allen Dichtern, bleibt wol auch hier die letzte; er mag wagen wie er will, so wagt er kaum. Die Ilias gibt allerdings im Doppelkriege der Götter und Menschen für und gegen einander, eigentlich die Menschen den Göttern Preis, und die Götter wieder dem Göttervater als dem Allmächtigen; und überall könnte Jupiter als Maschinen-, Menschen- und Götter-Gott den Krieg in der ersten Zeile der Anrufung

entschieden haben; aber die Götter sind bei Homer nur höhere Menschen, welche wieder nur mit menschlichen Mitteln (Träume, Zureden) die niedern bewegen; — der Olymp ist nur die Fürstenbank, und die Oberwelt ist die Bürgerbank, und die handelnden Wesen sind, wie auf der Erde, nur durch Grad unterschieden; — ferner: die Leidenschaften spalten den Himmel, so wie die Erde in zwei Theile, und diese vier Durchkreuzungen verstecken jede Maschinengötterei hinter Handlungen; — ferner: wie die Bürgerbank länger und wirkender als die Fürstenbank ist, so ist in der Ilias das Menschenvolk das immer fortsehrende Heer und die Götter sind nur Hülstruppen — und man fürchtet und hofft (so schön sind die Wunder gemildert) mehr die Macht der Menschen, als die Allmacht der Götter; — ferner: waren ja den Sagen der Griechen die Götter nur frühere Bewohner und Mitspieler auf dem Erden-

schauplatz, und mithin war deren späteres Eingreifen in eine Heldengeschichte so wenig ein Maschinenwunder als das Eingreifen eines eben gebornen Thatengenies in die jetzt laufende oder zurücklaufende Weltgeschichte; und endlich wurde durch den Held Achilleus, der zugleich Halbgott und Halbmensch war, das Götter- und Menschengedicht schön-mitspielend eben so zu einer Mensch-Gottheit gehälfstet und es wurde darnach dessen festgegründetem Erdboden der bewegende Himmel zugemessen. Gleichwohl ließen sich doch die ästhetischen Bedenklichkeiten machen, daß Homer sich im Himmel eine willkürliche Hülfe bereit halte für die Erde, eine Pallas, welche den Diomedes mit Siegen über Menschen und Mars beschenkt, einen Apollon, der Gräben füllt und Mauern stürzt, und sogar einen Jupiter, der den Mitkampf der Götter eigenmächtig bald aufhebt, bald freigibt. Aber auf der andern Seite wird Jupiter selber wie-

der von dem ohne allen Leibnitzischen Satz des Grundes entscheidenden und entschiednen Schicksal regiert, welches die Erd- und Himmel-Are ist, um die sich Menschen und Götter drehen. Und sind nicht jeder, sogar kleinsten Erzählung unvermittelte vermittelnde Gewalten unentbehrlich? — Der für Homer entscheidende Preis ist wol, daß uns mitten in unserem Unglauben an seine Götter als die früheren Uebermenschen, doch deren Machtvollkommenheiten nicht stören.

Ganz anders geht es uns mit dem Land- und Insel- und Seefahrer, dem schönen süßen Halbhelden der Aeneide, die so gut, wie von einem Paris, die Parissiade heißen könnte. Mit der Mattigkeit desselben, wächst zugleich die Nothwendigkeit und Zahl und Unleidlichkeit der Hülfsgötter. Virgil hätte also Recht gehabt, daß er dieses Heldengedicht zum Feuer-Lode des Herkules verdamme, wenn dadurch am Gedichte, wie am Herkules,

nur der sterbliche Theil eingeaßhert worden, nämlich Aeneas, der unsterbliche aber, (die Episoden und Beschreibungen) zum Vergöttern geblieben wäre.

Aber noch mehr verlorner Verstand regiert in Miltons verlornem Paradies. Der Krieg der geschlagenen Teufel gegen den Allmächtigen, ist, sobald dieser nicht selber seine Feinde unterstützt und krönt, ein Krieg der Schatten gegen die Sonne, des Nichts gegen das All; so, daß dagegen bloße Ungereimtheiten fast verschwinden, solche wie z. B. eine gefährliche Kanonade zwischen Unsterblichen — die einfältigen Schildwachen und Schweizer von Engeln vor dem Edenthore, damit die Teufel nicht wagrecht einschleichen, welche dafür nachher steilrecht anslangen, u. s. w. Aber man braucht diesem großen Dichter nur seine Hülftmaschinen von Hülften geln wegzunehmen, so ist ihm geholfen und durch die Menschen wird er göttlicher, als durch die Engel,

Das deutsche Epos trieb es am weitesten, und zwar wie die deutsche Philosophie, nicht zum Erlassen, sondern gar zum Vernichten des Verstandes. Das Verhältnis des Gottsohns zum Gottvater — eigentlich zwei Helden in Einem Gedicht — die Allmacht und Macht beider, über Engel, Teufel und Menschen — die Unmöglichkeit der kleinsten Abweichung des Messias vom ewigen Willen — das ganze Item des Gedichts, der sinnlichen Widersprüche nicht zu gedenken, daß derselbe Zorn über die Menschen, abgetheilt nur im Vater-Gott, nicht auch im Sohn-Gott wohne — alles dies wurde von den Lesern der Messiaade schon zum erstenmale zu oft gesagt und geklagt; jeder wurde von der Hauptgeschichte so lange gestört, bis Episoden sie absösten. Die alte Orthodoxie ist hier das homerische Schicksal; aber nur schlimmer; denn dieses gibt, wie die Oper, nur sinnliche Unbegreiflichkeiten, jene aber metaphysische; und

eine Unbegreiflichkeit kann so wenig motivieren als motiviert werden.

Alles dieses lädt eben der epischen Langsamkeit eine neue Schwere auf, und Herder und wir schlafen watendfahrend auf dem tiefen Sandweg ein. Denn da das Heldengedicht einmal so sehr die Freiheiten der epischen (gallikanischen) Kirche benutzt, und also anstatt des Motivierens durch Thatsachen, so oft nur englischen Gruß und unbesleckte Empfängniß ihrer Göttersöhne und Götterthaten darbietet: so zieht sich die unmotivierte Hauptsfabel fast zu einem geschmackvollen Rahmen der motivierten Episoden ein und zurück, welche dann als Gemälde breiter ausfallen als selber der beste goldne Rahm. Dies aber kann am Ende Länge geben, diese Nachbarin der Langsamkeit, und zur Unabsehbarkeit der epischen Fabel trifft noch die eben so weite, möglicher Episoden.

Herder rechnet viel von seiner epischen

Schlaftrigkeit dem fortgehaltenen Eintone des Silbenmaaßes an; aber dieser geht doch auch durch viele Dramen ohne Nachtheil hindurch, und Eintönigkeit gibt wie im Leben anfangs Genuss, dann Langweile, endlich Angewöhnung. Der rechte Grund, das wahre Kopfkissen, das die Leser oft zu Schlafgesellen schlafender Homere macht, ist das Stehen und Schleichen der Handlung. Episoden verträgt und verlangt lieber der Anfang als später Mitte und Ende bei dem gewachsenen Interesse; aber gleichwol ist, wie schon gedacht, der ganze eilste Gesang der Messiaade eine beschreibende Episode. Dieses farniente des Lesers nimmt im Messias immer mehr gegen das Ende durch die Schwanengesänge der Engel zu, welche den Leser zu einem wolgebildeten Endymion umzaubern und einsingen. Nur dadurch fielen die Freunde der erstern Gesänge von den letztern, ungeachtet aller Pracht der Versbauten, erkältet ab, obgleich

der Anfang des Gedichtes nur Leser, die erst zu versöhnen und zu bilden waren, antraf, das Ende aber schon zugebildete und versöhnte fand.

S. 68.

Motivieren.

Das Motivieren ist selber zu motivieren, könnte man oft sagen. Was kann es heißen, als die innere Nothwendigkeit in der äußern Aufeinanderfolge anschauen lassen? Es ist auf vier Arten möglich — daß erstlich entweder innere Erscheinungen durch äußere entstehen, oder zweitens äußere durch innere, oder drittens äußere durch äußere, oder viertens innere durch innere — Aber es gibt Bedingungen: die physische Welt bedarf, als der Kreis des Zufalls, wenigen Motivierens; ich habe schon gesagt, daß der Autor die Gewalt und das Geheimniß besitzt, z. B. nach Gefallen einen Sohn oder eine Tochter zu zeugen, Ein

uns allen sehr wol bekannter Autor beginn
oft den Fehler, z. B. ein Gewitter zu moti-
vieren durch Wetteranzeigen vorher; aber er
wollte vielleicht dabei mehr den seltenen Wet-
terpropheten zeigen als den gewöhnlichen Dicht-
er. Unbedeutende geistige Handlungen
bedürfen eben so wenig des Bewegmittels;
so hatte z. B. der Verfasser der Reisen ins
mittägliche Frankreich gar nicht nöthig, daß
Hervorziehen eines auf der Brust liegenden
Bildes durch besondern Schmerz des Drucks
den Kunstrichtern in etwas wahrscheinlich zu
machen. Freilich der Künstler, mehr sich sei-
ner Willkür und deren verschiedenen möglichen
Richtungen bewußt und, ungleich dem Leser,
weniger den Eindruck des Vergangenen füh-
lend als die Wirkung der Zukunft, motiviert
leicht zu viel. Allein eben die überflüssige Ur-
sächlichkeit erinnert an die Willkür; wir wol-
len am Ende Motive und Ahnen des Motivs
haben; und zuletzt müßte der Dichter mit uns

in die ganze Ewigkeit hinter uns (a parte ante) zurück · und hinauslaufen. Nein, wie der Dichter, gleich einem Gotte, vorn am ersten Tage der Schöpfung seine Welt setzt, ohne weitern Grund als den der Allmacht der Schönheit: so darf er auch mitten im Werke da, wo nichts Altes beantwortet oder aufgehoben wird, den freien Schöpfung · Anfang wiederholen.

Je niedriger der Boden und die Menschen eines Kunstwerks, und je näher der Prose: desto mehr stehen sie unter dem Satze des Grundes.

Glänzt aber die Dichtung von Gipfeln herab; stehen die Helden derselben wie Berge in großem Licht und haben Glieder und Kräfte des Himmels: um desto weniger gehen sie an der schweren Kette der Ursächlichkeit — wie in Göttern, ist ihre Freiheit eine Nothwendigkeit, sie reißen uns gewaltig ins Feuer ihrer Entschlüsse hinauf; und eben so bewegen sich

die Gegebenheiten der Außenwelt in Eintracht mit ihren Seelen. Die ~~Poesie~~ soll überhaupt uns nicht den Frühling erbärmlich und mühsam aus Schollen und Stämmen vorpressen, indem sie eine Schneekruste nach der andern wegleckt und Gras nach Gras endlich vorzerset; sondern sie soll ein fliegendes Schiff sein, das uns aus einem finstern Winter plötzlich über ein glattes Meer vor eine in voller Blüte stehende Küste führt. Für das lustige ätherische Geisterreich der Poesie ist der Prozeßgang der Reichgerichte der Wirklichkeit viel zu langsam: die Sylphide will auf keiner Musens-Schnecke reiten.

Das Epos bedarf weniger Motivierungen als das Drama, nicht nur, weil dort höhere Gestalten in höherem Elemente gehen, sondern auch, weil sich dort mehr die Welt, hier aber die Menschen entwickeln.

Das Bewegmittel muß aber nicht nur eine fremde Nothwendigkeit enthalten, auch eine

eigne. Es muß der Vergangenheit so scharf angehören, als ih^r die Zukunft. Dies ist das Schwerste. Der ganze innere Kettenschluß oder die Schlüsselkette muß sich in die Blumenkette der Zeit verkleiden, alle Ursachen sich in Stunden und Orte. Daher sind die willkürlichsten und schlechtesten Motivierungen der Begebenheiten — weniger der Entschlüsse — die durch das Gespräch; wohin kann sich nicht der Fluß der Rede verirren, zersplittern, versprühen? Wenn man einen Wassertropfen braucht, um glühendes Kupfer aufzusprengen: wo ist er noch leichter zu schöpfen? — Blos im Weiberauge, vollends von Weiberlippchen begleitet. — Das Kunstgespräch muß, wie ein englischer Garten, mit aller Freiheit seiner Windungen die gerade Einheit zum Ziele verfolgen und verknüpfen; Fragen, Antworten, sind innere Thaten; diese werden Mütter neuer Fragen und Antworten, also neuer Töchter, und so könnte ein kurzes Gespräch eine ganz umgekehrte und alles umstürzende Thatenkette

in zehn Zeilen ausschmieden; und es gienge von Willkür zu Willkür fort, wenn nicht der Dichter gerade diesen Schein dialogischer Freilassung als Decke über das scharfe Fortführen der alten früher angelegten Gesinnungen und Thaten zu werfen und zu breiten versuchte. Im Kunstwerk regiert die Vergangenheit, weniger die Gegenwart, mehr die Zukunft.

Viele kleinere Bewegmittel für Eine Sache wirken — wie im Leben — (schon weil sie nicht sowol anzuschauen sind als blos einzusehen), nicht halb so reich als ein gewichtiges, das den Geist treibt und füllt; es ist aber eben, wie wir alle in und außer Kanzeln wissen, leichter, hundert schwache Gründe zu geben als einen starken.

Manche, z. B. Schiller, machen verschlossne versteckte Charaktere zu Segelmitteln ihrer Handlung, weil sie die Vorstellung aus entgegengesetzten Kompaßpunkten für entgegengesetzte Ziele können blasen lassen,

Demantharte Stärke eines Charakters versteinert Dichter und Handlung, weil er schon alles auf der Schwelle entscheidet. Wasserweiche Schwäche thut noch mehr Schaden, weil in ihr die Handlung zerschwimmt und ohne Anhalt umher treibt.

Der Charakter als solcher lässt sich darum nicht motivieren, weil etwas Freies und Feste im Menschen früher seyn muss als jeder Eindruck darauf durch mechanische Nothwendigkeit, sobald man nicht unendliche Passivität, d. h. die Gegenwärtigkeit eines Nichts annehmen will. Manche Schreiber machen die Wiege eines Helden zu dessen Aetzwiege und Gießgrube — die Erziehung will die Erzeugung motivieren und erklären — die Nahrung die Verdauungskraft — — ; aber in dieser Rücksicht ist das ganze Leben unsere Impfschule; inzwischen setzt diese ja eben die Samenschule voraus.

XII. Programm.

Ueber den Roman.

§. 69.

Ueber dessen poetischen Werth.

Der Roman verliert an reiner Bildung unendlich durch die Weite seiner Form, in welcher fast alle Formen liegen und klappern können. Ursprünglich ist er episch; aber zuweilen erzählt statt des Autors der Held, zuweilen alle Mitspieler. Der Roman in Briefen, welche nur entweder längere Monologen oder längere Dialogen sind, gränzt in die dramatische Form hinein, ja, wie in Werthers Leiden, in die lyrische. Bald geht die Handlung, wie z. B. im Geisterseher, in den ge-

schlossen Gliedern des Drama; bald spielt und tanzet sie, wie das Mährchen, auf der ganzen Weltfläche umher. — Auch die Freiheit der Prose fließet schädlich ein, weil ihre Leichtigkeit dem Künstler die erste Anspannung erlässt und den Leser vor einem scharfen Studium abneigt. — Sogar seine Ausdehnung — denn der Roman übertrifft alle Kunstwerke an Papier = Größe — hilft ihn verschlimmern; der Kenner studiert und misst wol ein Drama von einem halben Alphabet, aber welcher ein Werk von zehn ganzen? Eine Epopee, befiehlt Aristoteles, muß in einem Tage durchzulesen seyn; Richardson und der uns wol bekannte Autor erfüllen auch in Romanen dieses Gebot und schränken auf einen Lesetag ein, nur aber, da sie nördlicher liegen als Aristoteles, auf einen solchen, wie er am Pole gewöhnlicher ist, der aus $90\frac{1}{4}$ Nächten besteht. — Aber wie schwer durch zehn Bände Ein Feuer, Ein Geist, eine Hals-

tung des Ganzen und Eines Helden reiche und gehe, und wie hier ein gutes Werk mit der umfassenden Gluth und Lust eines ganzen Klimas hervorgetrieben seyn will, nicht mit den engen Kräften eines Treibscherbens, die wol eine Ode geben können *), das ermessen die Kunstrichter zu wenig, weil es die Künstler selber nicht genug ermessen, sondern gut anfangen, dann überhaupt fortfahren, endlich elend endigen. Man will nur studieren, was selber weniger studieret werden mußte, das Kleinste.

Auf der andern Seite kann unter einer rechten Hand der Roman, diese einzige erlaubte poetische Prose, so sehr wuchern als verarmen. Warum soll es nicht eine poetische Enzyklopädie, eine poetische Freiheit aller poeti-

*) Sie kann in Einem Tage, aber die Klarisse kann, trotz ihren Fehlern — nicht einmal in Einem Jahre entstehen. Die Ode spiegelt Eine Welt- und Geist-Seite, der rechte Roman jede.

schen Freiheiten geben? Die Poesie komme zu uns, wie und wo sie will, sie kleide sich wie der Teufel der Eremiten oder wie der Jupiter der Heiden in welchen prosaischen engen dürtigen Leib; sobald sie nur wirklich darin wohnt: so sey uns dieser Maskenball willkommen. Sobald ein Geist da ist, soll er auf der Welt, gleich dem Weltgeiste, jede Form annehmen, die er allein gebrauchen und tragen kann. Als Dantens Geist die Erde betreten wollte, waren ihm die epischen, die lyrischen und die dramatischen Eierschalen und Hirnschalen zu enge: da kleidete er sich in weite Nacht und in Flamme und in Himmels-Aether zugleich und schwebte so nur halb verkörpert umher unter den stärksten, stämmigsten Kritikern.

Das Unentbehrlichste am Roman ist das Romantische, in welche Form er auch sonst geschlagen oder gegossen werde. Die Stilistiker forderten aber bisher vom Romane statt

des romantischen Geistes vielmehr den Exorzismus desselben; der Roman sollte dem wenigen Romantischen, das etwa noch in der Wirklichkeit glimmt, steuern und wehren. Ihr Roman als ein unversifiziertes Lehrgedicht wurde ein dickeres Taschenbuch für Theologen, für Philosophen, für Hausmütter. Der Geist wurde eine angenehme Einkleidung des Leibes. Wie die Schüler sonst in den Schuldramen der Jesuiten sich in Verba und deren Flexionen, in Vokative, Dative u. s. w. verkappten und sie darstellten: so stellten Menschen - Charaktere Paragraphen, und Nutzanzwendungen und exegetische Winke, Worte zu ihrer Zeit, heterodoxe Nebenstunden vor; der Poet gab den Lesern, wie Basedow den Kindern, gebackene Buchstaben zu essen.

Allerdings lehrt und lehre die Poesie und also der Roman, aber nur wie die Blume durch ihr blühendes Schließen und Deßnen und selber durch ihr Dussten das Wetter und

die Seiten des Tags wahrsagt; hingegen nie werde ihr zartes Gewächs zum hölzernen Kanzel- und Lehrstuhl gefället, gezimmert und verschränkt; die Holz- = Fassung, und wer darin steht, ersehen nicht den lebendigen Frühlings-Duft. — Und überhaupt was heißtet denn Lehren geben? Bloße Zeichen geben; aber voll Zeichen steht ja schon die ganze Welt, die ganze Zeit; das Lesen dieser Buchstaben eben fehlt; wir wollen ein Wörterbuch und eine Sprachlehre der Zeichen. Die Poesie lehrt lesen, indesß der bloße Lehrer mehr unter die Ziffern als Entzifferungs-Kanzlisten gehört.

Ein Mensch, der ein Urtheil über die Welt ausspricht, gibt uns seine Welt, die verkleinerte, abgerissene Welt, statt der lebendigen ausgedehnten, oder auch ein Fazit ohne die Rechnung. Darum ist eben die Poesie so unentbehrlich, weil sie dem Geiste nur die geistig wiedergeborne Welt übergibt und keinen zufälligen Schluß aufdringt. Im Dichter spricht blos die

Menschheit nur die Menschheit an, aber nicht dieser Mensch jenen Menschen.

§. 70.

Der epische Roman.

Ungeachtet aller Stufen. Willkühr muß doch der Roman zwischen den beiden Brennpunkten des poetischen Langkreises (Ellipse) entweder dem Epos oder dem Drama näher laufen und kommen. Die gemeine unpoetische Klasse liefert bloße Lebensbeschreibungen, welche ohne die Einheit und Nothwendigkeit der Natur und ohne die romatische epische Freiheit, gleichwol von jener die Enge entlehnend, von dieser die Willkür, einen gemeinen Welt- und Lebenslauf mit allem Wechsel von Zeiten und Orten so lange vor sich hertreiben, als Papier da liegt. Der Verfasser dieses, der erst neuerlich Fortunatus Wünschhütlein gelesen, schämt sich fast zu bekennen, daß er darin mehr gefunden —

nämlich poetischen Geist — als in den berühmtesten Romanen der Stilistiker. Ja, will einmal die Kopier-Gemeinheit in den Aether greifen und durch das Erden-Gewölke: so zieht sie grade eine Hand voll Dunst zurück; eben die Feinde des Romantischen stellen jenseits ihres Erden- und Dunstkreises gerade die unsäglichen Gestalten und viel wildere anorgische Grotesken in die Höhe, als je das treue, nur hinter der Fahne der Natur gehende Genie gebären könnte.

Die romantisch-epische Form, oder jenen Geist, welcher in den altfranzösischen und altfränkischen Romanen gehäuset, rief Goethens Meister, wie aus übereinander gesunkenen Ruinen, in neue frische Lustgebäude zurück mit seinem Zauberstab. Dem epischen Charakter getreu lässt dieser auferstandne Geist einer romantischern Zeit eine leichte helle hohe Wolke vorübergehen, welche mehr die Welt, als Einen Helden, und mehr die Vergangen-

heit spiegelt oder trägt. Wahr und zart ist daher die Ahnlichkeit zwischen Traum und Roman, *) in welche Herder das Wesen des letztern setzt; und so die zwischen Märchen und Roman, die man jetzt fordert. Das Märchen ist das freiere Epos, der Traum das freiere Märchen. Goethens Meister hat hier einige bessere Schüler gebildet, wie Novalis, Tieks, E. Wagners, de la Motte Fouque's, Arnims Romane. Freilich geben manche dieser Romane, z. B. Arnims, ungeachtet so vieler Glanzstralen, doch in einer Form, welche mehr ein Zerstreu- als Sammelglas derselben ist, nicht genug Wärme- Verdichtung des Interesse.

S. 71.

Der dramatische Roman.

Aber die Neuern wollen wieder vergessen, daß der Roman eben sowol eine romantisch-

*) Adrasten III. 171. 1c.

dramatische Form annehmen könne und angenommen habe. Ich halte sogar diese schärfere Form aus demselben Grunde, warum Aristoteles der Epopee die Annäherung an die dramatische Gedrungenheit empfiehlt, für die bessere, da ohnehin die Losgebundenheit der Prose dem Romane eine gewisse Strengigkeit der Form nöthig und heilsam macht. Richardson, Thümmel, Wieland, Schiller, Jacobi, Fielding, Engel u. a. gingen diesen Weg, der sich weniger zum Spielraum der Geschichte ausbreitet, als zur Rennbahn der Charaktere einschränkt, des Gleichen der Autor, der uns sonst bekannt ist. Die Form gibt Szenen des leidenschaftlichen Klimax, Worte der Gegenwart, heftige Erwartung, Schärfe der Charaktere und Motive, Stärke der Knoten u. s. w. Der romantische Geist muß eben so gut diesen fester geschnürten Leib beziehen können, als er ja schon den schweren Rothurn getragen, und den tragischen Dolch gehoben.

§. 72.

Der poetische Geist in den drei Schulen der Romanenmaterie, der italienischen, der deutschen und niederländischen.

Jeder Roman muß einen allgemeinen Geist beherbergen, der das historische Ganze ohne Abbruch der freien Bewegung, wie ein Gott die freie Menschheit, heimlich zu Einem Ziele verknüpfe und ziehe, so wie nach Boyle jedes rechte Gebäude einen gewissen Ton antworten muß; ein bloß geschichtlicher Roman ist nur eine Erzählung. In Wilhelm Meister ist dieser Lebens- und Blumengeist (*spiritus rector*) griechische Seelen-Metrik, d. h. Maß und Wollaut des Lebens durch Vernunft *) —

*) Nach jedem Göttermale und mitten unter den feinen Feuer-Weinen wird in jenem Romane seltenes Eis herumgegeben. Ueberhaupt versorgen die Höhlen dieses Vesuvus unser jetziges brennendes Welschland mit allem dem Schnee, dessen es bedarf.

in Woldemar und Allwill der Riesenkrieg gegen den Himmel der Liebe und des Rechts — in Klingers Romanen ein etwas unpoetischer Plage- und Poltergeist, der Ideal und Wirklichkeit statt auszusöhnen noch mehr zusammen hetzt — im Hesperus das Idealisiren der Wirklichkeit — im Titan steht der Geist vorn Krauß auf dem Titel, und dann in 4 Bänden der ganze Titanenkrieg, aber dem Volke auf dem Markte will er, wie Geister pflegen, nicht erscheinen. Ist der Geist eines Romans eine Thierseele, oder ein Gnome, oder ein Plagegeist: so sinkt das ganze Gebilde leblos oder thierisch zu Boden.

Derselbe romantische Geist findet nun drei sehr verschiedene Körperschaften zu beseelen vor; daher eine dreifache Eintheilung der Romane, nach ihrer Materie nöthig ist. — Die erste Klasse bilden die Romane der italienischen Schule. (Man verzeihe dem Mangel an eigentlichen Kunstwörtern den Gebrauch von

anspielenden.) In ihnen fallen die Gestalten und ihre Verhältnisse mit dem Tone und dem Erheben des Dichters in Eins. Was er schildert und sprechen lässt, ist nicht von seinem Innern verschieden, denn kann er sich über sein Erhabnes erheben, über sein Größtes vergrößern? — Einige Beispiele, welche diese Klasse füllen, machen das Spätere deutlicher. Werther, der Geisterseher, Woldemar, Ardinghello, die neue Heloise, Klingers Romane, Donamar, Agnes von Lilien, Chateaubriands Romane, Valérie, Agathon, Tristan ic.; lauter Romane zu Einer Klasse, obwohl mit sehr auf- und absteigendem Werthe, gehörig; denn keine Klasse macht klassisch. In diesen Romanen fodert und wählt der höhere Ton, ein Erhöhen über die gemeinen Lebens-Lieben — die größere Freiheit und Allgemeinheit der höhern Stände — weniger Individualisirung — unbestimmtere oder italienische oder natur- oder historisch-ideale

Gegenden — hohe Frauen — große Leidenschaften &c. &c.

Die zweite Klasse, die Romane der deutschen Schule, erschwert das Ausgiessen des romantischen h. Geistes noch mehr als sogar die niedrigere dritte. Dahin gehören z. B. — damit ich durch Beispiele meinen Erläuterungen vorbahne — Hippel, Fielding, Musäus, Hermes, Sterne, Goethens Meister zum Theil, Wakefield, Engels Stark, Lafontaine's Gewalt der Liebe, Siebenkäs und besonders die Flegeljahre &c. Nichts ist schwerer mit dünnem romantischen Aether zu heben und zu halten, als die schweren Honoraziores — —

Ich will aber lieber sogleich die dritte Klasse, die Romane der niederländischen Schule dazu nehmen, um beide wechselseitig an einander zu erhellen; dahinein gehören Smollets Romane theilweise — Siegfried von Lindenbergh — Sterne im Korporal Trim — Wutz, Firlein, Fibel — &c.

Die Tiefe ist als die umgekehrte Höhe (altitudo) beides den Flügeln des Dichters gleich brauchbar und wegsam; nur die Mitte die Ebene nicht, welche Flug und Lauf zugleich begeht; so wie Hauptstadt und Dorf, König und Bauer sich leichter der romantischen Darstellung bequemen, als der in der Mitte liegende Markflecken und Honorazior, oder so wie Trauerspiel und Lustspiel sich leichter in den entgegengesetzten Richtungen enträchtig aussprechen, als Diderots und Ifflands Mittelspiele. Nämlich der Roman der deutschen Schule oder der der Honorazioren und gerade der, welcher meist von Seines-Gleichen zugleich geschrieben, und gelesen wird, legt die große Schwierigkeit zu besiegen vor, daß der Dichter vielleicht selber auf dem Lebens-Wege des Helden stehend, und von allen kleinen Verwickelungen gefaßt, den Helden weder hinauf noch hinunter, noch mit den Föliien der Kontraste male, und daß er

doch die bürgerliche Alltäglichkeit mit dem
 Abendrothe des romantischen Himmels über-
 ziehe, und blühend färbe. Der Held im Ros-
 man der deutschen Schule, gleichsam in der
 Mitte, und als Mittler zweier Stände, so
 wie der Lagen, der Sprachen, der Begeben-
 heiten, und als ein Charakter, welcher weder
 die Erhabenheit der Gestalten der italienischen
 Form, noch die komische oder auch ernste Ver-
 tiefung der entgegengesetzten niederländischen
 annimmt, ein solcher Held muß dem Dichter
 nach zwei Richtungen hin, die Mittel roman-
 tisch zu seyn, vertheuern, ja rauben, und wer
 es nicht einsehen will, setze sich nur hin, und
 setze die Flegeljahre fort. Sogar Werther
 würde sich aus der italienischen Schule in die
 deutsche herabgeben müssen, wenn er nicht
 allein und lyrisch sich und seine vergrößernde
 Seele in Nachspiegeln einer kleinen Bürger-
 welt ausspräche; denn dies alles ist so wahr,
 daß wenn der große Dichter selber alles er-

zählte, und also nur episch, anstatt lyrisch gedichtet hätte, die Verhältnisse der Amtmannin und des Amtmanns und Legationsekretärs gar nicht über die deutsche Schule wären hinaus zu färben gewesen. Aber alles Lyrische stößt als das Reingeistige, welches alle gemeinen Verhältnisse in allgemeine verwandelt, wie die Lyra-Schwester, die Musik, jedes Mittlere und Niedrige aus.

Gewöhnlicher Weise bauen die drei Schulen, oder Schulstuben in einem Romane wie in einer Bildergallerie queer durch einander hin, wie in den Werken des uns so bekannten Verfassers deutlich genug zu sehen ist, doch würd' ich, um den mir bekannten Verfasser nicht zu beleidigen manches z. B. das Kampanerthal, und besonders die drei letzten Bände des Titan mehr in die italienische Klasse setzen. Desto weniger wird er mir verargen, daß ich im ersten Bande Titans noch viele niederländische Schleichwaren, z. B.

den Doktor Sphex antreffe, welcher unter dem romantischen Saitenbezug sich wie eine Maus im Sangboden aufhält; daher der Verfasser mit Einsicht dieses Thier aus den folgenden Bänden vertrieben in den Katzenberger. An sich versöhnt sich schon die italienische Gattung so gut mit einem lächerlichen Charakter als sogar das Epos mit einem Thersites und Grus; nur aber spreche nicht der Dichter, sondern der Charakter das Komische aus.

Die deutsche Schule, welcher gemäß Goethens Meister das bürgerliche oder Prose-Leben am reichsten spielen ließ, trug vielleicht dazu bei, daß Novalis, dessen breites poetisches Blätter- und Buschwerk gegen den nackten Palmenwuchs Goethens abstach, den Meisters Lehrjahren Parteilichkeit für prosaisches Leben, und wider poetisches zur Last gelegt. Goethen ist das bürgerliche Dicht-Leben auch Prosen-Leben und beide sind ihm nur kurze und lange Füße — falsche und wahr-

re Quantitäten — Hübners Reimregister, über welchen allen seine höhere Dichtkunst schwebt, sie als bloße Dicht - Mittel gebrauchend. Hier gilt im richtigen Sinne der gemisdeutete Ausdruck Poesie der Poesie. Sogar, wenn Goethe sich selber für überzeugt vom Vorzuge der Lebens - Prose angäbe: so würde er doch nur nicht berechnen, daß er blos durch sein höheres Darüberschweben dieser Lebens-Prose mehr Vergoldung leihe als der ihm näheren Gemeinpoesie. —

Die Romane der Franzosen haben in ihrer Allgemeinheit einen Anflug der italienischen Schule, und in ihrer Gemeinheit einen Anflug der niederländischen; aber von der deutschen haben sie nichts, weil ihrer Dichtkunst wie dem russischen Staate, der mittlere Bürgerstand fehlt.

— — Ehe wir zu einer kleinen Lehrenlese vermischter Bemerkungen über den Roman gelangen: hält uns die zweite Auflage mit

einem ganz neuen in der ersten überhüpften Paragraphen (dem folgenden) auf, welcher eine dem Romane verwandte Dichtart, die Idylle, behandelt. Es wünscht freilich besonders der Verfasser dies als Vorschulmeister (Proscholus) dadurch, wo möglich von sich den Vorwurf abzutreiben, als sei er keinesweges systematisch genug. Solche Vorwürfe kränken an sich, vorzüglich aber einen Mann, der sich bewußt ist, daß er anfangs für seine Ästhetik sich *poliz* zum Muster nehmen wollte in dem Punkte, worin dieser sich *Vousterweck* zum Muster in so fern nahm, als dieser seiner scharf abgetheilten Ästhetik hinten einen Reserve-Schwanz von „Ergänzungsklassen“ aller der Dichtarten anband, welche (z. B. wie Idylle, Roman, Epigramm,) vornen nicht abzuleiten gewesen Der Vorschulmeister unterließ es aber, weil er auffuhr, und umfragte: „wird denn auf diese Weise nicht mit dem Ergänz-Schweife die

„ganze vordere Geschmacklehre strangulirt?
 „So schreibt doch lieber auf das Titelblatt:
 „kurze aber vollständige Ableitung aller Dicht-
 „arten, ausgenommen die sämmtlichen unab-
 „geleiteten, welche in die Ergänzklasse fal-
 „len.“ So wollt' ich doch lieber meine ganze
 Aesthetik, und wäre sie die vollständigste,
 blos unter dem Titel herausgeben „Ergänz-
 „klasse“ oder „Vorschule“ wie ich denn frü-
 „her wirklich selber gethan.“

§. 73.

Die Idylle.

Sie ist nicht ein Nebenzweig, obwohl eine Nebenblüte der drei Zweige des Romans; also ist keins Beschreibung derselben leerer als die, daß sie das verschwundene goldne Alter der Menschheit darstelle.

Folgendes ist nämlich noch zu wenig erwogen: wenn die Dichtkunst durch ihr ätherisches Echo den Miston des Leidens in

Wollaut umwandelt: warum soll sie mit demselben ätherischen Nachhalle nicht die Musik des Freuens zärter und höher zuführen? — Auch thut sie es; nur aber zu wenig bemerkt und gepréisen darüber. Es ist eine süße Empfindung ohne Namen, womit man in epischen Darstellungen das versprochene Freuen und das steigende der Helden empfängt undtheilt. Ein Leser lasse jetzt flüchtig aus bekannten Dichterwerken vor sich die Auftritte der Wonnen vorüberfliegen, mit ihren Frühlingen, Morgenröthen, Blumenweiten und mit den Augen und Herzen voll Lieb' und Lust, um sich durch die Erinnerung an diese Kunsthimmel noch an seine kindlichen Naturhimmel zu erinnern. Es ist nämlich nicht wahr, daß Kinder am stärksten von Leidenschaften — die ohnehin nur sparsam und nur als Folien der Tapferkeit, der Zugend, der Freude zu gebrauchen sind — ergriffen werden; sondern Himmelfahrten des gedrück-

ten Lebens, langsames aber reiches Aufblühen aus dem Armut=Grabe, Steigen vom Blutgerüste auf das Throngerüste und dergleichen solche Darstellungen entrücken und entzücken schon das Kind in das romantische Land hinüber, wo die Wünsche sich erfüllen, ohne das Herz weder zu leeren noch zu sprengen. Darum gefallen auch Mährchen den Kindern so sehr, weil sie vor ihnen gewöhnlich nur unmotivierte unbeschränkte Himmel ausbreiten, da ihnen doch eben so schrankenlose Höllen frei ständen. — Nun zur Dicht-Freude zurück! Freilich ermüdet die Augen leicht die Darstellung des Glückes, aber nur darum, weil es bald zu wachsen nachlässt. Die vorgedichteten Schmerzen hingegen unterhalten lange, weil der Dichter, wie leider das Schicksal, sie lange steigern kann; die Freude hat nicht viele Stufen, nur der Schmerz so viele; eine lange harte Dornenleiter führt am Rosenstock endlich über weichere Stacheln

zu einigen Rosen hinauf, und die Nemesis läßt uns bei großem Glücke weit näher und lebendiger das Unglück in ihren Spiegeln erscheinen als bei großem Unglück künstiges Glück. — Daher wurde dem Dichter, der nie stehen, sondern steigen muß, das Trauerspiel so geläufig, daß er noch nicht einmal den Namen für ein Freudenspiel erfand. Denn das Lust- eigentlich das Lachspiel, worin die Helden- sogar noch öfter gepeinigt, wenigstens nie so hoch entzückt werden, als zuweilen im Trauerspiel, kann nicht, so wie dieses ein Mitleiden, eben so ein Mitfreuen anregen und zutheilen; der Zuschauer steht halb boshaft, halb kalt vor der Bühne da, und das Glück der Spitzbuben und Narren kann nicht seines werden.

Hingegen aber ein Freudenspiel? — Wenigstens eine kleine epische Gattung haben wir, nämlich die Idylle. Diese ist nämlich epische Darstellung des Vollglücks in

ber Beschränkung. Die höhere Entzückung gehört der Lyra und der Romantik an; denn sonst wären Danten's Himmel und Klopstocks eingestreute Himmel auch unter die Idyllen zu rechnen. Die Beschränkung in der Idylle kann sich bald auf die der Güter, bald der Einsichten, bald des Standes, bald aller zugleich beziehen. Da man sie aber durch eine Verwechslung mehr auf Hirtenleben bezog: so setzte man sie durch eine zweite, gar in das goldne Alter der Menschheit, als ob dieses Alter nur in einer rückenden Wiege, und nicht eben so gut in einem fliegenden Phaetons Wagen sich bewegen konnte. Wodurch ist denn bewiesen, daß das erste, das goldne Alter der Menschheit, nicht das reichste, freieste, hellste gewesen?

Wenigstens nicht durch die Bibel, und nicht durch die Behauptung mehrerer Philosophen, daß der Blütengipfel aller unserer Bildung die Wiederholung des goldenen Al-

ters werde, und daß die Völker nach recht vollendetem Erkennen und Leben das Paradies mit beiden Bäumen dieses Namens wieder gewinnen. — Das Schäferleben an sich bietet ohnehin außer der Ruhe und Langweile wenig mehr, als das Ganshirtenleben dar, und die seelige Erde des Saturns ist kein Schafspferch, und das himmlische Bett und der Himmels-Wagen desselben ist kein Schäferkarren. Theokrit und Voß — die Dicksuren der Idylle — ließen in ihre Arkadien alle untere Stände einwandern, jener sogar Eyslop, dieser sogar Honoraziores z. B. in seiner Luise und sonst. Goethens Herrmann und Dorothea ist kein Epos aber eine epische Idylle. Der Landprediger Wakefield ist so lange idyllisch, bis das Stadt-Unglück alle auf Einen Ton gestimmte Saiten der häuslichen Windharfe zu miß- und mehrtonigen hinauf spannt, und durch das Ende den Anfang zerreißt.

Das Schulmeisterlein Wuß des uns bekannten Verfassers ist eine Idylle, aus welcher ich mehr machen würde, als andere Kunstrichter, wenn es sonst die Verhältnisse mit dem Verfasser erlaubten; dahin gehört unstreitig auch desselben Mannes Firlein und Fibel. — Sogar das Leben des Robinson Crusoe und das des Jean Jaques auf seiner Peters-Insel erquickt uns mit Idyllen Dust und Schmelz. Ihr könnt die Geh-Fahrt eines Fuhrmanns bei gutem Wetter und gutem Straßenbau und bei seinen kostbaren Mahlzeiten zur Idylle erheben und ihm — es ist aber Ueberflüß — im Gasthöfe gar seine Braut anbieten. So kann z. B. die Ferienzeit eines gedruckten Schulmannes — der blaue Montag eines Handwerkers — die Taufe des ersten Kindes — sogar der erste Tag, an welchem eine von Hoffesten mattgeheizte Fürsten-Braut, endlich mit ihrem Fürsten ganz allein (das Gefolge kommt sehr spät nach)

in eine volle blühende Einsiedelei hinaus fährt — kurz alle diese Tage können Idyllen werden und können singen: auch wir waren in Arkas-
dien. —

Wie könnte nicht der Rhein eine Hippo-
krene, ein vierarmiges Paradiesstrom der
Idyllen seyn, und was noch mehr ist, mit
Ufer und Strom zugleich! Auf seinen Wellen
trägt er Jugend und Zukunft, auf seinen
Ufern hohe Vergangenheit. Werke, an sei-
nen Ufern gewachsen, wie seine Weine, ver-
rathen und verbreiten Idyllen-Freude, und
ich brauche hier nicht an Maler Müller aber
wol an die rheinsfrohen — und unverdient-
vergeßne Romane eines Frohreichs z. B.
in seinem Seifensieder und andern zu erin-
nern.

Aber was ist denn das, fragt ihr, was
in Theokrits und Vossens Idyllen, bei einem
so mäßigen Aufwand von Geist und Herz der
Spieler uns so froh bewegt und zwar nicht

hinreift, doch schaukelt? Die Antwort liegt fast in dem letzten Bilde von der körperlichen Schaukel; auf dieser wiegt ihr euch in kleinen Bogen auf und nieder — ohne Mühe fliegend und fallend — ohne Stoße Lust vor euch, mit Lust hinter euch tauschend. So enere Freude mit einem freudigen im Hirtengedicht. Sie ist ohne Eigennutz, ohne Wunsch, und ohne Stoß, denn den unschuldigen sinnlichen, kleinen Freudenkreis des Schäfers umspannt ihr konzentrisch mit euerem höheren Freudenkreise. Da ihr leihet dem idyllisch dargestellten Vollglück, das immer ein Wiederschein eures früheren kindlichen oder sonst sinnlich engen ist, jetzt zugleich die Zauber euerer Erinnerung, und euerer höheren poetischen Ansicht; und die weiche Apfelsblüte und die feste Apfelsfrucht, die sonst ein schwarzer welker Blüten-Nest bekrönt, begegnen und schmücken einander wunderbar.

Stellt nun die Idylle das Vollglück in der
Jean Paul Nesthetik. II. Abth.

Beschränkung dar: so folgt zweierlei. Erstlich, kann die Leidenschaft, in so fern sie heiße Wetterwolken hinter sich hat, sich nicht mit ihren Donnern in diese stillen Himmel mischen; nur einige laue Regenwölkchen sind ihr vergönnt, vor und hinter welchen man schon den breiten hellen Sonnenschein auf den Hügeln und Auen sieht. Daher ist Geßners Tod Abels keine Idylle.

Zweitens — folgt aus dem Vorigen — darf die Idylle nicht von Geßner geschrieben seyn, noch weniger von Franzosen, sondern von Theokrit, Voß oder etwa von Kleist und von Virgil deßfalls.

Die Idylle fordert eben für ihre Beschränkung im Vollglück die hellsten örtlichen Farben nicht nur für Landschaft, auch für Lage, Stand, Charakter und verwirft die unbestimmten düstigen Allgemeinheiten Geßners, in welchen höchstens etwa Schaf und Bock aus den Wasserfarben auftauchen, aber die Menschen

verschwimmen. Dieses harte Urtheil schreibe man nicht dem guten August Schlegel zu — welcher oft fremde harte Urtheile, so wie dieses, postdatirt, und lieber den Vorwurf der Härte selber auflädt — sondern Herdern, der vor fünfzig Jahren in seinen „Fragmenten zur Literatur“^{*)}, den damals lorbeergeskrönten regierenden Geßner weit unter Theokrit hinab stellte, bei welchem jedes Wort naiv, charakteristisch, farbig, fest und wahrhaft ist. Schon welche kostliche Natursfarben hätte sich nicht Geßner von seinen Alpen — von den Sennenhütten — den Schweizerhödnern — und aus den Thälern holen können? In Goethens Jeri und Bärteli lebt mehr Schweizer-Idylle, als im halben Geßner. Daher haben letzteren die Franzosen schmackhaft gefunden und übertragen als guten frischen Sennen-Milchzucker zu Fontenelles idyl-

^{*)} Herders Werke zur schönen Literatur ic. Zweiter Theil S. 127 — 142.

lischen souperfin. Es ist überhaupt kein gutes Zeichen, wenn ein Deutscher ins Französische gut zu übersetzen ist; daher an Lessing, Herder, Goethe ic. unter andern auch dies zu schäzen ist, daß einer, der kein deutsch kann, sie gar nicht versteht.

So wie übrigens für die Idylle der Schauspielz gleichgültig ist, ob Alpe, Trift, Oase heiti, ob Pfarrstube, oder Fischerkahn — denn die Idylle ist ein blauer Himmel, und es bauet sich derselbe Himmel über die Felsen spitze und über das Gartenbeet, und über die schwedische Winter- und über die italienische Sommernacht herüber; — eben so steht die Wahl des Standes der Mitspieler frei, sobald nur dadurch nicht die Bedingung des Vollglücks in „Beschränkung“ verliert. Folglich unrichtig oder unnütz ist in den Definitionen der Zusatz, daß sie ihre Blumen außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft anbaue. Ist denn eine kleine Gesellschaft, wie die der

Hirten, Jäger, Fischer, keine bürgerliche? oder gar die in Vossens Idyllen? Höchstens viess kann man verstehen, daß die Idylle als ein Vollglück der Beschränkung die Menge der Mitspieler und die Gewalt der großen Staatsräder ausschließe; und daß nur ein umzäuntes Gartenleben für die Idyllen-Seeligen passe, die sich aus dem Buche der Seeligen ein Blatt gerissen; für frohe Liliputer, denen ein Blumenbeet ein Wald ist, und welche eine Leiter an ein abzuerntendes Zwergbäumchen legen.

§. 74.

Regeln und Winke für Romanschreiber.

Wenn schon das Interesse einer Untersuchung auf einem fortwechselnden Knöpfchen-Knüpfen und Lösen beruht — wie daher Lessings Untersuchungen durch das Geheimniß dieses Zaubers festhalten: — so darf sich noch weniger im Roman irgend eine Gegenwart

ohne Kerne und Knospen der Zukunft zeigen. Jede Entwicklung muß eine höhere Verwicklung seyn. — Zum festern Schürzen des Knotens mögen so viele neue Personen und Maschinengötter, als wollen, herbeilaufen und Hand anlegen; aber die Auflösung kann nur alten einheimischen anvertraut werden. Im ersten oder Allmacht-Kapitel muß eigentlich das Schwert geschliffen werden, das den Knoten im letzten durchschneidet. Hingegen im letzten Bunde mit einem regierenden Maschinen nachzukommen, ohne daß ihn Maschinen in den vorhergehenden angemeldet, ist widrige Willkür. Je früher der Berg da steht, der einmal die Wetterscheide einer Verwicklung werden soll, desto besser. Am schönsten, d. h. am unwillkührlichsten geschieht die Entwicklung durch einen bekannten Charakterzug eines alten Mitspielers; denn hier besiegt die schönste Geister-Nothwendigkeit, worüber der Dichter nichts gebieten kann und soll; so

wird z. B. in Fieldings Tom Jones der Knoten durch das Entlarven einer frühen eigen-nützigen Lüge des heuchelnden Blifils überraschend aufgebunden. Im manirierten Trauerspiel Cadutti löset er sich unerwartet bei nahe zu witzig durch eine Nothwendigkeit physischer Art, dadurch, daß der unbekannte längst erwartete Sohn dem Vater, der anfangs dessen Opfer war, und später dessen Opferpriester wurde, im Tode ähnlich zu sehen anfing, nach der Lavaterschen Bemerkung. — Kurz, der Knoten gehe blos durch Vergangenheit, nicht durch Zukunft auf.

Einige bereiten sich diese Vergangenheit als auflösendes Mittel zwar frühe genug und tragen sie ordentlich schon auf in den ersten Kapiteln, aber ohne rechte Nothwendigkeit durch Gegenwart; nichts ist widerlicher als eine solche Verwahr-Kur (Präservations-Kur) ohne Krankheit. Was jetzt auftritt, muß nicht blos erst künftig nothig seyn, som-

bern auch schon jetzt; alle Wichtigkeit eines jetzigen Auftritts in der Zukunft entschuldigt nicht seine Dürftigkeit in der Gegenwart; denn der Leser darf, zuwider der Religion, blos für die Gegenwart leben, und braucht nicht wie der Mensch, nach der Regel respice finem, ans Ende zu denken, welches ja ohnehin z. B. bei einem Roman von 8 Bänden nach einem langen schweren Leben von 160 Bogen nur eine kurze seelige Ewigkeit von ein oder zwei Bogen wäre. Inzwischen mag der uns bekannte Autor dagegen ein Paarmal öfter angestoßen haben, als er aus leicht zu errathenden Gründen wird eingestehen wollen.

In Werthers Leiden wird in der letzten Ausgabe dem künftigen Mörder seiner Geliebten schon im Frühling vorne ohne ersichtliche Nothwendigkeit sehr viel Platz gemacht, blos damit er weiter hinten im Herbste mit seinem Messer den Knoten Werthers — verdicke; aber, da er ihn nicht lösen half, so war er

an sich zu keiner Erscheinung im Frühling verbunden, besonders bei Lesern der ersten Ausgabe — sondern er könnte in jedem Monate kommen.

Zwei Kapitel müssen für einander und zuerst gemacht werden, erstlich das letzte und dann das erste. Aber erspart uns nur die Vorvergangenheit! — O so sehr lau und schwach drängt sich das arme Publikum in den letzten Bänden eines Werks — z. B. im 109ten — — auf dem grünen Blatte wie eine Minier-Raupe durch alle Fasern = Windungen voriger Bände rückwärts zurück — den Kopf hält es immer vorwärts und steil, — und bis in die Vergangenheit hinein, die über das erste Kapitel hinaus liegt. Dies ist aber zu große Qual, nach der Einladung und Sättigung von einem Freund, auf einmal einen umlaufenden Zahl-Teller zu ersehen! Was hat man viel davon, wenn uns euer erstes Kapitel zwar in die Mitte hinein, aber euer

letztes wieder jenseits des ersten hinaus reißet? Im Allmacht- oder Weitart-Kapitel hätten wir alle mit Vergnügen jede Schöpfung angenommen und jedes Wunder und jede Arbeit vor dem Genuss; aber jetzt, nachdem wir uns lange Wunderbarkeiten bis hieher schon haben gefallen lassen, stehen uns die verspäteten Natürlichkeiten nicht an. — Also antizipire man von der künftigen Vergangenheit so viel man kann, ohne sie zu verrathen, damit man im letzten Kapitel wenig mehr zu sagen brauche als: „hab' ich's nicht gesagt, Freunde?“ — Wollte man die Frage aufwerfen, warum denn in dem Romane, dieser fortschreitenden Vergangenheit selber, einige Rückschritte in die vorige so verdrießlich werden: so wäre die Antwort, weil die ältere die neuere unterbricht; weil der Mensch, er fange an, wo es sei, doch vor- nicht rückwärts will, und weil die durchgelebte Stunden-Reihe, eine durchgelebte Ursachen-Reihe, und folglich ein Sy-

stem ist, das den obersten Grundsatz lieber in den Anfang als in die Mitte stellt.

Halb ist's schon im Vorigen angedeutet, daß der Wille (als die poetische Nothwendigkeit) nicht früh genug erscheinen kann, hingegen die Körperwelt auch spät und überall; daß aber jener den Schachthürmen und Bauern gleicht, welche im Anfange des Spiels wenig, aber am Ende desto mehr entscheiden; hingegen diese den Springern und Königinnen, welche nur anfangs durchschneiden und überspringen, aber am Ende wenig mehr durchsetzen.

Habt ihr die bestens motivierte Wirkung, so führt sie erst in der Erzählung auf, wenn ihr vorher deren Ursachen dem guten aber misstrauischen Leser vertrauet habt, weil er, so oft auf seinem Leseſessel oder Leseſel betrogen und getäuscht — und es sogar in Ästhetiken deutlich liest, daß man auf sein Täuschen ordentlich auszugehen habe, nicht ohne

Grund besorgt, der Dichter habe zur Wirkung sich erst später die Ursache ausgesonnen.

Je geistiger die Verwicklung, desto schwerer die Entwicklung, desto besser die gelungene; also sucht lieber Knoten des Willens als Knoten des Zufalls.

Habt ihr zwei geistige Zwecke oder Verwickelungen: so müßt ihr den einen zum Mittel des andern machen; sonst zerreiben sich beide an einander.

Es ist sehr gut, eine wahre Entwicklung ein wenig hinter eine scheinbare zu verstecken. Aber man baue dem falschen Errathen vor, welches Schwierigkeiten zwar irrig, jedoch auf Kosten der Erwartung löset.

Nie vergesse der Dichter über die Zukunft, die ihm eigentlich heller vorschimmert, die Forderungen der Gegenwart und also des nur an diese angeschmiedeten Lesers.

Die Episode ist im epischen Roman kaum Episode, z. B. im Don Quijote, da er das

Leben episodisch nimmt. Im dramatischen sind Episoden häßliche Hemmketten — gesetzt auch, daß sie sich mit späteren Bändern verknüpften — ; sie müssen durchaus nur als die Abtheilungen früherer Fäden erscheinen. Das Drama hasset die Episode. Wäre die Episode an sich erlaubt: so müßte man aus einer in die andere, aus der andern in die dritte und so in die Rechnung des Unendlichen fahren dürfen. — Eine Episode mischt sich reizend als Gegenwart in das Hauptwerk, aber nicht als ein verdrüßliches Stück abzuerzählender Vergangenheit.

Wie die geschichtliche Abschweifung, so die kleinere witzige oder philosophierende, beyde nimmt der Leser an dem Anfange und in der Mitte lieber an, als gegen das Ende hin, wo alle Stralen sich immer enger zum Brennpunkte Eines Interesse drängen. Indes ist dieser Wink nicht sowol den Autoren nöthig — denn die Sache treibt sie selber dazu —

als den Lesern, damit sie wissen, warum ein Autor, gleich einem Menschen, gerade gegen das Ende hin, am wenigsten ausschweife, und nur anfangs so stark.

Ein einziger aus tiefer Brust emporgehobener Menschen = Laut wirkt mehr als zehn seelenlehrige Schilderungen und Landschaften; ein Zittern der Lust als Sprach = Ton wirkt mehr als ein allgemeines Umhertoben derselben als Sturm. Freilich nur ein unsichtbarer Gott haucht entfliegend in euch das rechte Wort; hingegen zu mechanischen farbigen Wirkereien sind auch immer gute Krempel-Kratz- und Spinnmaschinen bei der Hand.

Der Schriftsteller — den Kopf ganz voll Allwissenheit und Zukunft — und ganz voll Langweile an nächstens ankommenden Begebenheiten, die er durch langes Motivieren so gut kennt wie sich — trägt und bürdet gern das eigne Ausfärben der im Großen vorgezeichneten Freudenszenen, auf deren Darstel-

lung der Leser sich bändelang gefreuet, diesem selber auf. Ich wüßte nicht, sagt der Schriftsteller, was hier der Leser nicht wüßte, und nicht statt meiner sich selber sagen könnte. Aber der Leser schon als Kind, weiß z. B. bei Robinson Crusoe nach der Begründung der Verhältnisse fast alle kleinen Verhältnisse voraus, womit sich der Schiffbrüchige behilft und beglückt. Er will sie aber doch ausführlich beschrieben lesen; eben so will der Leser alle die rauschenden Ernten, welche z. B. der von einem Quaternen-Gewinn eingelassne Gold-Nil einer verdornten Familie gibt, vom Darsteller vorgezählt hören, so leicht ihm seine lesende Phantasie, durch die dichten de erweitert, das Errathen machen würde. Er will der frohen Farben recht gesichert sein, und erwartet bei seiner bisherigen blinden Glaubigkeit an den Dichter die Gewißheit blos von diesem, nicht von eigner Dichter-Willkür. Etwas anderes ist das Er-

habene, wo Schweigen des Unaussprechlichen ist, oder zu großer Schmerz, wo nur der Leser sich die Wunden süßer selber gibt, als geben läßt. — Einige Schriftsteller machen noch aus andern Gründen gern die Leser zu Schriftstellern, die fortsetzen. Wenn z. B. der uns bekannte Verfasser nur reines leichtes Geschichtliches zu reichen hatte, worin weder Flammen, noch Blumen, noch Salze umher zu geben waren: so macht' er sich sehr trübselig an das Blatt und wollt' es kaum machen.

Bleibt entweder in dem allgemeinsten Verhältnisse der Personen und Sachen schwimmen; oder wenn ihr die lokalfarbigsten erlesest, z. B. Malta, einen Universitätzahnarzt, einen Hofzuckerbecker, so streicht ihm alle seine gehörigen Farben an und seht euch vorher in dessen Werkstatt oder im orbis pictus um.

Der Held eines Romans ist häufig der redende Ciceros-Kopf des Autors und dessen stärkster Verräther. zieht ihm wenigstens nicht

mit einem Gefolge von Lobpreisern nach, welche ihm aus allen Fenstern und Logen hinterdrein rufen: vivas! — plaudite! — te deum! Wohin man in Richardson nur tritt, sitzt man auf einen Menschen oder ein Paar mit breiten Heiligscheinen und schweren Lorbeerkränzen in den Händen und unter den Armen, um solche Klarissen oder Grandisonen aufzusezen. Man denkt dann schlechter von dem Paar; ja oft vom Autor selber, der in dem großen Kopfe des gekrönten Helden seinen eignen stecken hat.

Zeichnet keinen Charakter-Zug, um einen Charakter, sondern blos um eine Gegebenheit darzustellen.

Die epische Natur des Romans untersagt euch lange Gespräche, vollends eure schlechten. Denn gewöhnlich bestehen sie in der Doppelkunst, entweder den andern zu unterbrechen, oder dessen Frage in Antwort zu wies-

derholen, wie Engel häufig thut, oder nur den Witz fortsetzend zu beantworten.

Umringt nicht die Wiege eures Helden mit gesammelter Lesewelt. Wie die Gallier nach Cäsar ihre Kinder nur mannbar vor sich ließen — daher vielleicht noch jetzt die französische Sitte sie auf dem Land erziehen lässt — so wollen wir den Helden sofort mehrere Fuß hoch sehn; erst darauf kann' ihr einige Reliquien aus der Kinderstube nachholen, weil nicht die Relique den Mann, sondern er sie bedeutend macht. Die Phantasie zieht leichter den Baum zum Pfänzchen ein, als dieses zu jenem empor. Wenigstens komischen Romanschreibern ist der Rath einzuschärfen, daß sie fast länger am Entwerfen als am Ausführen ihrer Plane arbeiten sollten (wie schon Christen es auch mit ihren sittlichen thun). Ist der Plan geräumig und zusprechend: so fliegt die Arbeit und trägt alles, was von Einfällen und Scherzen aufzuladen ist.

Hingegen ist er verkrümmt und verengt: so sitzt der reichste und beweglichste Autor als Lahmer Bettler da, und hat nichts einzunehmen, nämlich nichts auszugeben; er dürstet in seiner Wüste nach Wasser, obwohl umgeben von Edelsteinen vom ersten, zweiten, dritten Wasser. — Nur sieht ein Autor einem noch im Gehirnäther zu hoch schwebenden Plane oder spanischem Schlosse nie dessen freie Geräumigkeit oder dessen enge Winklichkeit deutlich an. Ein Schriftsteller soll daher, bevor er etwas anfängt — oft einen mühseligen Grusben- oder Brunnen-Bau — eine Wünschelruthe über das Gold und Wasser, das zu finden ist oder nicht, zu halten und zu fragen wissen. Es gibt für ihn nämlich eine eigne, nicht aber leichte Kunst, den noch unbesetzten Plan eines Werks vorspielend, vordenkend, vorprüfend, sich auszufüllen, doch nur von fernen und leicht, mehr in dem Ge- hirne, wenig auf dem Papiere; vermag nun

ein Dichter mit scheinbarer Ausführung über seinem Plan zu schweben: so hat er bei einem richtigen, Zuversicht und Aussicht gewonnen, und bei einem unrichtigen nichts verloren, als die Mühe der ersten Anlage.

Eine andere, nicht blos dem epischen Aussprößling, dem Roman aufgegebene Frage, ist die, was früher zu schaffen sei, ob die Charaktere oder die Geschichte. Wenigstens den Charakter des Helden schafft zuerst, welcher den romantischen Geist des Werks ausspricht, oder verkörpert; je leerer, einseitiger, niedriger die Nebencharaktere hinab, desto mehr verlieren sie sich in das todte, unselbstständige, dem Dichterzepter unterworffne historische Reich. Die Geschichte ist nur der Leib, der Charakter des Helden die Seele darin, welche jenen gebraucht, obwohl von ihm leidend und empfangend. Nebencharaktere können oft als bloße historische Zufälle, also nach dem vorigen Gleichniß als Körper-

theile den seelenvollen Helden umgeben, wie nach Leibniz die schlafenden Monaden (als Leib) die wachende, den Geist. Der unendlichen Weite der Zufälligkeiten sind Charaktere unentbehrlich, welche ihnen Einheit durch ihren Geister- oder Zauberkreis verleihen, der aber hier nur Körper, nicht Geister ausbannt. Auch der Reiseroman, wie das Tagbuch bleibt, wenn nicht die Breite des Raumes und die Länge der Zeit betäubend mit Zufällen überschwemmen sollen, der stillen leitenden Einheit eines Charakters unterthänig. Der Dichter versteckt seine durchsichtigen Flügel unter die dicken Flügeldecken des Körperreichs, zumal im ruhigen Gehen; wenn er aber die Flügel über der Erde bewegt, so hält er die Decken wenigstens aufgespannt, wenn auch ungeregt. — Sogar das Mährchen hestet seine Glanzhautropfen und Perlen an das unsichtbare Nachsommergespinnste einer freien Bedeutung an. Sind noch unbedeutendere

Winke erlaubt? Ich meine z. B. etwa folgende:

Um sinnliche Genüsse ohne Abbruch sittlicher Theilnahme zu malen, gebe man sie z. B. nicht nur einem ungebildeten Verarmten, sondern auch einem gebildeten Kranken; — so nehmen wir sittlich = froh und gönzend mit Thummels siechen Helden jeden Leckerbissen; der matte Mann braucht es, sein Magen ist sein Schild, seine Hypochondrie sein Tischgebet. Setzt er sich aber ausgeheilt, oder sein Ueberrascher vollblühend an den Schwertisch: so verwandelt sich der Leser fast in den Pater, der dem essenden Refektorium gute Predigten vorliest. — Ueberall stellt sich sinnlicher Genuss sittlich und poetisch durch die Bedingungen der Entbehrung und der Nothwendigkeit dar.

Ferner: es ist an sich ein guter Kunstgriff, Sachen die man noch halb verschleiert zeigen will, durch Voreiligkeit oder Mißverständniß

der Bedienten und Kinder halb zu entschleieren; nur aber wird die Allwissenheit des Dichters uns willkührlich zu geben und zu nehmen scheinen, wenn er nicht durch das Werk selber den strengsten Gehorsam gegen das Gesetz beweist, durchaus nichts zu erzählen, als nur Gegenwart.

Ferner: da die Phantasie des Lesers in ihrem kurzen Fluge mehr wächst, als die des Dichters im langen, weil jene in dessen Werke alle die neuen Bilder, Flammen und Stürme vielleicht in Einem halben Tage empfängt und zu einer Wirkung aufhäuft, welche die dichterische erst durch Schöpfungen einzeln überkommt und nacheinander hinreicht, noch abgerechnet des Dichters Ausglühen durch häusiges Anglühen von der nämlichen Sache: so darf schon derselbe bei seinem Leser mehr Entflammung und Rühnheit voraussezzen, als er selber noch behalten, und darf der von ihm so schnell befiederten und befliegelten Phantasie

schon Nachflüge seiner Vorflüge zumuthen. Es wäre zu wünschen, jeder wüßte, wie der Leser ist — angezündet vom Autor unternimmt und überfliegt er alles, unter eignen Flügen vergißt und vergibt er die fremden Sprünge. Daher setze doch ein Autor, der einen steinigen Ziel-Beg zu durchschreiben hat, seine voreilenden erwärmten Leser voraus, um welche schon sein Abendroth schwebt und sein Farben-Ziel.

Ferner: ein kleiner Umstand überrascht durch eine große Wirkung desto mehr, je früher er da war; nur werd' er durch zufälliges Wiederholen gegen Vergessen bewahrt.

Desgleichen: verschont uns mit einer langen Reiheschank von Liebetränken, (philtris) mit einer goldenen Erlskette aufgefädelter verliebter Herzen, mit einer Baum schnur umhalseter Wesen — die Liebe sieht ungern sich verbißfacht aufgeführt, blos weil sie nur in ihrem höchsten Grade ideal ergreift, der aber

wenige Wiederholungen erlaubt. Die Freundschaft hingegen verlangt und achtet Genossenschaft; ein Gärtchen mit zwei Liebenden und deren Kindern in den Blumen, und ein Schlachtfeld voll verbunden kämpfender Freunde erheben gleich hoch.

Sogar die Kleinigkeit des Namen-Gebens ist kaum eine. Wieland, Goethe, Musäus wußten acht deutsche und rechte zu geben. Der Mensch sehnt sich in der kleinsten Sache doch nach ein wenig Grund; „nur ein Gründchen gebt mir, so thu' ichs gern,” sagt er. Niemand theilte z. B. Homer und den Theophrast in 17 oder 29 Bücher, sondern — das war das Gründchen — in 24 nach Zahl der Buchstaben. Die Juden, um 2 Buchstaben ansangs ärmer, ließen sich folglich 22 biblische Bücher gefallen. Man sieht es ungern, wenn die Kapitel eines Werks mit ungerader Zahl beschließen, ich nehme aber 3. 5. 7. 9. II. 25. 99. aus. Ohne besondern Anlaß

wird kein Mensch am Dienstage oder Donnerstage eine große Aenderung seiner Lebensordnung anheben: „an andern Tagen, sagt er, weiß ich doch, warum, sie sind gewissermaßen merkwürdig.“ — So sucht der Mensch im Namen nur etwas, etwas weniges, aber doch etwas. Torre-Cremada oder La tour brûlée, desgleichen Feu-ardent hießen, (kann er versichern aus Bayle,) schon über der Taufschüssel zwei Mönche, welche die halbe religiöse Oppozitonspartei froh verbrannten.

Unausstehlich ist dem deutschen Gefühle die brittische Namensvetterschaft mit der Sache; — wozu Hermes früher die häßlichsten Proben an den Herren Verkennt, und Gründleger und neuerlich an Herrn Kerker und überall geliefert. Aber ganz und gar nichts soll wieder kein Name bedeuten, besonders da nach Leibniz doch alle Eigennamen ursprünglich allgemeine waren, son-

dern so recht in der Viertels-Mitte soll er stehen, mehr mit Klängen als mit Sylben reden und viel sagen, ohne es zu nennen, wie z. B. die Wielandschen Namen: Flok, Flaunz, Parasol, Dindonette ic. So hat z. B. der uns bekannte Autor nicht ohne wahren Verstand unbedeutende Menschen einsylbig: Wuz, Stuß getauft, andere schlimme oder scheinbar wichtige mit der Iterativ-Sylbe er: Lederer, Fraischddrfer — einen fahlen, fahlen: Fahland u. s. w. Was die Weiber anbelangt: so erstreckt sich das indische Gesetz, daß der Bramine stets eines mit einem schönen Namen heirathen soll, bis in die Romane herübet; jede Helden hat neuerer Seiten, wenn auch keine andere Schönheit, doch diese, nämlich eine welsche Benennung statt eines welschen Gesichts.

Der letzte, aber vielleicht bedeutendste Wink, den man Romanenschreibern geben

Kann und schwerlich zu oft, ist dieser: Freunde,
de, habt nur vorzüglich wahres, herrliches
Genie, dann werdet ihr euch wundern,
wie weit ihrs treist! —

XIII. Programm.

U e b e r d i e L y r a.

§. 75.

Die Ode — die Elegie — das Lied — das Lehrsgedicht — die Fabel ic.

Dieses Programm muß zwar nicht zu kurz ausfallen — wie in der ersten Auflage, wo es gar fehlte — aber doch kurz; es ist wenig darin mit wenigen Worten zu sagen, was nicht schon früher mit vielen wäre gesagt worden. Im früheren Auslassen der ganzen lyrischen Abtheilung hatt' ich einen alten, wenn auch nicht guten Vorgänger an Eschenburg *) welcher gleichfalls nur alles in Dras-

*) Dessen Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaft. Neue, umgearbeitete Ausgabe 1789.

ma und in Epos eintheilt, und in das letztere die ganze lyrische Heerde, die Ode, die Elegie und noch Satiren, Allegorien, und Sinngedichte einlagert. Er gewann sich nämlich an der Person des Dichters selber einen Markstein, und eine Hermessäule einer leichten Abgränzung aller Dichtarten, jenseits und diesseits; spricht der Dichter selber, dann wirds, sagt er, Epos et compagnie, d. B. Elegie; läßt er andere sprechen, so ist das Drama da. Man könnte so den Dichter in Rücksicht seiner geschaffnen Welt, wie sonst streitende Weltweise Gott in Rücksicht der seunigen, bald extramundan (außerweltlich), bald intramundan (innerweltlich) betrachten. — — Gibt es dann aber eine flüssigere Abtheilung und Abscheidung mitten auf dem poetischen Meere? Denn, weder die Einmengung, noch die Versteckung des Dichters entscheidet zwischen zwei Formen des Gedichts; der sich sprechend einführende Dichter ist so gut und

nicht schlechter, und ein Glied des ganzen Gedichts, als jeder andere Sprecher; er selber muß sich darin verwandeln und verklären, wie jeder andere Mensch, und aus der Asche seiner Individualität den poetischen Phönix wecken. Der Maler wird zum Gemälde, der Schöpfer zu seinem Geschöpfe. — — Wie leicht wären, falls nur die Kleinigkeiten des Sprechens und des Sprechenlassens abtheilten, Formen in Formen einzuschmelzen und derselbe Dithyrambus würde z. B. bald episch, wenn der Dichter vorher sagte und sang, er wolle einen fremden singen, bald lyrisch durch die Worte, er wolle seinen eignen singen, bald dramatisch, wenn er ihn ohne ein Wort von sich in ein tragisches Selbstgespräch einschöbe. Aber bloße Formlichkeiten sind — in der Poetie wenigstens — keine Formen.

Das Epos stellt die Gegebenheit, die sich aus der Vergangenheit entwickelt, das Drama die Handlung, welche

sich für und gegen die Zukunft ausdehnt, die Lyra die Empfindung dar, welche sich in die Gegenwart einschließt. Die Lyra geht, da Empfindung überhaupt die Mutter und der Zundersunke aller Dichtung ist, eigentlich allen Dichtformen voraus, als das gestaltlose Prometheus-Feuer, welches Gestalten gliedert und belebt. Wirkt dieses lyrische Feuer allein, außerhalb den beiden Formen oder Körpern, Epos und Drama, so nimmt die freifliegende Flamme, wie jede körperliche, keine umschriebene feste Gestalt an, sondern lodert, und flattert als Ode, Dithyrambus, Elegie. Sie dringt ins Drama als Chor, zuweilen als Selbstgespräch, als Dithyrambus in Weh und Lust, obwohl immer nur als abhängiges Mittelglied, nicht sich allein aussprechend, sondern dem Ganzen nachsprechend. Es wäre möglich, durch ein Drama eine Bergkette von hohen Oden gehen zu lassen. Die Vergangenheit im Epos mildert

jeden lyrischen Sturm, und leidet schwer die erzählende Einwebung eines Chors, Dithyrambus u. s. w.

In der eigentlichen lyrischen Dichtkunst waltet die Begebenheit nur als Gegenwart, und die Zukunft nur als Empfindung. Die Empfindung wird sich allein und unabhängig darstellen, ohne etwas wie im Epos, alle ihre Eltern, oder wie im Drama ihre Kinder zu malen. Der verschlungene Plan der Ode ist daher keine verlarvte Larve einer kleinen epischen Begebenheit; die geschichtlichen Einwebungen sind nur Ausbrüche des lyrischen Feuergusses, welcher überrinnend nach allen Seiten des Berges abläuft. Die Empfindung fliegt, ohne alle historische Weg-Linie zwischen Ende, Anfang und Mitte umher, nur von ihrer Ueberspannung und Ermattung wechselnd getrieben; daher sie z. B. vielleicht am Ende einer Ode von ihrem geschichtlichen Anfange an noch stärker ergriffen seyn kann,

als anfangs derselben. Ja die Empfindung darf sich kühn hinstellen, im Verlaß auf die Gemeinschaftlichkeit aller Herzen, ohne ein eins gewebtes Wort Begebenheit; z. B. eine Ode über Gott, Tod ic.; der Dichter besingt nur eine alte feste Geschichte in der Menschenbrust. Uebrigens wird, könnte man noch sagen, das Geschichtliche im Epos erzählt, im Drama vorausgesehen und gewirkt, in der Lyrik empfunden oder erlebt.

Wird die Empfindung, wie eigentlich seyn soll, für das Gemeinschaftliche, für den Blutumlauf aller Dichtkunst angesehen: so sind die lyrischen Arten nur abgerissene, für sich fortlebende Glieder der beiden poetischen Riesenleiber, insosfern die Dichtkunst ein Doppeladler oder eine Apollons Sonne im Zwilling ist. Mithin wäre die Ode, der Dithyrambus, die Elegie, das Sonnet, nur als ein Unisono aus der harmonischen Tonleiter des Drama ausgehoben, und für sich be-

lebt. Eben so sind die Romanze, das Märchen, die Ballade, die Legende &c. nur ein Tongang aus der Fuge des Epos. Freilich der Kunst selber wird mit solchen immer enger einlaufenden Abtheilungen, welche sich blos nach der poetischen so unwesentlichen Verschiedenheit der Gegenstände und der Zeilen-Räume regeln, nicht hoch aufgeholfen; indeß wollen wir aus den beiden großen Flügeln, dem Epos und dem Drama, noch einige Federn ziehen und nachsehen, ob sie dem linken oder dem rechten gehören, nicht so wol des Nutzens oder der Lehre und Wahrheit wegen, als weil es zu sehr um Vollständigkeit eines ästhetischen Lehrbuchs zu thun ist.

So müssen wir z. B. sogleich in der Nähe das sogenannte beschreibende Gedicht aus der lyrischen Gattung stoßen, in die epische hinein, so seltsam das Urtheil erscheine, da wir später das Lehrgedicht in

die lyrische bringen. Das Beschreibgedicht z. B. Thomsons, Kleists ic. stellt ein Theilchen Schauplatz dar, ein bowling green der großen epischen Landschaft nur ohne die Spieler. Es ist das poetische Stillleben. In ihm handelt die Bühne und die Personen sind der Schauplatz.

Das Lehrgedicht gehört in die lyrische Abtheilung. Diese Absonderung darf wohl befremden, weil man dem sinnlichen Landschaftsgedichte weit mehr Wärme zutrauet, als dem unsinnlichen Lehrgedicht. Aber das Beschreib-Gedicht hat als solches nur mit der epischen körperlichen Fläche zu thun, welche an und für sich dasteht, ausläuft, und weit blüht. Das Lehrgedicht läßt auf innere geistige Gegenstände den Brennpunkt der Empfindung fallen, und in diesem leuchten und brennen sie; und dieses so sehr, daß der flammende Pindar ganze Reihen kalter Lehrsätze zu seinem korinthischen Erz einschmilzt.

Reflexionen oder Kenntnisse werden nicht an sich zur Lehre, sondern für das Herz zur Einheit der Empfindung gereiht, und als eine mit Blumenketten umwickelte Frucht dargeboten, z. B. von Young, Haller, Pope, Lukrez. In der Dichtkunst ist jeder Gedanke der Nachbar eines Gefühls, und jede Gehirnkammer stößt an eine Herzkammer. Ohne dieß wäre ja eine Philosophie wie z. B. die platonische ein Lehrgedicht. Zuweilen liegen die Gegenstände des Lehrgedichts dieses prosaischen Chors, weiter vom Herzen als vom Gehirne ab, z. B. Horazens und Popens Lehrgedicht der Ästhetik. Virgils Georgika und die sogenannten Episteln sind schweifendes Gränzwildpret der beschreibenden und der lehrenden Dichtkunst. Wohin die Lehrdichtereien von de Lille gehören, ist wol jedem gleichgültig, der sie nicht liest.

Da in der Fabel nicht die Moral der Geschichte wegen gemacht wird, sondern die

Geschichte für jene nur der Boden ist: — so gehört sie, so breit auch der geschichtliche Boden eines kleinen Samenkorns ist, doch nicht dem epischen an, sondern dem lehrenden Gedichte eines — Gedankens.

Das S i n n g e d i c h t — oder wie die deutschen Alten, z. B. Gryphius besser sagten, das Beigedicht — kann, wenn es ein griechisches ist, welches eine Empfindung ausspricht, schon in die ersten lyrischen Fachwerke geordnet werden; in so ferne es aber als ein römisches oder neueres sich zu einem bloßen Stechgedanken zuspikt, wird es in die fernern Unterabtheilungen, nämlich in das Lehrgedicht, als ein verkleinertes Lehrgedichtchen fallen.

Zuletzt sind noch richtig = eingefacht unterzubringen das Räthsel, desgleichen die Charade, sammt ihren Absenkern und Wasserreisern den Logogryphen, Anagrammen u. s. w. Ich glaubte von jeher am wenigsten

willkührlich zu versfahren, wenn ich sie alle als Mittelwesen und Mittelsalze (wie die Epistel, nur aber verkleinerter) auf die Gränze zwischen Beschreib- und Belehr-Gedicht aussetze.

Noch weiter ins Kleinere abzutheilen und zu zerfasern, möchte wohl mehr angenehmer Zeitvertreib für den scharfsinnigen Kunstrichter, als nützliche Kunstlehre für den ausübenden Dichter gewähren; ich wünschte daher nicht, daß mir Mangel an System vorgeworfen würde, wenn ich wenigstens, mikroskopische Gedichte nur flüchtig berühre, als da sind z. B. ein bloßes Wehe! Ach! — (es würde zur Elegie, diesem Bruchstück des Trauerspiels gehören) — oder ein bloßes Heiss! Tuchheh! — (offenbar der verkürzte Dithyrambus.)

Nur eine Nebenbemerkung bei diesen Kurzgedichten! Die Griechen sind weit reicher an Schmerzrufen, diese Miniaturs-Elegien, als

wir Neuern, gleichsam zum Zeichen ihrer tragischen Meisterschaft. Die Ausrufungen der Franzosen sind meistens kürzer als unsere: ah, (wir: ach!) — si (wir: pfui, die Kurz-satire) — aie (au weh!) — parbleu (pot-tausend!) — hélas (leider); wieder ein Beispiel, daß sie sogar in diesen kleinsten Kunstwerken nicht so unendlich weit und breit sind, wie wir in allen.

Nun noch als die ordentlich kürzesten Gedichtsformen gar Frag- und Ausrufzeichen anzuführen und die einfachen, doppelten &c. zu klassifizieren, wäre wol in jedem Falle nur ein Scherz und wahrhaft überflüssig. Schon durch das Vorige hofft der Verfasser der Vorschule hinlänglich dem Vorwurf systematischer Lücken begegnet zu haben, der ihm allerdings zu machen war.

XIV. Programm.

Ueber den Stil oder die Darstellung.

§. 76.

Beschreibung des Stils.

Der Stil ist der Mensch selber, sagt Büffon mit Recht. Wie jedes Volk sich in seiner Sprache, so malt jeder Autor sich in seinem Stile; die geheimste Eigenthümlichkeit mit ihren feinen Erhebungen und Vertiefungen formt sich im Stile, diesem zweiten biegsamen Leibe des Geistes, lebend ab. Einen fremden Stil nachahmen, heißtet daher mit einem Siegel siegeln, anstatt mit einem Pettschaft. Allerdings gibt es einen weiten wissenschaftlichen, gleichsam den Wachtmantel, den ein Gedanke

nach dem andern umschlägt — indeß der geniale eine mit den grünen Kernen zugleich reifende und genossene Hülse und Schote ist; — aber selber jener gewinnt durch Individualität; und in der bloßen Gelehrsamkeit thut oft das leise Erscheinen des Menschen so viel höheres Vermögen kund, als in der Dichtkunst das Verdecken desselben. Hat jemand etwas zu sagen, so gibt es keine angemessnere Weise als seine eigene; hat er nichts zu sagen, so ist seine noch passender. Wie wird man mit dem Widerspruche des Scheins gequält, wenn ein gewöhnlicher Mensch wie z. B. Meißner nach Lessings dialektischer und dialogischer Kettenregel sich mit seinem in einander geschlungenen Ketten-Demosthenes behängt und damit klingend zieht, ohne etwas zu haben, was zu ziehen oder zu binden ist als wieder Ketten zum Klingeln!

Wielands langathmige, gehalten sich entwickelnde Prose ist das rechte Sprachorgan

der Sokratik, welche ihn eigenthümlich auszeichnet bis zum Scheine der Veränderlichkeit. Nicht nur der sokratische Spott fodert die Langsamkeit der Länge, sondern auch die gehaltne Kraft, womit Wieland mehr als irgend ein Autor, wie ein Astronom, die grösste und die kleinste Entfernung für die mittlere zu berechnen und aus den gezeichneten Enden in die Mitte zurückzuführen weiß. Als ein solches Sternbild der geistigen Wage hebt er sich langsam Stern nach Stern empor, um uns die Gleichheit unsers innern Tags und unserer Nacht vorzuwägen. Da es aber eine Tag- und Nachtgleiche gibt, welche den poetischen Frühling, und eine zweite, welche den prosaischen Herbst mitbringt: so werden wir dem Griechen und dem Deutschen, jedem, eine andere geben müssen; ein Unterschied, der sich auch in den beiden Schülern des Sokrates, in Platon und Aristipp ausdrückte. Philosophen haben überhaupt lange Perioden,

gleichsam die Augenhalter dessen, dem sie den
Staar wegheilen; und Wieland ist ein gros-
ser Lebens-Philosoph. —

Besucht Herders Schöpfungen, wo gries-
chische Lebens Frische und indische Lebens Mü-
de sich sonderbar begegnen: so geht ihr gleich-
sam in einem Mondschein, in welchen schon
Morgenröthe fällt, aber eine verborgne Son-
ne malt ja beide.

Aehnlich, aber periodologischer, ist Jaco-
bis straffe, ferndeutsche Prose, musicalisch
in jedem Sinne; denn sogar seine Bilder sind
oft von Tönen hergenommen. Der seltene
Bind zwischen schneidender Denfkraft und der
Unendlichkeit des Herzens gibt die gespannte
metallene Saite mit dem weichen Vertönen.

In Goethens Prose bildet — wenn in der
vorigen die Töne poetische Gestalten legen —
umgekehrt die feste Form den Memnons Ton.
Ein plastisches Runden und zeichnendes Ab-
schneiden, das sogar den körperlichen Künstler

verräth, machen seine Werke zum festen stillen
Bilder- und Abgußsaal.

Hamanns Stil ist ein Strom, den gegen
die Quelle ein Sturm zurückdrängt, so daß
die deutschen Marktschiffe darauf gar nicht
anzukommen wissen.

Luthers Prose ist eine halbe Schlacht; we-
nige Thaten gleichen seinen Worten.

Klopstocks Prose, dem Schlegel zu viel
Grammatik nicht ganz unrichtig vorwarf, zeigt
häufig eine fast stoff-arme Sprech-Schärfe,
was eben Sprachlehrern wie Logikern eigen
ist, welche am meisten gewiß, aber am we-
nisten viel wissen; daher fast alle Sprach-
lehren kurz geschrieben sind, und Danzens he-
bräische am kürzesten. Ueberhaupt bei der
Einschränkung auf einen engen Stoff will sich
der denkende Kopf durch die Anstrengungen
zur Sprechkürze Genüße bereiten. Neue
Welt-Ansichten wie die genannten vorigen
Dichter gab er wenig. Daher kommen die

nackten Winteräste in seiner Prose — die Menge der zirkumscripтивen Sätze — die Wiederkehr der nämlichen nur scharf umschnittenen Bilder, z. B. der Auferstehung als eines Aehrenfeldes. Gleichwohl wird dadurch nicht Klopstocks tonloser Prose, welche der scharfe, aber tonvolle Prosaiker Lessing lobte, der Ruhm der hellsten Bestimmtheit und Darstellung verkleinert.

Die vollendete Prunk- und Glanzprose schreibt Schiller; was die Pracht der Reflexion in Bildern, Fülle und Gegensätzen geben kann, gibt er; ja oft spielt er auf den poetischen Saiten mit einer so reichen zu Zuswelen versteinerten Hand, daß der schwere Glanz, wenn nicht das Spielen, doch das Hören stört.

Ich übergehe viele (denn kein Volk schrieb in einem und demselben Jahr funfzig eine solche vielgestaltige Proteus-Prose als das deutsche); und nenne nur flüchtig noch den milden

Stil des christlichen Xenophon, Spalding) so wie Herder etwa ein christlicher Platon im Darstellen zu nennen wäre, wenn nicht der größte Mensch der Erde zu hoch über jede Vergleichung selber mit einem Sokrates hinaus stände); ferner die bildliche Unschäulichkeit in Schleiermachers und die unbildliche in Thümmels Stil.

S. 77.

Sinnlichkeit des Stils.

Wenn der Stil Werkzeug der Darstellung — nicht des bloßen Ausdrucks — seyn soll: so vermag er es nur durch Sinnlichkeit, welche aber — da in Europa blos der fünfte Sinn, das Auge, am Schreibeplatz zu gebrauchen ist — nur plastisch, d. h. durch Gestalt und Bewegung entweder eigentlich oder in Bildern daran erscheinen kann.

Für Gefühl und Geschmack haben wir wenig Einbildungskraft; für Geruch, wie schon oben bewiesen worden, noch weniger Sprache.

Für das Ohr sammelte unsere Sprache einen Schatz fast in allen Thierkehlen; aber unsere poetische Phantasie wird schwer eine hörende, Auge und Ohr stehen in abgekehrten Winkel-Richtungen in die Welt. Daher muß man musikalische Metaphern, um mit ihnen etwas auszurichten, vorher in optische verkörpern, wie denn schon die eigentlichen Ausdrücke höher, tiefer Ton das Auge ansprechen. Sagt man z. B. die Erinnerung im Greise ist ein leises Tönen und Verklingen aus den vorigen Jahren: so stelle sich dies bei weitem nicht so freiwillig dem Einbilden dar, als wenn man sagt: diese Erinnerung ist ein entfernter Ton, der aus dunkeln tiefliegenden Thälern herauszieht. Kurz, wir hören besser einen fernen als einen leisen Ton, einen nahen als einen starken, das Auge ist das Hörrohr der akustischen Phantasie. Noch dazu, da das innere Auge nach einem besondern Gesetze nicht hell

erkennt, was plötzlich davor tritt, sondern nur was allmählig wie nach einem Zuge von Ahnen erscheint: so können nicht die Töne, diese Götterkinder, die plötzlich ohne Mutter und gerüstet wie Minerva vor uns treten, sondern blos die Gestalten, welche wachsend sich nähern, folglich erst an und in diesen die Töne sich lebendig vor die Seele stellen.

S. 78.

Unbildliche Sinnlichkeit.

Sinnlichkeit durch Gestalt und Bewegung ist das Leben des Stils, entweder eigentliche oder uneigentliche.

Den Ruhm der schönsten, oft ganz homierisch verkörperten Prose teilt Thümmel vielleicht mit wenigen, unter welche Goethe und Sterne, aber nicht Wieland gehören, der die seinige durch Verkehr mit den französischen Allgemeinheiten entfärbten lassen. Man könnte oft Thümmel eben so gut malen als drucken:

z. B. „Bald fuhr der Amorskopf eines roths-
 „wangigen Jungen zu seinem kleinen Fenster
 „heraus, bald begleiteten uns die Rabenau-
 „gen eines blühenden Mädchens über die
 „Gasse. Hier kam uns der Reis entgegen
 „gerollt, hinter dem ein Dutzend spielende
 „Kinder hersprangen. Dort entblößte ein
 „freundlicher Alter sein graues Haupt, um
 „uns seinen patriarchalischen Segen zu geben.“
 Bloß an der letzten Zeile vergeht das Gemäl-
 de. Eben so schön sinnlich ist's, wenn er
 von den Empfindungen spricht, die man hat,
 „wenn die Deichsel des Reisewagens wieder
 „gegen das Vaterland gekreift ist.“

Da auch unsere abstrakte Sprache nur ein
 bloßer Abdruck der sinnlichen ist: so steht
 die Sinnlichkeit auch in der Gewalt der Phi-
 losophen, wie Schiller und Herder beweisen;
 und sie wäre ihnen noch mehr zu wünschen,
 damit sie enger und leichter reiheten. Ich
 hasse daher durchsichtige Lustwörter wie „bes-

wirken, bewerkstelligen, werkstellig machen.“ — Ferner die durch ein Nicht vernichteten Nebel, Wörter als Nicht-Sohn, Nicht-Achtung; so malt „durchsichtig“ mehr als „un-sichtbar:“ — Eben so sind personifizierte Zeitwörter, zumal verneinende, — z. B. bei Lessing: die Versäumung des Studiums des menschlichen Gerippes wird sich am Kotoristen schon rächen — wenigstens in der Poesie das Gift aller Gestalt. Klopstock hat oft wenig feste sinnliche Folie hinter seinem Spiegel. Vier Mittel — denn die Kürze ist blos das fünfte — ergreift er, um seine Gestalten zu lustigen auf einer Ossians-Wolke zu ver-glasen: erstlich eben das abstrakte Personifizieren der Zeitwörter mit einigen Pluralen noch dazu, wie ihm denn Gestaltung lieber ist als Gestalt, — zweitens die Komparativen, welche den Sinnen so wenig bieten, z. B.

Die Erhebung der Sprache,

Ihr gewählterer Schall, *)

Bewegterer edlerer Gang,

Darstellung, die innerste Kraft der Dichtkunst — ferner die verneinenden Adverbien, d. B. unanstoßendes Schrittes, weil hier das Sinnliche gerade das ist, was aufgehoben wird — und endlich seine zu oft umkehrende gestaltlose Figur, die die Schlacht schlägt, den Tanz tanzt, den Zauber zaubert &c. Daher ist die Messiaade dieser großen Seele **) ein schimmernder durchsichtiger Eispannlast.

Ich werde nachher bemerken, wie leicht gerade der Bau der deutschen Sprache alle

*) Dessen Werke II. 50. Welcher Schall dazu!

Aber er, Voß und Schlegel streicheln oft vorn das Ohr mit Selbstlautern, indem sie es hinten mit Mitlautern kraßen; auch wird die Melodie des Rhythmus oft mit Verlust der prosaischen Harmonie erkauft.

**) Nicht des großen Geistes. Jene empfindet neu, dieser schafft neu.

Gestalten der Dichters aufnimmt. So ziehen z. B. die Präpositionen mit dem doppelten Kasus an, unter, vor, neben, auf, über, hinter so sehr den schönen Bogen der Bewegung, sobald sie den Akkusativ zu regieren haben: vor die Augen heben, hinter Berge stellen; oder auch ans Zeitwort geschmolzen: den Schleier vorsenken, Blumen unterlegen ic. Ueberhaupt weht der Akkusativ bei sinnlichen Zeitwörtern romantisch durch die Gefühle: z. B. scheint tief ins Leben oder in das Jahr, oder wirft ihm lange Schatten nach.

Es gibt viele Hülsmittel der phantastischen Sinnlichkeit. Z. B. man verwandelt alle Eigenschaften in Glieder, das leidende Wesen in ein handelndes, das Passivum ins Aktivum. Wird z. B. statt: „durch bloße Ideen werden die Verhältnisse der ganzen Erde geändert,“ lieber gesagt: „das innere Auge oder dessen Blick bevölkert Welttheile, hebt Länder aus dem Sumpf ic.“: so ist es zum

wenigsten sinnlicher. Je größer der sinnliche leidende, oder thätige Kasus: desto besser, z. B. „einem Lande dringt sich die Krone als Sonne auf.“

Die sinnlichen intransitiven Zeitwörter zerfallen vortheilhaft in sinnliche Umschreibungen; z. B. statt: „das Leben blüht“ ist es sinnlicher: „das Leben treibt Blüthen, wirft sie ab, lässt sie fallen.“ — Ja jedes Zeitwort ist weniger sinnlich als ein Geschlechtswort. Hingegen ein Partizipium ist handelnder, mithin sinnlicher als ein Adjektivum: z. B. das dürstende Herz ist sinnlicher als das durstige. — Ein ruhender Körper wird nicht so lebhaft durch ein intransitives Zeitwort dargestellt, als durch ein thätig; z. B. die Straße läuft, steigt ic. über Berge, Sumpfe, ist nicht so lebendig als: „die Straße schwingt sich, windet sich über Berge.“ — Das Zeitwort verwandelt sich kräftig in ein Hauptwort, z. B. statt: „der, den ihre Arme erziehen“

bei Herder: *Zöglings* ihrer Arme. — Das Particium, zumal das thätige ist besser als das trockne Adverbium: z. B. sie haben sein Leben *zögernd* zerstört, anstatt *langsam*. Ganze kleine Sätze mischt und kleidet oft Herder in diese Wendung reizend ein. Die Neuern stehen in ihrer erbärmlichen Participien-Dürftigkeit gegen die Römer, als Hausarme da, gegen die Griechen gar als Straßenbettler. Ein Beiwort wird vortheilhaft in ein Hauptwort durch Zusammensetzung verwandelt: z. B. goldene Wolke in *Goldwolke*, giftiger Tropfen in *Gifttropfen*, beschränktes Auge in *Schranken des Auges*. — Ferner: stelle den Gegenstand lieber entstehend als entstanden vor; z. B. anstatt: die Nerven stammen aus dem Gehirn, lieber „das Gehirn wird zu Nerven ausgesponnen. — Schon die gemeine Sprache bemalt noch das Bezeichnen der Sinnen-Wörter; z. B. blutroth, feuerroth, käse-, oder kreideweiß, kohl- oder rabenschwarz, oder gar kohl-

raben-schwarz, eßig-sauer, honig-, oder zucker-süß, wozu noch die deutschen Einwort-Urssnanzen kommen: Klingklang, Rapsraps, Holterpolter &c. So darf denn auch die höhere Sprache in ihre Schattenrisse Farben tröpfen lassen; z. B. anstatt: Flügel der Zeit, habt ihr noch (insofern nur Schnelle zu zeigen ist), Falken-, Schwalbenflügel der Zeit; bei Tatze und Klaue bietet sich euch die ganze Wappenkunde dar, mit Tiger-, Löwen-, Leoparden- &c. Täthen, dann mit Adler-, Fas-ten-, Greifgeier-Klauen. — Und wirken denn nicht kleine Nebenfarbengebungen so weit hinein, daß der Dichter mehr gewinnt z. B. mit nirgend und nie als mit nicht, weil jene schon Raum und Zeit andeuten, nichts aber alles oder nichts? Ja geht nicht alles so ins Kleinste, daß z. B. weg stoßen, fort stoßen sinnlicher anklingt als verstoßen, oder sinnlicher entzweireißen als zerreißen, blos weil ver und zer nicht an und für sich ste-

hen und zeigen können, wohl aber weg und entzweie? — Indes werden hier nur kleine Mittel sinnlichster Darstellung, aber nicht deren Stellen angegeben, welche jede Dichtart anders wählt.

Sind einmal einige Gestalten mit großen Kosten auf der metaphorischen Fähre angekommen: so geselle man ihnen ja nur wieder Gestalten bei; nichts ist matter, als wenn Sinne auf Worten wachsen oder umgekehrt; man sollte nicht einmal mit Wieland sagen: „dem Zahn der Zeit trocken,“ das E.-Z.-Terzet nicht einmal gerechnet. — Hingegen im Komischen ist gerade das Widerspiel recht, z. B. Wielands: der Duns trägt seine Entschuldigung unter dem Hut.

Die Beiwörter, die rechten und sinnlichen, sind Gaben des Genius; nur in dessen Geisterstunde und Geistertage fällt ihre Säe- und Blüthenzeit. Wer ein solches Wort erst sucht, findet es schwerlich. Hier stehen Goethe und

Herder voran, auch den Deutschen, nicht nur den Engländern, welche jede Sonne mit einem Umhange von bewölkten Nebensonnen und Sonnenhöfen verstäcken. Herder sagt: das dicke Theben — der gebückte Sklave — das dunkle Getümmel ziehender Barbaren ic. Goethe sagt: die Liebes-Augen der Blumen — der silberprangende Fluß — der Liebe stockende Schmerzen zu Thränen lösen — vom Morgenwind umflügelt ic. Besonders winden die Goethischen, (auch seine unbildlichen,) gleichsam die tiefste Welt der Gefühle aus dem Herzen empor; z. B. „wie greifts auf einmal durch diese Freuden, durch diese offne Wonne mit entsetzlichen Schmerzen, mit eisernen Händen der Hölle durch.“ Wie wird man dadurch dem gemeinen Gepränge britischer Dicht-Wornlinge noch mehr gram! — So ergrauen auch Lessners verwässerte Farben gegen die festern hellern im Frühling von Kleist. — Manchem Rosegartischen Ge-

mälde geht oft zu einem dichterischen nichts ab als ein langer — Strich durch alle Beiwörter *).

S. 79.

Darstellung der menschlichen Gestalt.

Wenn die Gestalt malet, wer malet denn sie selber? besonders die schwierigste, nämlich die schönste? Die Handlung, antwortet Lessing. Aber da ohnehin im Gedicht alles eine seyn soll: so muß diese näher für die Wirkung betrachtet werden.

Vor der Phantasie stehen nie bleibende, nur werdende Gestalten; sie schauet ein ewiges Entstehen, folglich ein ewiges Vergehen an.

*) Man vergleiche sein Gedicht „Ich und das Schicksal“ welches Nataliens Neujahrwunsch an sich selber im Siebenfäs III. S. 255. in Verse setzt, mit dem Original; die ganze edle Einfachheit des letztern ging in der Nachbildung verloren.

Jeder Blick erleuchtet und verzehrt mit demselben Blitze seinen Gegenstand, und wo wir lange den nämlichen anzuschauen glauben, ist es nur das irre Umherlaufen des Leuchtpunktes auf einer ausgedehnten Gestalt. Die gerade Linie, den Bogen und die Wellen-Linie halten wir leichter und fester vor das Auge, weil ihr Fortwachsen ihrer ähnlichen Theile sie nicht ändert; *) hingegen jede Winkel-Figur muß vor dem ersten Blicke entspringen und sie wird schon vom zweiten zerstückt. Es ist Schade, daß wir noch nicht geistige Licht- und Zeitmesser für unsere Ideen und Gefühle haben; ein Buch voll Beobachtung zög' ich einem neuen metaphysischen Systeme vor.

Am schwersten wird der Phantasie die Vor- und Nachbildung einer menschlichen Schönheit aus Worten, welche wie die Kugel den größten Reichthum in die kleinste Form einschließt.

*) Dazu kommt ihre häufigere Erscheinung in der Außenwelt.

Sie findet an ihr lauter Verschiedenheiten, aber in einander schmelzende; folglich weder die Hülfe der Linie, worin das Ganze den Theil wiederholt, noch die Hülfe der Hässlichkeit, deren Bestandtheile als ledige Kontraste sich schärfer und schneller vordrängen. Ohne Überblick festgehaltner Theile aber gibt es keine Schönheit, diese Tochter des Ganzen oder des Verhältnisses.

Nun ist die Phantasie überall mehr Wortschatten als Lebenfarben nach- und vorzuhilden angewöhnt; die cogitationes coecae, wie Leibniz sie nennt, bewohnen uns den ganzen Tag, ich meine Schatten zur Hälfte aus der Sinnensprache, ein Viertel Ton- und ein Viertel Schriftsprache. „Wie leicht und leer, sagt Jakobi, gehen uns die unendlichen Wörter: Himmel, Hölle, durch den Geist und über die Lippe!“ Wie kahl wird nicht Gott ausgesprochen und gelesen!

Farben bereitet die Phantasie am leich-

testen, da sie ja durch das ganze Leben am unendlichen Raum färben und sogar den Schatten in ihren Farbekessel tauchen muß. Daher wachsen Blumen, da sie nur aus wenigen Farben und Bogenlinien bestehen und immer dieselben bleiben, so schnell in der Phantasie auf. Umrisse als die Einschränkung der Farbe werden ihr schon schwerer, außer solche, welche Bewegung — diesen Wiederschein des Geistes — fodern und zeigen, z. B. eine lange Gestalt, weite Ferne, Landstraßen, hohe Gipfel.

Wie wird nun die fremde Phantasie zur plastischen Schöpfung gezwungen? Nie durch den bloßen Anstoß und Zuwind: „ein reizendes Gesicht, eine Venus,“ oder durch folgende, in anderer Hinsicht vortreffliche Verse in Wielands Oberon:

Es war in jedem Theil, was je die Phantasie
Der Alkamenen und Lysippen

Sich als das Schönste dacht' und ihren
Bildern lieh,

Es war Helenens Brust und Atalantens
Knie,

Und Leda's Arm und Erigonens Lippen
u. s. w.

Eben jedes schöne Glied, welches hier als erschaffen vorausgesetzt wird, soll mir der Dichter erstlich verschaffen, (denn das bloße Wort gibt mir so wenig eine Anschauung als das Wort Himmel Himmelsfreude); dann aber soll er eben alle Glieder, welche die Phantasie nicht festhalten kann, durch ein organisches Feuer zu Einer warmen Gestalt verschmelzen. Nur der lyrische Dichter mag etwan sagen: „er wolle dieß singen — oder: er wolle es nicht, es sei zu groß“ oder: hat je ein Dichter etwas Schöneres u. s. w.; denn durch die Empfindung gibt er den Gegenstand; aber der epische kann nur durch den Gegenstand die Empfindung geben, und darf also mit dieser

nicht beginnen, nur beschließen. — Sogar in der Lyrik wirkt er entkräftend, wenn z. B. Klopstock zum Besingen Gottes durch die Erklärung Anstalten macht, daß er das Besingen nicht vermöge; denn zwar das Unvermögen des Beschreibens wird bedeutend durch die Wichtigkeit des Beschreibers gehoben, aber nicht sonderlich der Gegenstand Gott; auch findet man ungern in der Nähe des Allerhöchsten so viel Reflexion und Blick auf sich und auf Beschreiben.

Damit nun aus dem reißenden Flusse der Ideen eine Gestalt vor der Phantasie einen Augenblick lange auftinge, müssen in den nächst vorhergehenden die Springfedern dazu gespannt werden. Man kann diese eintheilen in die Aufhebung, in den Kontrast und in die Bewegung, die sich wieder in äußere und in innere zertheilt.

Die Aufhebung ist dies: zeigt im ersten Momente blos den Vorhang der Gestalt,

nehmt im zweiten ihr ganz weg, dann zwingt ihr die Phantasie, welche durchaus keinen leeren Raum vertragen und beschauen kann, ihn mit der Gestalt zu füllen, die ihr nur mit einem einzigen Worte vorher zu nennen braucht, z. B. Venus. Umstände, welche den Helden die geliebte Schönheit zu erblicken hindern, heben sie gerade dem Leser vor das Auge; so wirken z. B. die Springwasser gestaltend, hinter welchen Albano gern seine erblindete Liane ersehen möchte. — Sonst fragt' ich mich, warum gerade in 1001 Nacht alle Schönheiten so schön und so lebendig da stehen; jetzt antwort' ich: durch Aufhebung. Da nämlich jede vorher nach Landes Sitte unter dem breiten Blatte des Schleiers glüht und da immer plötzlich das Laubwerk weggezogen wird; so sieht man natürlich darhinter die durchsichtig = zarte, weiß = rothe Frucht beschämt nie-
derhängen.

Auf dieselbe Weise wirkt der Kontrast

Brete und in unserer Seele ab. Hätte Wiesland in der vorigen Strophe aus einem römischen Ergänzmagazin einen Ledas - Arm oder dergleichen in die Hand genommen und als Möblör der Person gesagt, so sei ihrer: so wäre uns allen, nur nicht ernst genug, ihre Gestalt ins Auge und in die Sinne gefallen.

Wie Handlung, oder Bewegung gestalte in der fließenden Phantasie, das zeigt euch jede Fackel. Sagt: „ich sah den Apollo in Dresden, ich sah die Eisberge in der Schweiz.“ ihr habt noch schwach uns die hohen Gestalten aufgerichtet und enthüllt. Aber setzt dazu: „wir hatten Fackeln z. B. in der Schweiz und so wie der Schimmer hinunter in die schwarzen Gründe stürzte, an den Klüften auflief und wie lebendige Geisterspiele um grüne Gipfel und über Schneeflächen schweifte und Schatten gebar ic.“ so sieht man etwas.

Außer der äußern Bewegung gibt es noch eine höhere Malerin der Gestalt, die innere

Bewegung. Unsere Phantasie malt nichts leichter nach als eine zweite. In einer Folio-Ausgabe von Youngs Nachtgedanken mit phantastischen Randzeichnungen von Blake ist z. B. auf dem Blatte, wo Träume gezeichnet werden, die Gestalt für mich furchterlich, welche gekrümmt und schaudernd in ein Gebüsch starrt; denn ihr Sehen wird mir Gesicht. Um also unserm Geiste eine schöne Gestalt zu zeigen: — — zeigt ihm nur einen, der sie sieht; aber um wieder sein Sehen zu zeigen, müßt ihr irgend einen Körpertheil, und wär' es ein blaues Auge, ja ein weißes großes Augenlied mitbringen; dann ist alles gethan. Ihr wollt z. B. eine erhabene weibliche Gestalt abzeichnen, so mag ihr Gemüth sie mit opfernder Liebe verklärend durchstralen, daß Schimmer und Umriss in einander verrinnen; aber irgend eine Verkörperung gründe den Geist; die Gestalt senke die reine lichte gerade Stirn, wenn sie gibt und liebt; dann werdet ihr sie sehen.

Herder malt in den Horen einen Liebenden, der seine Geliebte vor dem Kalifen malt — man führt nur eine franke blasser Gestalt daher — aber er fodert nur, mit seinen Augen schaue man sie — und so giebt er uns seine Augen. — Wie gedacht, irgend ein sichtbares gefärbtes Blumenblatt — im vorigen Beispiel war es wolk und weiß — muß dem unsichtbaren Dufte die Unterlage leihen, und wär' es einer von Homers festen Theilen der Rede: blau- und groß, äugig, weißarmig &c. — Werthers durchsichtige Lotte ist daher nur ein schöner Ton, eine Echo, aber die Nymphé bleibt verborgen.

Einige wollen uns die Gestalt erschließen lassen, indem sie ihr Maler, Dichter, Lobredner und alle schönen Künstler voraus- und nachschicken, welche sie ausposaunen. So machte es Richardson, der uns bekannte Verfasser und viele; aber ein Schluß ist kein Gesicht, ausgenommen in der Weltgeschichte. Lessing legt die freudigen Ausbrüche einiger Greise in

der Elias über Helenens Schönheit als volle Farbenkörner zu einem kräftigen Bilde der Griechin vor — und das sind sie gewiß; — aber nicht durch die bloßen Ausrufungen greiser hustender Stimmen (denn bei uns und bei Griechen wär' es ekel abstoßend; dann zweckwidrig, da eben des Dichters Zweck zu preisen, so roh vorstäche; dann zwecklos, da ja Helenens Bild schon auf allen Schwertern wiederglänzte, die ihrentwegen gezogen waren): sondern durch zwei andere Verhältnisse wird die Schilderung richtig und feurig; erstlich, daß die Greise Helenen verschleiert gehensahen; folglich im doppelten Gestalt-Vorteil für die Phantasie, in der Hülle und in der Handlung; und zweitens dadurch, daß Helene in die allgemeine Weltgeschichte hineingehört. Der Historiker schreibe nämlich, daß Maria von Schottland eine große Schönheit gewesen, man glaubt eine, man sieht eine — und zwar so lebendig und leicht, als man auf

der Gasse eine menschenliebende Seele auf einem Arme findet und sieht, der sich aussstreckt, um zu tragen oder zu reichen; — allein in der Dichtkunst wird Maria nicht eher schön, als bis ihr Schiller durch Mortimer die Augen, den Hals und alles schickt, obwohl widrig genug auf dem Enthauptung = Blöcke auftischt.

§. 80.

Poetische Landschaftmalerei.

Schöne Landschaften sind vom Dichter und Maler leichter als Menschen zu zeichnen; weil bei jenen die Weite des Spielraums in Farbe und Zeichnung und die Unbekanntschaft mit dem Gegenstand die Strenge der Aussprüche mildert. Aus den Landschaften der Reisebeschreiber kann der Dichter lernen, was er in den sehnigen — auszulassen habe; wie wenig das chaotische Ausschütten von Bergen, Flüssen, Dörfern und die Vermessungen der einzelnen Beete und Gewächse, kurz, der dunkle Schutthaufe

übereinander liegender Farben sich von selber in Ein leichtes Gemälde ausbreite. Hier allein gilt Simonides Gleichsetzen der Poesie und Malerei; eine dichterische Landschaft muß ein malerisches Ganzes machen; die fremde Phantasie muß nicht erst mühsam, wie auf einer Bühne, Felsen und Baumwände an einander zu schieben brauchen, um dann einige Schritte davon die Stellung anzuschauen: sondern ihr muß unwillkürlich die Landschaft, wie von einem Berge bei aufgehendem Morgenlicht, sich mit Höhen und Tiefen entwickeln.

Auch dies reicht nicht zu, sondern jede muß ihren eignen einzigen Ton der Empfindung haben, welchen der Helden oder die Heldin angibt, nicht der Autor. Wir sehen die ganze Natur nur mit den Augen der epischen Spieler. Dieselbe Sonne geht mit einem andern Rothe vor der Mutter unter, welche der Dichter auf den Grab-Hügel eines Kindes stellt, und mit einem andern vor der Braut, welche auf einem

schöneren Hügel dem Geliebten entgegen sieht
 oder zur Seite steht. Für beide Abende hat
 der Dichter ganz verschiedene Sterne, Blü-
 men, Wolken und Schmetterlinge auszulesen.
 Wird uns die Natur roh und reich ohne ein
 fremdes milderndes Auge nahe vor unseres
 geschoben, folglich mit der ganzen Zerstreuung
 durch ihre unabsehbliche Fülle: so bekommen
 wir einen Brockes, = Hirschfeld = und zum Theil
 einen Thomson und Kleist; jedes Laub, Blatt
 wird eine Welt, aber doch will der Fehl-Dich-
 ter uns durch eine Laubholzwaldung durch-
 zerren. — Dazu kommt: in der äu ßern Na-
 tur erhöht die Fortwirkung des ausgebreiteten
 lebendigen Ganzen jeden Lichtstreif, jeden Berg
 und jeden Vogelton, und jede Stimme wird
 von einem Chore begleitet; aber der poeti-
 schen Landschaft, welche nur Einzelnes nach
 Einzelnen aufbreitet, würde das steigende Gan-
 ze völlig mangeln, und jede Einzelheit unbe-
 gleitet und nackt dastehen, wenn nicht ein ins-

neres poetisches Ganzes der Empfindung das äußere erstattete, und so jedem kleinen Zuge seine Mitgewalt anwiese und gäbe. —

Die Landschaften der Alten sind mehr plastisch; der Neuern mehr musikalisch, oder, was am besten ist, beides. Goethens beide Landschaften im Werther werden als ein Doppelstern und Doppelchor durch alle Zeiten glänzen und klingen. Es gibt Gefühle der Menschenbrust, welche unaussprechlich bleiben, bis man die ganze körperliche Nachbarschaft der Natur, worin sie wie Düfte entstanden, als Wörter zu ihrer Beschreibung gebraucht; und so findet man es in Goethe, Jacobi und Herder. Auch Heinse und Tieck *), jener mehr plastisch, dieser mehr musikalisch, griffen so

*) Auch werde nie das schönste Werk Gleim des Dichters, Halladat, vergessen; denn was das schönste Werk Gleim des Menschen, anlangt, so weiß er, der Deutsche, vielleicht es selber erst, seitdem er keiner mehr, sondern hinüber ist.

in die unzähligen Saiten der Welt hinein und rührten gerade diejenigen an, welche ihr Herz austönen.

Gleichwohl sind nicht nur Brockes, Hirschfeld und die Reisebeschreiber zu studieren — um Farbenkörner aufzusammeln für Gemälde und also um nicht den Abendstern, wie Klosterstock *) und der Romanschreiber Kramer abends aufgehen zu lassen — sondern die große Landschaft-Natur selber ist fast abzuschreiben. Sie hat in der That das Große, daß sie nirgend klein ist. Das Studium der bloßen menschlichen Natur liefert oft Farben, welche der Dichter wegwirft; aber am Sternen- und Wolken-Himmel und auf Bergen und unter den Blumen geht nichts Unedles vor und ihr könnt jede Farbe davon einmal, nur nicht in jedem Gemälde, gebrauchen.

Der phantasie- und humor-reiche Baggesen verlangt, ein Dichter solle nur Einmal ei-

*) Mess. I. Gesang S. 25.

nen Sonnen- Untergang oder Aufgang und so alles Große malen. Der Dichter, für seine Rechnung, sollt' es gewiß — denn die kindliche Lenz- Heiligkeit eines ersten Ausdrucks der lange vollen und übervollen Seele hat kein zweiter mehr; aber für jeden Helden braucht er neue und andere Morgen, für jede Heldenin verglichen Abende; folglich wie unter den unzähligen Dichtern bei jedem die Sonne in einer andern Himmelgegend aufging und wir so viel Aufgänge als Geister haben: so muß dasselbe für die Geister gelten, welche derselbe Dichter bringt.

Sobald eine Landschaft nicht musikalisch (durch Gemüthsstimmung) sondern nur plastisch (besser optisch) zu malen ist: so wird zur letztern Darstellung, welche weniger auf Schönheit als auf Lebendigkeit der Körperreise achtet, das geschilderte Auge des Zuschauers am meisten dienen, wenn man dasselbe so meisterhaft schauen läßt, wie Goethe immer

thut, z. B. vortrefflich in der Stelle Wilhelm Meisters, wo die Frachtwagen voll Schauspieler in der Nacht dem gräflichen Schloß mit deren gewaltigen Erwartungen zufahren, die die funkeln den Augen als Leuchtkugeln auf das verdunkelte Schloß hinwerfen. Durch welche Künste entwickelt er uns ein so lebendig blühendes Aussichtstück? Durch die oben genannten Künste im Darstellen der Menschen gestalt; wir sehen durch das Auge der spähenden Genossenschaft und halten es vor das unzige als Augenglas — Regen und Nacht haben als Folien die fernen Lichter auf den Treppe n und an den Schloßfenstern, und diese das ferne Schloß heraus — und jeder Rad-Umlauf rollt am Wilde weiter auseinander. Ein Dichter kann durch solchen rechten Gebrauch abnehmender Ferne, also herantretender Nähe, sein Gestalten = Gemälde mit mehr Wirksamkeit, da jede erschienene Linie die kommende festhält, wenigstens anfangs aus-

breiten, als selber der Maler, bei welchem das Auge auf seinem Gemälde im Anfange unter den Richtungen zum Verbinden irren und suchen muß.

So unentbehrlich benannten Landschaften, z. B. einer italienischen Lokal- oder Ortsfarben sind, so werden sie doch häufig von Dichtern nur mit dem allgemeinen Farbenkreis des Himmels und der Erde angestrichen — aus einer beinah verzeihlichen Täuschung. Jede Empfindung hält und fühlt sich individuell und bestimmt; diese bestimmte für eine bestimmte Landschaft schiebt sich dem Dichter auch für eine bestimmte Darstellung der letztern unter. Noch öfter begegnet dies Reiseliebhabern, die sich ins Dichten hinein dichten, z. B. dem Reisenden Fischer, der den Genfer See fast in alle landschaftliche Reize einfäßt, die Genfer etwa ausgenommen.

§. 81.

Bildliche Sinnlichkeit.

Wie Malerei Seelen durch Gestalten abbildet, so die Poesie; nur daß bei dieser Verkörpern und Beseeeln beides Beleben sind, obgleich jedes mit anderem Anfange.

Auf die Frage über das Maß der Bilder läßt sich nichts im Allgemeinen bestimmen. Oft radelet man den Ueberfluß derselben, wenn uns bloß ihre Alltäglichkeit quält und abmattet. Wie oft wurden schon z. B. Wunden auf dem Papiere geschlagen, und wieder aufgerissen, mußten sich öffnen, sich schließen, verbluten, und was das widrigste ist, verschärfchen, nach der ästhetischen Wundentheologie. Durch die Menge alter Bilder dem Werthe derselben nachhelfen wollen, verrät die höchste Kälte. — In den lateinischen und französischen Versen der Neuern und in der abscheulichen Programmen = Prose der lateinischen Phraseologen waltet dieses kalte hand-

werkmaßige Ausstapezieren mit buntem verblis-
thenem Tapetenpapier. Selber in Moses
Mendelssohns Briefe über die Empfindungen
werden solche Fußtapeten als Wandtapeten
angeschlagen. Morhof hat in seiner Polyhi-
storie die Metapher „gleichsam in Scheuern
einsammeln;“ und Monboddo in seinem Kal-
ten wie die See einfärbigen Stil „die gerette-
ten Trümmer des Schiffbruchs“ ein Paar
Millionen mal. Adelung wiederholt in sei-
nem Buche über den deutschen Stil die kahle
Vergleichung des Schreibens mit dem Ma-
len, also des Kunstwerks als solchen mit ei-
nem als solchem; so wie ungefähr eine feurige
Phantasie einige Uehnlichkeiten aus der In-
strumentalmusik herholen würde für die Vo-
kalmusik. — Gebt lieber die nackten schwarzen
Holz = Weste, als einen welken Umhang raus-
schenden Laubes vom vorigen Jahr.

Zwar hat auch jeder reichere Autor seine
Lieblings Sternbilder, die er anbetet und an-

sieht — der eine Sterne, der andere Berge, der dritte Löne, der vierte Blumen; aber wenn auch eine indische Phantasie wie eben die Herdersche, gleich dem Kolibri, gern auf die Blume und die Blüte fliegt, nämlich auf die Metapher davon: so zieht sie doch aus jeder einen andern Honig. Und dies ist die Probe, daß jedesmalige Umbilden eines alten Bildes; jedes Leben — es wohne in der wirklichen oder in der dichterischen Welt — gestaltet sich individuell.

Klopstock und Lessing geben den alten Bildern wenigstens den Reiz neuer Schärfe; z. B. Lessing: „meine Beispiele schmecken nach der Quelle;“ aber die Jagd nach Germanismen führt ihn eben darum weniger zu schönen alten Bildern als zu deutschen alten, z. B. „der Macht auf den Zahn fühlen;“ und gar: „den Uebersetzungen das Wasser besehen.“ — Wenigstens helfe man einem abgelebten Bilde durch einen Zusatz auf, der nicht dessen müde

Fortsetzung, sondern mehr eine reizende Entgegensezung ist. Wenn ich anstatt: „der Schmerz zerriß sein blutendes Herz,“ dafür sage: sein hartes, oder schweres warmes, festes und s. w. Herz, nach Erlaubniß der Rede: so wird wenigstens die im „blutenden“ liegende Wiederholung des „zerriß“ zum Vortheil der Unschaulichkeit vermieden; eben so wenn man anstatt z. B. das schwere Haupt sank in den Staub,“ dafür „sagte“ das bekränzte, weißlockige, nackte, wunde, erhobene, feurige &c.

Die Vollkommenheit jedes bildlichen Ausdrucks ist seine sinnliche Schönheit und Neuheit schon ohne die geistige, wenn z. B. Herder sagt: „dem jungen Schiffer sind oft schon unterm Angesichte der Morgenröthe Stürme beschieden“ — oder die bloße Unschaulichkeit, z. B. Herder: „dem Neide den Lorber aus den Klauen ziehen.“ So unzählige bei Schiller und Goethe. Diese Unschauung einer doppelten Poesie oder Neuheit, einer innern

und einer äußern, kann, da nur die innere Lebendigkeit sich eine äußerliche anbilden kann, keiner dürftigen Prachtgesetze bedürfen. Nur wo die Bildlichkeit bloßer Anpuß ist, sei sie sparsam; aber wenn der Schmuck Angesicht wird, die Rosen Wangen, die Juwelen Augen: dann ist es einem Gesichte erlaubt, so schön zu seyn, als es kann. Daß übrigens das bildliche Denken sich mit dem tiefsten so gut verträgt als eine schöne Nase und Stirne mit dem weisesten Gehirn darhinter: beweisen nicht nur Denker wie Platon, Bacon, Leibniz, Jacobbi, sondern auch die unzähligen Schreiber, welche das Gesetz der Sparsamkeit und das Gelübde der Armut nur in der Zahl der Wörter und Bücher verlezen, es aber desto strenger in Ideen und Bildern halten.

Die Begeisterung gibt wie die Liebe oft eine süße Ueberfülle ein, über welche der uns fruchtbare Frost nicht richten sollte; so gerath Homer im zweiten Buche der Ilias auf eins-

mal unter Gleichnisse, bei welchen überhaupt schwerer das erste als das zehnte geschaffen wird. So umkränzt der grossminnige Winkelmann das Portal seines Kunstwerks über die Kunstwerke mit Blumen und Blumenkränzen und dann wieder den Ausgang. So geben Swift und Buttler *) die Gleichnisse nur in Heerden.

§. 82.

Ueber Katachresen.

Ich wünschte, man könnte die laue Metapher von der Wagschale hergenommen, z. B. meine Schale stieg, zur Katachrese verurtheilen und den Satz behaupten: daß man dabei aus der Metapher der Schwere in die fremde

*) Ich ziehe der geistreichen und schwierigen Soltauischen Uebersetzung, welche eben so viel Geist leibt als raubt, die alte Wasersche vor, die uns gerade die Gleichnisse Buttlers und dessen Laune ungeschwächt über das Meer herüber setzt.

des Steigens gerathe. Indes gibt es Waren, z. B. die indischen Musseline, welche man eben nach der Leichtigkeit und dem Steigen schaet. Durch dieses Doppel-Gewicht von einer Schnellwage wird aber die Metapher so verdorben, daß man bei dem Worte: „meine Schale stieg,“ gerade unter entgegengesetzten Sinnen die Wahl hat und nichts erfahrt, wenn nicht alle Autoren sich zusammen schlagen und sich bereden, wie noch angesehene Leute nichts auf der Wage steigen zu lassen als das — Schlechte. — Auch bei der feiltanzerischen Metapher „auf des andern Schultern stehen, und mehr wissen“ hebt die Phantasie die langen Menschenreihen mühsam eine nach der andern auf eine höhere Schulter, und muß geplagt die aufgerichtete Besenleiter halten, um sie anzuschauen.

Mit jedem Jahrhundert verliert eine Flur von Dichter-Blumen ihre lebendige blühende Gestalt und vermodert zu todter Materie, z. B.

die Bilder Geschmac, Verdauen, Aussicht, Ton, Berg, Gipfel. Besonders verflüchtigen sich gerade die Metaphern der größern Sinne, z. B. „hart, rauh, scharf, kalt,“ zuerst und werden abstrakte Geister, eben weil der gröbere Sinn der dunklere ist, indem das helle Auge seine hellen Gestalten in größerer Ferne verfolgt und bewacht. Aber auch hier verfliegt, was oft erscheint; so selber das Licht, tiefe Finsterniß. Der Gipfel schlägt blos durch ein W (Wipfel) wieder körperlich und grünend aus.

Diese östere Wiederkehr macht ein Körperwort oft so durchsichtig, daß ein Schriftsteller, der immer ein und dasselbe uneigentliche Wort in einer Abhandlung gebrauchen muß, leicht dessen eigentliche Bedeutung vergißt. Ich war oft nahe daran in dem vorhergehenden Paragraphen die Bilder sprechen, fliegen, atmen, duschen zu lassen. Da der sonst kalte Fontenelle, der mehr über sich wachte in solchen

Fällen als ich, gebraucht in seinen réflexions sur la Poétique die Katachrese: les semences de dénouement sont renfermées dans le premier acte; — desgleichen faire éclore le dénouement nicht zu gedenken.

Auch Adelung herrschte über das Feuer, womit er schreibt, nicht immer so strenge, daß ihm nicht in den beiden Bänden über den Stil Stellen wie folgende im 2. S. 153. entfahren wären: „daher erscheint in einem bestigen Abscfecte so vieles abgebrochen; daher fehlen hier die gewöhnlichen Verbindungswordter und dort werden sie wieder gehäuft, wo nämlich ein Schimmer des Verstandes den raschen Gang der Ideen aufhalten und ein besonderes Gewicht auf diesen oder jenen legen will“ — oder S. 181: „das Kriechende findet nur dann Statt, wenn der Ton unter den Horizont der jedesmaligen Absicht hinabsinkt.“ Da nun grünes Holz schon brennt, so entschuldige er das Flammen des dünnen.

Wenn Herder sagt: der Geschmack blüht: so hat er mehr Recht als ein anderer, der das stehende Wasser einer verlebten Metapher nach mit der grünen Materie einer neuen Allegorie überziehen wollte. Eben so, wenn Engel Kühn genug sagt: der süße Wollaut, so ist die Kühnheit hier sogar zu empfehlen, ja zu wünschen, daß man das Beiwort süß statt des langen unangenehmen angenehm bei unserer Armut an Genuss-Beiwortern überall ohne Katachresen, Strafe gebrauchen dürfte, z. B. eine süße Stadt, ein süßer Knecht eines süßen Herrn.

Der Verfasser brachte in seinem Wörterbuch, wenn er die Participien wie jauchzend, labend ic. ausließ, nicht so viele Freuden-Beiworter (wie etwa fröh, wönnig) zusammen, als wir gewöhnlich Ahnen, Winde und Zähne zählen.

Aber eben dieses tägliche Aussterben der Sprech-Blumen muß uns größern Spielraum

zur Nachsaat anweisen. Die Zeit mildert also
 les und vertreibt grelle Farben. „Organisa-
 zion eines Landes“ wäre uns sonst so widrig
 vorgekommen als jetzt eine generatio aequi-
 voca desselben; aber durch die korrekten Fran-
 zosen sind wir so sehr daran gewöhnt, daß
 sogar kalte Staatsmänner die Metapher auf
 ihren Titelblättern gebrauchen, z. B. H. Mi-
 nister von Kretschmann. Jetzt durch die Uebung
 der geistigen Springfüße, durch das leichtere
 Verbinden aller Ideen, durch den Tauschhan-
 del in allen Theilen des Gehirns und durch
 ein größeres fortgesetztes Gleich- und Ebenma-
 schen in uns, wie außer uns, muß die Welt
 zuletzt mit kühnen Bildern aufhören, so wie
 sie damit anfing. Riede-Blumen müssen gleich
 den Tulipanen, — wovon man vor 200 Jah-
 ren nur die gelbe kannte, jetzt aber 3000 Ab-
 arten — sich durch ihr gegenseitiges Bestäu-
 ben immer vielfarbiger austheilen. Herr von
 Schönach verdamte vor 50 Jahren fast lau-

ter Klopstock'sche Kühnheiten, die wir jetzt — und Lessing früher — zu schätzen wissen; und wie man sonst in der Musik Fortschreitungen kaum durch Terzen erlaubte, aber jetzt oft durch Quinten und Octaven: so werden in der Dichtkunst größere Fortschreitungen durch entferntere Verhältnisse verstattet. Denn es kommt bloß auf zwei Bedingungen an. Erstlich daß das sinnliche Bild sinnliche Anschaulichkeit, nicht aber eben Wirklichkeit habe; z. B. Ich kann einen Regen von Funken sinnlich denken; folglich kann Schiller sagen: ein Regen von Wollust-Funken. — Diese Kühnheit gebraucht oft, (misbraucht selten) Schiller; z. B. bei der Ebbe des Herzens beteln; ja noch mehr: „¹⁾ Wunden in ein ²⁾ Rosen ³⁾ Bild ⁴⁾ Bohren; in welcher Redart sich das Gemälde fast aus vier Bildern ohne Ladel bildet. Görres, ein Millionair an Bildern, obwohl als Prosaist, drückt freilich, wenn er jedes Bild zum Heckthaler

eines neuen hinwirft, zuweilen auf die Kehrseite seiner Bildmünze ein mit der Vorseite unerträgliches Bild; und ich brauche in dieser Allegorie nur länger fortzufahren, so ahm' ich ihn nach. — Adelung (dieser soll uns von Görres heilen) tadelt „das Licht verwelkt“ (von Bodmer); warum soll das Entfärbten des Verwelkens nicht dem Erblassen des Strahls gleichen? Tieck sagt: das Licht blüht. Da um so viele Blüthen noch weiße sind: so ist diese Kühnheit nur stärkere Richtigkeit. Man müßte folglich auch sagen können — so gut als der Geschmack blüht — das Licht einer reinern Kritik blüht, obwohl ein Fahrzehend später. Schwerer fällt aber der Phantasie das Zusammenstellen der zwei unähnlichsten Sinne, des Auges und Ohrs, des sichtbarsten und unsichtbarsten. Tieck läßt nicht nur die Farben klingen — was noch kühn ausgeht, da vom Sichtbaren ja überall der unsichtbare Geist der Wirkung ausgeht — son-

dern auch die Töne glänzen, was noch einen
föhnen Sprung ansinnt. Nun aber in die
Bermischung zweier Sinnlichkeiten noch gar
Einen metaphorischen Geist zu legen, folglich
zu sagen: „die Melodien der Sphärenmusik
der Dichtkunst glänzen und brennen durch die
Welt,“ das werd' ich nie wagen, außer hier,
wo ich ein geschmackloses Beispiel zu erfinden
gehabt.

Das zweite Mittel, ohne Katachresen die
Bilder zu wechseln, ist dieß, wenn ihre Kür-
ze, die sie mehr zu Farben als Bildern macht,
sie in Einen Eindruck vereinigt wie ein Brenn-
glas die sieben bunten Stralen des Prismas
zu Einem Weiß. So sagt z. B. Sturz ganz
richtig: „gesellschaftliche Kampfspiele des
Witzes, wo man sich flache, klingende,
honigsüße Dinge sagt.“ Diese von drei
Sinnen entlehnten Metaphern legen ihre Wi-
derwärtigkeit in Einer Wirkung ab; die Kür-
ze, nicht aber etwa ihre heimliche Verwand-

lung in eigentliche Bedeutungen schnt sie unter einander aus. Denn könnt' ich sonst sagen: „das Leben ist ein Regenbogen des Scheins, eine Komddienprobe, ein fliegender Sommer voll mouches volantes, anfangs ein feuriges Meteor, dann ein wässeriges?“ — Ich kann es, denn ich thu' es; der Grund aber liegt im vorigen. Ueberhaupt ist viel Willkür in den anbefohlnen Fernen, in welchen man verschiedene Metaphern aus einander halten soll. Darf man schon im Nachsatze eine neue bringen oder erst in der nächsten Periode? Oder muß in dieser ein uneingentlicher Satz als Schranke dastehen, um die Schlagweite für die neue Metapher leer zu halten? — Oder mehr als eine? — Ja soll man die Metapher in eine immer dünnere leisere Allegorie verklingen oder zu einer stärkern schwelen lassen? Wird aber nicht im ersten Falle die Aufmerksamkeit gegen ein mattes Geräusche von Bildern und Ideen gefehrt; und springt nicht

im zweiten der Ton zu straff bei der nächsten Stille ab? — Hier gibt es keine Bestimmung, sondern alles kommt auf den Geist des Werkes an. Kann dieser eine Seele fassen und wie eine Welt durch einen weiten Himmel treiben: dann werdet ihr bei der gewaltsamen Bewegung so wenig einen Schwindel spüren als das ewige Umrollen der Erde uns einen macht. Schiffet euch aber der Autor in ein enges Marktschiff ein, so daß ihr auf alles um euch her merken und achten müsstet, bis zuletzt auf die gedruckten „Hasenohrchen“ so schwindelt ihr ekel vor allem, was schnell vorübergeht.

Dasselbe gilt für den Autor. Ist und schwebt er in jener wahren Begeisterung, welche anschauet: so werden seine Blumen von selber zu einem Kranze wachsen, weil das Unmögliche nicht anzuschauen ist. — Ist er aber kalt und todt: so verträgt das Todte alles Ungleichartige, was das Leben ausschieße. Wie Adelung *) schön

*) Dessen Orthographie 2te Auflage S. 32.

„die abweichende Schrift einen wohlthätigen
 „Zügel für die ihrer übrigen Stützen be-
 „raubten Aussprache“ nennt: so nenne ich die
 Begeisterung jenen Zügel des Geistes ohne
 Stützen.

Blos einen Mangel oder Ueberfluß wendet
 die anschauende Begeisterung allein nicht ab;
 nämlich die Polyglotta eines einzigen Gedan-
 kens, oder die Vielwortung. So brachten z. B.
 die verschiedenen Portraits einer und derselben
 Gestalt aus Wieland folgenden Satz im Aga-
 thon heraus: „Wer kennt, eh' ihn seine eigne Er-
 fahrung belehrt hat, alle die geheimen Win-
 kel des Herzens, in deren sich er im Hinter-
 halle die versteckte Leidenschaft, indessen
 daß wir von Triumphen träumen, auf Gele-
 genheiten lauert, uns ungewarnt und
 unbewaffnet mit verdoppelter Wuth zu
 übersetzen?“ Denn hätte er gesagt: „wer kennt
 eine Leidenschaft, bevor er sie kennt und erfäh-
 ret,“ so wär' es, wenn nicht eben so kurz, doch
 eben so klar gewesen.

XV. Programm.

Fragment über die deutsche
Sprache.

§. 83.

Ihr Reichthum.

Ein Deutscher, der eine deutsche Sprachlehre liest, dankt dem Himmel, daß er sie zum Theil mitbringt und daß man ihm gerade die schwerste erspart. Da aber wir Deutschen gern Bucklinge nach allen 32 Kompaßdecken und den Zwischenwinden hinnachen, um sowol alle Wölker zu gewinnen als etwas von ihnen: so haben wir oft recht sehr gewünscht, unsere Sprache möchte englischer, französischer, regelmäßiger, besonders in den unregelmäßigen Zeitwör-

tern, überhaupt mehr zu jener von den Philosophen gesuchten allgemeinen Sprache zu machen seyn, damit man uns auswärts leichter erlernte. Gäß' es nur Eine ausländische neben unserer, z. B. die gallische: so hätten wir längst uns jener so vielen deutschen Wörter und Wendungen entschlagen, welche noch als wahre Scheidewände zwischen unserer und der französischen Sprache bestehen, und hätten nur folgende behalten: „bei Gott — ach lieber Gott — Krieg — Abenteuer — Zigzag — Landsknecht — Bier und Brot — Habersack — Halt — was ist das;“ — weil sie von selber gutes reines, nur deutsch geschriebenes Französisch sind: bigot — St. Alivergot — — cri — aventure — zigzag — landsquenet — birambrot — havresac — halt — un-
was ist - das *) Allerdings erreichten wir sonst

*) Nach du Chesne nahmen die Franzosen aus Haß gegen die Deutschen das Wort Bigot (bei Gott) an — St. Alivergot, ein Heiliger, ist un-

diesen Vortheil noch leichter, da wir dem ganzen Frankreich selber als einer maîtresse de langue, das sonst nur einzelne Maîtres herauschickte, ganze Städte z. B. Straßburg zur Sprachbildung und Uebersezung ins Französische anvertraueten.

Auch unter den Gründen für die Vertauschung deutscher Buchstaben gegen lateinische wird — was im Munde eines jeden andern Volkes knechtisch klänge — der Vortheil mit angeführt, welchen der Ausländer haben würde, wenn er an der Stelle unserer Schrift auf einmal seine eigne anträfe. Nur muß man uns das Verdienst eines Opfers nicht

ser: ach lieber Gott (beides in Kästners Schriften B. 2. Seite 129.) — Kriegeschrei hieß selber Krieg, von Cri kommt Krieg (Geschichte der deutschen Nationen von Anton S. 152) — Aventure, Zigzag, Landsquenet, Birambrot, havresac, halt und Un - vas - ist - das (das Rückfenster am Wagen) übersehen sich selber.

durch die Anmerkung nehmen, daß wir ja gar keine eigne haben, sondern verdorbne lateinische; denn diese ist selber wieder verdorbene oder vergrößerte griechische und diese kehrt am Ende in die morgenländische zurück; daher die Römer sich den Griechen durch Annahme griechischer Buchstaben hätten nähern können, und diese durch eine orientalische Druckerei sich der ganzen aus dem Orient abstammenden Welt.

Indes sind wir im Grunde nicht so ausländisch, als wirs scheinen; wir wünschten nur gern alle Vorzüge und Kränze vereinend zu besitzen und sehen mehr nach den Zielen vor uns als nach den Zielen hinter uns. Unge mein erheben wir eine fremde Litteratur in corpore und singen ein Vivat vor einer ganzen Stadt oder Landschaft draußen vor den Mauern und Gränzen. Tritt aber ein einzelter Autor hervor und will Einiges vom Vivat auf sich beziehen: so unterscheiden wir

ihn ganz von der Menge und Stadt und setzen tausend Dinge an ihm aus. Wie anders, wenn wir von unserer Litteratur sprechen. Ihr Corpus wird hart angelassen; nicht eine Mauer zu ihrem Ruhm-Tempel bauen wir aus; hingegen jeden einzelnen Autor setzen wir auf den Triumphwagen und spannen uns vor.

Wir drücken die etwas einfältigen Urtheile der Franzosen über uns ab, um uns recht abzuwärgern; wie aber, wenn ein Pariser unsere über die Pariser nachdrückte? — Indes eben jenes Thun und dieses Unterlassen offenbaren freilich, daß wir weder die gallische Einzelkeit, welche Europa für ihr Echo und Odem hält, noch den englischen Stolz besitzen, welcher kein Echo begeht. Nur vielleicht das Schicksal unserer Philosophie, deren Kameele nicht durch das Nadelbhr eines pariser oder londner Thors und Ohrs durchgehen, stelle uns von dem kleinstädtischen Hausieren nach ausländischem Lobe her.

Wir kehren zu bloßem Deutsch zurück. Desto besser, sag' ich, desto bereicherter ist es, je mehr Sprach-Freiheiten, Wechselseitigkeiten, Abweichungen eben da sind; für uns, die wir aus der Regel der Regeln, aus dem Sprachgebrauche schöpfen, gibt es keine Unregelmäßigkeit, nur für den Ausländer, der erst unsern Sprachgebrauch, d. h. unsern Gesetzgeber dem seinigen unterwerfen und unsere, Gesetze durch seine abtheilen und erlernen muß. Denn gäb' es Eine allgemeine Regel, so hätten alle Sprachen Eine Grammatik.

Ich bin daher gerade für alle Unterschiede von fremden Sprachen; und eben so für alle Doppelwörter der Grammatik. Kann man glimme und glomm sagen, nur gerächt (nach Heinatz), nur gerochen (nach Adelung): desto besser, so behaltet beide für den Wechsel und die Noth. Daß man statt des langweiligen welcher auch der, und

im ältern Stile so *) setzen kann; — ferner statt als auch wie, ja denn — ferner statt des gemeinen anfangen und des spröden anheben das alte beginnen, welches seine Vorstecksilbe nicht ans Ende werfen kann, nicht zu gedenken seines Iambus im Imperfektum **) — — recht erwünscht und brauchbar sind ja alle diese Fälle, nicht dazu, um einige zu vertilgen, sondern um alle zu benutzen nach Verhältniß. Sogar die abgesommten Adjektiv-Umbildungen der Adver-

*) Ja gegen das was z. B. in: „das Gute, was statt welches du thust,“ sollte man Wohlklangs und der Kürze wegen sanfter seyn.

**) Lessing führte beginnen aus dem Alter zu uns und seine Muse verjüngte es; Adelung schickte aus Dresden die stärksten Beweise heraus und auf Messen umher, er habe das Wort als einen halbtodten Greis gekannt; gleichwohl bleibt es als Jüngling unter uns wohnen und kann wol so lange leben als sein Feind.

bien sollten als Zeugen eines besondern Bildungstriebes und als Erben eines reichen Sinnes noch bescheiden fortgrünen; man umschreibe z. B. einmalige, etwanige, sonstige &c. &c. und zähle darauf die Zeilen. — So dankt dem Himmel für den vierfachen Genitiv: Liebe-Mahl, das Mahl der Liebe, der Liebe Mahl, das Mahl von der Liebe; und bittet den Franzosen, es zu übersetzen; auch ärgert euch dabei zu spät über Klopstock, welcher die Genitivs-Voranstellung in einer grammatischen Uebermuth-Stunde schwer allen Prosaisten untersagte *). Deß-

*) Siehe dessen grammatische Gespräche S. 309.

„Mir kommt es vor, daß nur die Dichtkunst „des Stromes Geräusches sagen darf.“ — Und dies durfte er sagen; aber nicht Folgendes: „Wenn ich in prosaischen Schriften blättere und „diese poetische Umsetzung darin antreffe, so „fangt ich gewiß nicht an zu lesen. Denn ich „weiß nun schon, woran ich mit dem Verfasser

gleichen dankt für den doppelten Genitiv des Zeitworts: einer Sache genesen und von einer Sache genesen. — Hat man einmal ähnlich lautende, aber unähnlich bedeutende Wörter: so tödte man doch keines zum erbenden Vortheil des andern. Z. B. Ahnen bedeutet voraus fühlen, Ahnden strafen; warum will man beides mit Einem Worte ausdrücken, zu welchem einige Ahnen, andere Ahnden wählen. Wie, wenn ich nun sagen wollte: ich ahne das Ahnden, ja man wird wieder das Ahnen ahnden; d. h. ich ahne (errathe) das kritische Ahnden (Strafen) dieser Stelle, denn man wird sogar dieses Errathen strafen wollen. Wenn Voß dagegen einwirft, das lateinische animadvertere habe dieselbe Doppel-

„bin.“ Woran? also vorzüglich mit Johannes von Müller, Herder, Goethe, Schiller und mit wem sonst nicht? Wahrlich man hat großen Schriftstellern ganz andere Stellungen zu vergeben, als die des Zeugefalls ist.

deutung: so sag' ich: desto schlimmer! Wenn die andere sagen: an und and wurde erst später aus ihrem Eins zur zwei: so sag' ich: desto besser! Auch hat Ahnen für sich noch das Schwanen (mir schwant es), das einige vom weissagenden Schwanengesang ableiten.

Unsere Sprache schwimmt in einer so schönen Fülle, daß sie blos sich selber auszuschöpfen und ihre Schöpfwerke nur in drei reiche Abtern zu senken braucht, nämlich der verschiedenen Provinzen *), der alten Zeit und der sinnlichen Handwerkssprache **). Aber erstaunlich, warum dürfen wir uns gegen Provin-

*) Manche Provinzialismen sind der Kürze unentbehrlich, wie das oberdeutsche heuer, heurig (in diesem Jahre), oder das Goethesche hüben als Gegensatz des drüben.

**) Ich fange alphabetisch an: abbaulen, abbauen, Abbrand, abfälzen, abfleischen, abholzen, abscheiden, abknabsen, abpfählen, abpläzen ic. ic.

zialismen, welche nur eine Viertelzeile einnehmen, zumal in Prose, mehr sträuben, als ein Homer sich gegen Dialekte, welche vielleicht eine Seite färben, oder als überhaupt die Griechen, bei welchen der attische Dialekt nicht eher zur Oberherrschaft gelangte, als unter der Oberherrschaft der — Römer, dieser Sklaven-Säemänner und Pflanzer der Sklaven? — Die einzige und rechte Antwort ist: die Sache ist nicht wahr; denn man geb' uns nur Kraft-Leute, welche aus Schwaben — aus der Lausitz — aus Niedersachsen — aus den Rhein-gegenden landschaftliche Wörter zu uns herübersteuern, z. B. einen Schiller, Lessing, Bode, Goethe, so empfangen wir die vaterländischen Verwandten nach Ehrgebühr.

Wollte man die bedeckten Goldschachten altdeutscher Sprachschätze wieder öffnen: so könnte man z. B. aus Fischarts Werken allein ein Wörterbuch erheben. Ein frommer Wunsch wär' es — und doch zu erfüllen, von Hein-

rich Voß und einigen Andern — ein bloßes Wörterbuch aller seit einigen Jahrhunderten ergraueten Wörter zu bekommen, von welchem wir keine ähnlichen stammhaltigen Enkel haben. Ja, jedes Jahrhundert könnte sein besonderes Scheintodten, Register oder Wörterbuch dieser Art erhalten. Wollen wir Deutschen uns doch recht der Freiheit erfreuen, veraltete Wörter zu verjüngen, indem Briten und Franzosen nur die Aufnahme neu gemachter wagen, welche sie noch dazu aus ausländischem Thone formen, wenn wir unsere aus inländischem. — Der immer komplettende Deutsche kann leichter jedes Buch vollständig schreiben, als ein Wörterbuch seiner Sprache, welchem jede Messe einen Ergänzungsband voll neuester Wörter nachschickt; und das Campesche ist daher, obwohl schwer zu machen, doch leicht zu übertreffen. So reich springen aus dem Boden unserer Sprache überall neue Quellstrahlen auf, wohin der

Schriftsteller nur tritt, daß er fast mehr zu meiden als zu suchen hat, und daß er oft im feurigen Gange der Arbeit kaum weiß, daß er ein neues Wort geschaffen. Diese Verwechslung eines neuen mit einem alten, dieses ungesuchte Entgegenschlüpfen führt auch zugleich den besten Beweis für den Werth eines neuen Worts; sogar Kindern entfliegen unbewußt neue sprachrechte Wörter; und der Verfasser setzt zu solchen Beispielen, welche er schon in der *Levana* angeführt, noch dieses, daß gerade dasselbe kleine Mädchen, welches für Fledermaus Lustmaus erfand, heute, da von Fernglas und Vergrößerglas die Rede war, bemerkte, man sollte statt des letzten sagen, *Nahglas*. Das Kind hat recht; denn das Vergrößern hat das Sternrohr mit dem Mikroskop gemein.

In Schlegels *Shakespeare* und in Wossens Uebersezungen läßt die Sprache ihre Wasserkünste spielen, und Beider Meisterstück geben

dem Wunsche des Verfassers Gewicht: daß überhaupt die Uebersetzer wissen möchten, wie viel sie für Klang, Fülle, Reinheit der Sprache, oft sogar mehr, als selber der Urschriftsteller, zu leisten vermögen, da ihnen, wenn dieser über die Sache zuweilen die Sprache vergißt, die Sprache eben die Sache ist.

Dichter übrigens führen, sobald man ihnen eine gelehrt Wahl zutraut, neue Wörter am leichtesten ein, weil die Dichtkunst sie durch ihre goldenen Einfassungen heraushebt und dem Auge länger vorhält. Man erstaunt über den Zuwachs neuer Eroberungen, wenn man in Lessings Logau oder in den alten Straf-Rezensionen Klopstocks und Wielands das Verzeichniß erweckter oder erschaffner oder erobter Wörter liest, welche sich jetzt mit der ganzen Völkerschaft vermischt und verschwärget haben. Sogar das indeklinable „wind,“ daß es nicht weniger war als „unpass, feind,“ hat Wieland durch einen Aufsatz für

Rousseau's Band = Lüge für uns alle deklinal-
bel gemacht. Jetzige Jünglinge, welche das
Wort bieder in der Schule schon hörten, müs-
sen sich wundern, daß Adelung in der deut-
schen Sprachlehre für Schulen und in der
vollständigen Anweisung zur deutschen Ortho-
graphie und in den beiden Bänden über den
deutschen Stil — im Wörterbuch ohnehin —
gegen das gute von der Vorzeit geborne und
von Lessing wiedergeborne Wort soviel Kriegs-
Geschrei erhebt. Adelung selber hingegen, so
wie den Meißner Klassen — als den Kreis-
ausschreibenden Sprach-Mächten und Reichs-
vikarien und Reichs-Oberhäuptern des Deut-
schen — will das Einführen und Vorstellen
von Neulingen weniger gelingen; fast leichter
bringt ein Wort sie als sie dieses in Gang.
Adelung hatte z. B. einiges Verlangen ge-
äußert, das neue Wort Gemüthsstellung
statt Stimmung — das er folglich höhern
Orts her hatte, weil seines Wissens nur die

höheren Meißner Klassen die Sprache bilden —
etwan gemein in den tiefern Klassen, nämlich
unter den Autoren und dadurch allgemein zu
machen; noch liegt das Wort bei ihm und
wird nicht gangbar. Ich schlage es den
Komikern zur Nutzung und Verbreitung vor;
ihnen sind ja vergleichene Erfindungen ein
schöner Fund *) — Eines der besten Mittel,

*) Wenn Adelung wie Nikolai gerade an allen
unsfern genialen Dichtern, ja sogar an den libe-
ralen Sprachforschern Heinaz und Voß Feinde
hat: so schreib' er es theils seinem Schweigen
über die Erbschaft fremder Sprachschäke (z. B.
von Heinaz, Namler) zu, theils seinem Man-
gel an allem philosophischen und poetischen Sin-
ne. Wer wie A. die Gellerte von unsfern wahr-
ren Dichtern und Genien nur in der Lebhaftig-
keit verschieden findet; wer das Genie für ein
Mehr der niedern Seelenkräfte ausgibt und
bei einer „fruchtbaren Einbildungskraft“ fragt:
(Ueber den Stil II. S. 308) „wer hat die nicht?“
und darauf antwortet: „der immer am meis-

ein neues Wort einzuführen, ist, es auf ein Titelblatt zu stellen. Noch gedeihlicher und weiter pflanzen Zeitungsbücher neue Wörter (unblutige Neuigkeiten) fort, z. B. Heerschau, statt Revue.

sten, der die höhern Kräfte am wenigsten bearbeitet und geübt hat"; — kurz, wem die Besten missfallen, muß sich nicht wundern, daß er ihnen noch mehr missfällt, besonders da unter allen geistesarmen Mustern des Stils, die er wählt und lobt, keines so dürstig ist als das, welches er selber gibt. Ich führe zum Beweise die Zueignung seiner Sprachlehre für Schulen an Herzberg an. „Ew. — haben unter so vielen andern erhabenen Vorzügen auch die deutsche Sprache Ihrer Aufmerksamkeit gewürdigirt und ihre Bearbeitung der unter Dero weisen Leistung von neuen aufblühenden königl. Akademie der Wissenschaften empfohlen; ein Verdienst, welches Dero Namen auch in den Jahrbüchern dieser von den Großen der Erde nur zu sehr verachteten Sprache unver-

Neue Wendungen und Wortknüpfungen drängen sich am schwersten oder langsamsten durch die enge Pforte in die lebendige Sprachwelt, z. B. viele französische von Wieland, eigenthümlich von Lessing, von Klopstock; erstmals weil die Annahme einer ganzen fremden neuen Wendung einem halben Raube und Nachhalle ähnlich sieht, und zweitens, weil sich ihre Feierlichkeit nicht so leicht wie ein gesellig machen wird. Leibnizens Entwurf bei Errichtung dieser Akademie, nach welchem die Ausbildung der deutschen Sprache mit in den Wirkungskreis derselben eingeschlossen ward, war eines so großen Mannes würdig; aber es blieb einem so großen Minister, welcher in den Gefilden der Wissenschaften eben so sehr glänzt, als in dem Gebiethe der Staatskunst, vorbehalten, ihn nach mehr als einem Jahrhundert werkstellig zu machen, und das durch der Schöpfer aller der bisher verspäteten Vortheile zu werden, welche der Sprache daraus zufließen müssen."

kurzes Wort mit der Anspruchlosigkeit der Gesellschaft und des gemeinen Stils verflieht. In desß hatten Klopstock (als Dichter) und Herder und Lessing (als Prosaisten) schon von 1760 bis 1770 in Einem Jahrzehend durch die Reckheit und Kraft ihrer Wortsägungen (so wie ihrer Wortbauten) die Sprache mit einer Freiheit, Vielgliederung und Gelenkigkeit ausgesteuert, welche später von Goethe und der ganzen arbeitenden deutschen Schule wachsende Fülle bekamen. Aber Ein Jahrhundert voll hundert schreibender Adelunge, Biester, Nikolais, und ähnlicher, hätten die Sprache nicht um Eine Spanne freier gelüftet, ja kaum um Eine enger gefettet. Ueberhaupt bildet und nährt die Prose ihre Sprachkraft an der Poesie; denn diese muß immer mit neuen Federn steigen, wenn die alten, die ihren Flügeln ausfallen, die Prose zum Schreien nimmt. Wie diese aus Dichtkunst entstand, so wächst sie auch an ihr,

Wenn man den Reichthum unserer Sprache, gleichsam eines Spiegelzimmers, das nach allen Seiten wiedergibt und malt, am vollständigsten ausgelegt sehen will: so überzähle man den deutschen Schatz an sinnlichen Wurzel- Zeitwörtern *). Ueberhaupt nur durch

*) Der Verfasser hat schon vor vielen Jahren ein kleines Wurzel- Register der sinnlichen und ein größeres aller Zeitwörter verfasset zum allgemeinen Besten seiner selber; die Haupteintheilung ist in die intransitiven und in die handelnden Verba. Der intransitiven der Bewegung nach einem Orte z. B. sind über 80 (gehen, schreiten, rennen, stürzen, ic.) der handelnden über 70 (legen, stehen, werfen ic.); jetzt diese unendlich fortgepflanzt, durch: be, an, ein, auf, ver, ic. ic. Für den Schall haben wir 100; vom allgemeinen an: rauschen, halsen ic. zum bestimmten knallen, schmettern ic.; dann zum musikalischen: klingen, tönen ic. dann zum menschlichen: flüstern, lallen, plärren ic. dann zum reichen thierischen: schnat-

die Gewalt über die Zeitwörter erhält der Aus-
tor die Herrschaft über die Sprache, weil sie
als Prädikate dem Subjekte am willigsten zu-

tern, piepen, zirpen ic. — Als kürzeste Probe
sez' ich die Verba einer gewissen Bewegung i m
Orte, nämlich der zitternden her: zittern, wir-
beln, wanken, schwanken, nicken, zappeln,
flattern, zucken, tanzen, taumeln, gaukeln,
schaufeln, bebēn, wogen, wallen, schwindeln,
wedeln, wackeln, schweppern, schlöttern; bam-
meln; jetzt noch enger: runzeln, kräuseln, flus-
then, gähren, kochen, wirbeln, sprudeln, bru-
deln, strudeln, sieden, ringeln, perlen, fla-
ckern; — dann handelnd: regen, röhren,
schwenken, wiegen, rütteln, gurgeln, schütteln,
schüttern, schaufeln, schwanken, kräuseln,
fächern, quirlen, wirbeln, ringeln, färbeln,
lockern. — Ungeheuer ist der Reichthum an den
Wörtern a) des Sterbens b) und des Tödtkens;
aber am meisten des Hassens und Trennens.
Nicht halb so reich ist die Sprache für paaren,
gatten ic.; ganz arm für Wörter der Freude.

laufen, und sich in jede grammatische Einkleidung am leichtesten zertheilen; z. B. aus: die jetzige Zeit blüht, wird leicht: sie treibt Blüten, steht in Blüte, steht blühend da, die blühende Zeit, die Blüten der Zeit &c. Wer die Sprache mit erschaffnen Wörtern zu bereichern sucht, lebt meistens an alten verarmet; solche Blumen sind nur aus französischer Schwäche gefüllte und treiben neue Blätter. Lavater hat eben darum mehr Wörter geschaffen als Lessing und Herder und Goethe zusammen; so oft er sich nicht auszudrücken wußte, schuf er *). Wer die meisten neuen im sprachlahmen Drange der Unkunde erfinsdet, sind Kinder. Sonst suchte ein Schriftsteller das Wagen eines neuen Wortes — z. B. Anno 1770 der Ueberseher Hemsterhuis das Wort Wesenheit statt Essence oder Vode

*) Doch bleibe seinen neuen Formen der physiognomischen Form, seinen gestaltenden Schönungswörtern der Ruhm.

das Wort Empfindsamkeit mit einem gelehrten Ansehen, beide mit Lessings seinem, zu entschuldigen; jetzt läßt jeder sich hinlaufen und fortspuhlen und bittet so wenig um Verzeihung neuer Wörter als wären es neue Gedanken. Aber jenen Neulingen hängen zwei Nachtheile an: — daß sie in der scharf objektiven Dichtkunst, in der rein epischen, in der rein komischen mit ihren vordringenden Ansprüchen mehr stören als wirken; und dann, daß sie da, wo die Malerei ein Blitz ist und kein Regenbogen, viel zu lange sind. Je länger aber ein Wort, desto unanschaulicher; daher geht schon durch die Wurzel = Einfülligkeit der „Lenz“ dem „Frühling“ mit seinen Ableitern vor, eben so „glomm“ dem „glimmte.“ Da man nicht neue Wurzeln erschafft, sondern nur die alten zu Zweigen und Ausschöpflingen nöthigt und verlängert: so können sie selten ohne vor- und nachsilbiges Schleppwerk, oder doch nicht ohne Spuren von dessen Abschnitte erscheinen.

Campens Sprachreinigkeit.

Da ich selber oft dagegen gesündigt, und also eben so gut hierüber beichte als predige: so kann ich beides desto getroster thun. Gegen Campens Lichten und Unsäen unserer Sprache spricht Folgendes.

An und für sich ist uns der Geburtort jeder Sprache, dieses zweiten Seelenorgans, gleichgültig, sobald wir sie verstehen. Am Ende haben doch alle diese Ströme Eine morganländische Quelle hinter sich — so wie vielleicht Ein Meer vor sich, da die höhere Kultur ja nach Jahr-Billionen alle Sprachen in Eine schmelzen könnte — und warum soll uns an einheimischen Klängen mehr liegen als an höherer Bildung durch ausländische? Wir haben die alten deutschen auf o und a schon weg und ließen so viele e's herein; warum wollen wir uns nicht die Wiederkehr ähnlicher gefallen lassen? — Soll Volk-Bildung sich an

der Verständlichkeit einer rein - deutschen Sprache erheben, wie Campe will: so wird dieses Glück durch unverständliche Uebersetzungen verstandener Ausländer — z. B. Apostel, Prinz, Apotheke, Appetit, Kalender, Balsam — gerade verschoben; ferner durch Uebersetzungen unverstandener noch wenig erreicht — denn das Wort ist ja nicht anfangs, (obwohl später) der Vater, sondern der Pathe des Begriffs, — und endlich ist es bei Wissenschaften ganz entbehrlich, welche nicht ihre Sprache, sondern ihr Stoff dem tiefen Volke versperret, z. B. höhere Mess - Kunst, Philosophie &c.

Die neu - deutschen Wörter haben zwei große Fehler, erstlich daß sich selten Zeit - Bei- und Zu - Wörter aus ihnen oder umgekehrt machen lassen — z. B. den Enden als Polen fehlt polar und polarisieren; dem Bewegmittel als Motiv fehlt motivieren; dem Reibfeuer als Elektrizität fehlt elektrisch und elekt-

trifffieren; Bürja's Wasserstandlehre als Hydrostatik fehlt hydrostatisch — der zweite Fehler ist, daß das neue Wort nur den Gattung-Sinn, selten den abgeschnittenen individuellen lebendigen des alten zuträgt und daß es folglich dem Wiße, dem Feuer und der Kürze den halben Wort-Schätz ausplündert. Z. B. Etwas „Alterthümliches“ für „Antike“ ist das Geschlecht statt der Unterart, ja statt des heiligen Individuums; und womit soll uns diese kostbare Anschauung erstattet werden? Schwach statt piano und vollends für pianissimo erinnert nicht mehr an Musik allein, sondern an Alles. Konnt' ich vorher sagen: „Unglaube ist der Gallizismus der Zeit,“ so kann ich es nicht mehr, wenn man Gallizismus durch „französische Spracheigenheit“ verdeutscht; und so geht es mit allen scharfen, farbigen Kunstwörtern, welche der Witz zu seiner Mosaik einsetzt. Nur einige neue möchten vielleicht dem Wiße noch

lieber seyn als die alten; z. B. Pferch statt Park. „Wir beide — könnte der Witz erzählen — erhoben uns in der Sternennacht; Thälser an Thälern; Blüten um Blüten hingen; endlich um den seeligen Zauber zu vollenden, empfängt uns mitten in der schimmernden Wildniß der Natur ein kostlicher — Pferch.“

Ein ausländisches Wort einer Wissenschaft ist nur mit dieser selber in ein einheimisches zu übertragen; hat einmal z. B. ein Philosoph irgend eine neue durchgerechnete Gedankenkette mit einem ausländischen Namen: z. B. Indifferenz, Klinamen der Atome ic. ic. bezeichnet, so muß dieser dem Gebrauche verbleiben, wenn man nicht einen dafür gesetzten inländischen wieder mit der ganzen Rechnung begleiten will. — Unverständlich auf Kosten der Bildung ist ansangs jedes Kunstwort, sei es auch inländisch, und unter einem Baum-schlage wird sich ein Forstmeister etwas viel schlimmeres denken, als ein Maler, denn

jener fällt, dieser stellt. — Sogar einen Ge-
bildeten beladen Uebersetzungen grammatischer
Wörter mit neuer Gedächtniß-Last, und er
und der Ungebildete werden z. B. durch Zei-
wort anstatt Verbum, um nichts klüger,
da eigentlich Adverbia, wie gestern, heute,
jährlich ic. wahre Zeitwörter sind. Daher
sollte man die lateinischen Kunstwörter des Do-
natus beibehalten, weil sie noch bei den meis-
ten europäischen gebildeten Völkern fortblei-
ben, ferner weil eine Sprachlehre eine neue
Sprache (und wär' es die eigne) und zwar
Schritt nach Schritt und Rückschritt so lang-
sam lehrt, daß sich das grammatische Kunst-
wort schon ins Gehirn einpresst, und endlich
weil die deutschen Sprachlehrer, Adelung,
Heinrich, Campe, Klopstock, Wolke, Rad-
loff ic. gleichsam eine Contra-Septuaginta bilden,
wovon jeder das fremde Kunstwort an-
ders übersetzt. — Wenn wir unsere Sprache
aus allen Sprachen brauen: so bedenke man,

daß es darum ist, weil wir eben aus allen
 lernen und wir ein Allerweltvolk sind,
 ein kosmopolitisches. Nur für Sachen, wel-
 che wir schon wußten, und also schon benann-
 ten, ist jede zweite Laufe, und vollends eine
 ausländische verwerflich, und um desto sünd-
 licher, wenn gar der Refugié einen Wort = In-
 länder zum Flüchtling macht. Die Römer,
 auch ein Allerweltvolk — aber ein positives, —
 auch voll Kosmopolitismus, aber negativen —
 nahmen von allen Völkern leicht Sachen,
 Künste, Waffen, Götter ic. an, doch aber
 selten Wörter ohne große Umbildung, ausge-
 nommen nur eben, als sie, wie wir, sich Wiss-
 schaften (Gesetze nur früher) holten, näm-
 lich von den Griechen. Ueberhaupt wird un-
 sere Gastfreundlichkeit für ausländische Wör-
 ter sehr entschuldigt und erklärt durch die eben
 so große, welche wir auch für älteste und
 neueste deutsche zeigen. Mithin wird der Auss-
 länderei, die unsern Kronmantel mit einigen

Glitterpunktchen sticht, doch die inländische Webe aus ältestem und neuestem Reichthum nicht erdrücken und bedecken.

Sogar das Volk verliert im Ganzen durch den ausländischen Kunslaut nicht immer. Denn das Auslandwort bezeichnet entweder einen sinnlichen Gegenstand — z. B. Toilette — so übersetzt der hölzerne Putztisch, mit seinen Putzmacherinnen und Putzjungfern, sich jedem Auge von selber; und ohne diese übersetzende Anschaulichkeit gäbe ein inländisches Neu-Wort (wie z. B. Nachttisch, statt Morgenstisch &c.) sogar irrite Nebenbestimmungen mit; oder das fremde Wort bezeichnet eine innere wissenschaftliche Anschauung; dann erhält der abgeschnittene Klang dasselbe abgesondert und vorgehoben für den bestimmten Sinn empor, der sich allmählig an denselben anlegt. Denn allmählig bildet der Laut in den verschiedenen grammatischen Kas- gen, durch welche er geht, sich seine Be-

deutung zu, wie man an Weltfrauen sieht, welche so viele griechische Wörter verstehen, ohne je einen Gast oder Liebhaber um die Erklärung befragt zu haben; und lernen nicht eben so die Kinder überhaupt die Sprache? — Sie lernen durch Analogie der Wörter, also aber doch die Wörter früher als die Analogie, welche erst eine bilden. Wenn dem Kinde endlich philosophische bildlose Wörter wie doch, aber, freilich sich zum Sinn aufklären, warum nicht noch leichter dem erwachsenen Volke ausländische, deren Sinn irgend ein Gegenstand, oder eine bekannte Reihe ausspricht? *) Oder wie lernt denn der Londoner Pöbel ein neues lateinisches Wort verstehen, welches durch nichts Inländisches als eine Schwanzsylbe angliosiert wird, desgleichen

*) Der Rezensent von Fichtens Meden an die deutsche Nation (in den Heidelberger Jahrbüchern) stimmt ganz mit dem Obigen ein und führt es blos noch länger aus.

der pariser Pöbel? Treffen denn alle neue Ausländer einen britischen oder französischen Verwandten an, der sie verdollmetscht, z. B. die griechischen während der Revoluzion? Was die inländischen Schlepp-Silben anbetrifft, an welche Campe das französische und britische Vorrecht, lateinische Wörter einzubürgern, anknüpft, so ist ihm ja unsere Sitte bekannt, gleichfalls solche Schleppen anz oder auch abzustecken. Wollen indeß einmal die Sprachreiniger uns helfen: so wäre wol zu wünschen, sie thäten es ganz und fragten nach nichts, und kostete es uns auch, wie zuweilen in sibirischer Kälte, Kopf (caput) Augen (oculos), Nasen und Ohren (nasos et aures), und Lippen (labia); lauter geschenkte Glieder von Römern. Eben so haben die Reiniger auszureuten Lilien, Rosen, Kirschen (cerasus), Kohl (caulis) und überhaupt alles Unkraut von Früchten, welches uns die Römer schon betitelt zuschickten; damit wir

blos die ursprünglichen scharfen Hausgewächse Deutschlands mit ihren gewachsenen Namen behalten Rettiche und Holzäpfel. — Die Religion hat vielleicht am traurigsten unsere Sprache mit ausländischen Namen verfälscht, zu welchen ihr eigener gehört, den wir jetzt gerade am ersten missen können; und es würde in der That für Reiniger, wenn nicht ein nachher bemerkter höchst glücklicher Umstand eintrate, eine unglaubliche Arbeit werden, uns zu reinigen von Bibeln (biblia) — Tempeln — Kommunikanten — Kirchen und Kirchenpfeilern (gar aus zwei Sprachen *zugleichne-*
pilae) Pastoren, Pfaffen, Priestern, Pfarrern (aus paroecia), Predigern (praedicator) — Engeln — Aposteln — Festen (festum), feiern (feriari) — Oster und Pfingsten (wo von erst den dritten Feiertag einige Staaten weggethan) — Altären — Kelchen (calix) — Pilgrimme (peregrinus) — Orgeln (organum) — Thürmen — opfern (offerre) — segnen (signare). Ich sagte, diese Tempel-

reinigung der Sprache würde unglaublich mühselig ausfallen, wenn nicht die Zeit zum Glücke den Spracheisern durch das Absterben der Sachen so vorgearbeitet hätte, daß sie nur gelassen abzuwarten brauchen, bis den Sachen gar die Worte nachfahren. Jede Zunge ist dann rein, und Reinsprecherin. Daher verlohnt es sich kaum, daß man solche mit den Sachen von selber absegelnde Aus-Wörter erst mühsam in In-Wörter zurück verdeutchte, wie doch Neß *), gleich andern,

*) Beiträge zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache von einer Gesellschaft von Sprachfreunden 1796. 2. B. 5 St. S. 41 — dieses leider schon von zwei Bänden geschlossne oder unterbrochne Werk wäre gerade jetzt als ein Leuchtthurm fortgebauet zu wünschen, damit es der Babel-Wurmbau der Sprache jetzt in der Zeit der Wörter- und Völker-Wanderungen einige Gränzen setze — Allerdings läßt Campe selber die meisten obigen, schon tief in die Zeit eingewurzelten Fremd-Wörter unversehrt; nur sündigt er dann gegen den auf-

gethan, welcher Feiertage in Ruheloder Halt-
tage verdeutschte, als ob diese öfter vorkom-
men könnten, als in den ohnehin lateinischen
Edikten, die sie abschaffen? Warum läßt man
denn das so undeutsche Wort Wollen (von
velle oder voluntas), das wir von den so
viel-wollenden und viel-wagenden Römern
abgeborgt, bestehen? Warum duldet man das
uns fremde Wort Anmuth, welches nach
Adelung die Franken in Gallien unter dem
Titel Amoenitas abholten? — So wird auch
das abscheuliche Sprach-Legieren der Mün-
zen, nämlich z. B. Friedrichsd'or, Georgs-

gestellten Grundsatz der Reinigung, daß die
Sprache blos aus sich allein treiben solle; oder
er nimmt Rose (rosa) auf und verwirft doch
den Reim-Prose (prosa) gegen eine langweil-
ige Deutsch-Umschreibung. Campens Nach-
reiniger hingegen suchen in dem eben angezeig-
ten und von ihm herausgegebenen Werke, wirk-
lich die meisten oben angeführten Wörter durch
neu-deutsche fortzujagen.

d'or, Adolphsd'or, (und doch wieder Mars
do'r anstatt Marensd'or), nachlassen, sobald
das Gold weg ist, und dafür das goldne Zeit-
alter der Sprache eintritt. Auch sieht man
nicht, warum Neß (l. c. S. 41) Festtage,
obwohl von festum herkommend, erst in Freu-
den- oder Gedächtnistage übersetzt, da er sel-
ber von Festtag Fasttag ableitet, und wir
mit der letztern schon eingebürgerten Ueber-
setzung oder Ableitung vollkommen ausreichen.

Uebrigens zurück! Es habe sogar der Wort-
reiniger alle diese ausländischen Lotterien und
ausländischen Universitäten und Häfen der
Sprache verboten und versperrt: so kann man
ihm dennoch eine Commission und Committée
ansinnen, welche untersucht, was wir vollends
von der griechischen Sprache — und dann
von der persischen noch haben und fortsprechen
und welche in der geschichtlichen Ungewissheit,
ob wir früher dergleichen verborgt oder abge-
borgt, alles aufstößt und nur Wörter behält,
deren Ursprung und Ahnentafel nicht nachzu-

weisen ist. Und warum wird denn nicht überhaupt die ganze deutsche Sprache, da sie doch (wie jede) nur eine verrenkte hebräische ist, (z. B. Feisch, castus haben wir nach M. Kaz-
disch blos vom hebräischen וְיַחֲדָה und סָכָךְ,
was noch weniger zu dulden, gar aus allen
Sprachen auf einmal, nicht blos aus der he-
bräischen) nicht ächt deutsch gemacht und so
zu sagen aus sich übersezt in sich?

Wenn Campe die Reich-Acht der Sprach-
ausländer durch die Unart der letztern begrün-
det, daß sie als deutsche Sprachgegenfüßler
die Ableitsilbe betonen und die Wurzelsilbe
enttonen, z. B. Spion, Papier, veries-
ren ic. ic.: so hängt vielleicht dieser Nachton,
welchen Campe zum verwerfenden Correktur-
zeichen der Ausländerei macht, durch seine
fremde dem Romischen gerade das Schein-
Gewicht an, womit es sich hebt. Uebrigens
könnte man Campen fragen, wenn also das
Ton-Schibboleth fremde Wörter so sehr ab-
sondert und ausmustert: was denn von sol-

chen Fremdlingen wohl für Verwechslung mit Inländern zu besorgen sei? — Wieland steckte in die betonten Ableitstilben ir en, da wir keine haben, das e — gleichsam unser ewiges ee oder ehe, was Bund bedeutet — hinein und schrieb verlieren, korrigieren, und Verfasser dis schrieb es ihm längst nach. Wir beide wollten, gleich Politikern, durch einen unausgesprochenen Selbstlauter (ee) den Infinitivus etwas deutscher machen.

* Wer vollends Scherz versteht und folglich liebt, dem nähme Campe alles mit dem Ausland — und in den Programmen über das Lächerliche ist's weitläufig dargethan, wie wenig deutscher Spaß florire ohne passiven Handel mit Franzosen. Engel las dem Berliner Gelehrten-Verein die brauchbare Bemerkung vor, daß die Endsilbe is ch häufig an fremden Wörtern stehe (balsamisch, optisch) und dann an verachtenden (kindisch, weibisch).

Dieses Bedürfniß des Romischen führt mich auf das, was für Campens Zurückberufung

unserer Hausgötter zu sagen ist. Er hat auf einmal eine Schaar ausländischer Geburten oder Blendlinge durch seine deutsche Wiedergeburt für die höhere Dichtkunst „geehrt“ (legitimirt). In ihrem hohen Reiche hat keine Noblesse Zutritt, aber wohl „Adelschaft“ — kein Infusions- — aber ein „Vergrößerungs“ oder besser (nach Anton) Aufgußthierchen — Keine Karikaturen, aber jedes „Zerrbild“ — durch kein Portal, aber durch ein „Prachtthor“ — zu keinem Menuet, sondern zu einem „Führertanz“ u. s. w. Eben dieser Glanz- Adel, womit der vaterländische Neuling den fremden Gast überstralt, machte der gemeinen Parodie den Spaß über Campe so leicht; und einem platten Kopfe, der ein Hohn- Gespräch bei Göschens darüber drücken ließ, wurde dadurch sogar das leichteste erspart, Wörter *).

*) Auch der Verfasser des obigen wirft sich hier etwas vor, nicht das, was er gegen Campe sagte, s. Firlein Seite 209. 2. Auflage (denn er wiederholt es hier) sondern die Verspätung

Indesß gerade das Schandglöcklein des Sportes hat uns vielleicht durch seine Begleitung manches neue Campische Wort tiefer eingeläutet und es durch Lachen dem Ernst näher zugeführt. So könnten besonders Zeitsungen als fliegende Blätter, wie es schon einige mit Heerschau, Eilbote &c. gethan, diese neuen Samenkörner wie Muskattauben weit und breit auf ihrem Fluge aussäen; besonders

dessen, was er jetzt für ihn dazu zu sezen hatte. Ein wenig brachte Campe freilich sämmtliche poetische Schreiber dadurch auf, daß er das beste Gedicht nicht so hoch anschlagen wollen als das Verdienst, „einen Stein Flachs gesponnen oder die Braunschweiger Mumme erfunden zu haben.“ Aber wer eben erwägt, daß er gerade zwei Erfindungen, wie Lumpen und Bier, ohne welche kein Gedicht erscheinen kann, so sehr auszeichnet: sollte sehen, daß der, dem es so sehr um das Mittel zu thun ist, natürlich den Zweck ehre und suche, nämlich Dichtkunst.

da sie selbst so zwei und vielzüngig und selten
deutsch schreiben.

Weniger für das Fätemesser als für das
Impfmesser, oder weniger für das Schlag-
holz als das Stammholz hat man unserm
Sprach-Erziehrath zu danken. Wenn er
wenige Wörter, wie z. B. Kreisschreiber statt
Zirkel, nicht sonderlich glücklich, sondern sel-
ber für den index expurgandorum erschuf,
worin die Fehlgeburten stehen: so verlieren
sie sich leicht unter das kräftige Heer ächt-
deutscher Söhne, das er entweder erzeugte
oder aus deutscher Vor- und Nebenzeitz unbe-
fleckt empfing. In dieser Schöpfung kann
sich kein Autor mit ihm messen; denn es ist
zwar leicht und zu leicht, wie zuweilen Klop-
stock, Rosegarten und Lavater, durch Vor-
Nach-Silben neue Wörter aus alten zu ma-
chen, z. B. entstürzen, Entstromung, &c.;
aber es ist schwer — vollends bei eiskaltem
grammatischem Blute, ohne Drang und Nach-
hülfe des Zusammenhangs — nicht sowohl

Gedanken zu übersetzen als kalte Wörter in Wörter. Man versuch' es nur, ob Nachschöpfungen zu solchen Wörtern leicht gelingen wie zu folgendem: Spangenhake statt Agraffe — Zierling statt Elegant — Schneesturz statt Lauvine — Abtrab statt Detachement — folgerecht statt konsequent — Lehrbote statt Apostel — Schautanz statt Ballet — Süßbrieschen statt Billetdoux — Lustgebüsch statt Boscage — Zerrbild statt Karikatur *) zc.

Seine meisten Nachdeutschungen sind so gut, daß man sie ohne Beisatz versteht. z. B. außer den meisten vorigen solche wie Armhut, Fehlgeburt, Bannware, Schauerpupp.

Ta wir brauchen nicht einmal immer neue Wörter zu machen, sondern nur alte zu borgen und können unsere Gedanken in verwandtes inländisches Tuch kleiden, nämlich in hol-

*) Sonderbar, daß er gerade dem letztern Kinde, Zerrbild, kein Glück versprach, das überall an jeder Göttertafel der Dichtkunst jetzt tafelfäsig ist.

ländisches. Bei den Holländern — die größten Puristen (Reinsprecher) Europens, welche nach Holberg *) gegen alle fremde Religion so duldsam als gegen fremde Wörter unduldsam sind — könnten wir nach dem Vorgange Hermes und Campens und Uffsprungs **) manche schon fertig stehende Verdeutschungen unseres Undeutsch abholen.

Nie war überhaupt ein Austreiber wie Campe, gegen den deutsch - stummen Teufel nthiger als in unseren Tagen; denn selber der noch feurigere Kreuzprediger gegen die

*) dessen moral. Abhandlungen 2 B. III. 85.

**) 3. B. Uffsprung (in den Beiträgen zur western Ausbildung 2 B. 5. St.) Belvedere heißt holländisch Schoonsicht (Schönsicht) — Chirurg heelmeester — Charpie plukzel (Pflücksel) — Idee denkbeeld — Immaterialität Unstoffelykkeid — Makulatur Vlakpapier — Missellaneen — Mengelstoffe neutral onzyding (unseitig) — Repräsentant vertegen — woor-diger (Vergegenwärtiger)

Sprachmengerei Kolbe und der größte jehige Sprachforscher Wolke erleben noch jeden Tag neue Verschlimmerungen, wogegen das Wort Blumisterei und Winterbs Basizität nur Blume und Grund sind. Denn nicht nur die Hochschüler und Nachschreiber der Kantischen und schellingschen Schule gießen (sprache verarmt, aber eben darum) alle Sprachen in einander — weil sie nicht merken, daß oft zu großen Sprach-Umwälzungen und Freiheiten weit mehr gehöre, als bloße Unfähigkeit sich auszusprechen — sondern vorzüglich die Aerzte, die Naturforscher und Scheidekünstler treiben das fremde Einschwärzen am weitesten. Sollte unter ihnen in Rücksicht ihrer griechisch-lateinisch- und französisch- benannten geistigen Kinder, der Übergläube eingerissen seyn, welchen die Landleute in Rücksicht der leiblichen hegen, daß eines hundert Jahre lebe, zu welchem man die Gevattern oder Namensherleiber aus drei verschiedenen Kirchspielen bittet: so wundere ich mich in der That.

Besonders aus Griechenland werden von den deutschen Aerzten und Philosophen, wie von den Franzosen, die meisten Sprach-Mietstruppen angeworben und einberufen; jeder will wenigstens eine halbe Minute lang griechisch schreiben, und sagt: graeca sunt, leguntur; denn er wirft das non weg. Ja für jede neue Ansicht wird nicht etwa ein neues deutsches Wort gewählt; oder ein ältes griechisches, sondern eine neue griechische Zusammensetzung wird geleimt.

Einen eben so großen Vorwurf des Ehebrechens mit fremden Nebss-Sprachen verdienen die Lehrer auf hohen und höchsten Schulen, welche unter ihren Zuhörern ungern deutsch Athem holen und nicht besser als in Halblatein Ganzlatein zu lehren glauben. Wie müssen diese Jungensünden sich nicht in den weichen und festhaltenden Jugendseelen fortpflanzen und die jungen Leute, obwol geborene Puristen — denn welche Sprache redet man wol früher als die eigne? — zu Makuli-

ſten *) machen! Unwiderlegbar besteht allerdingſ der Einwurf der Leere gegen Umdeutſchungen von ausländiſchen Kunstausdrücken, mit welchen irgend ein Erſtainer ſeine vorgelegte Ausbeute bezeichnet hatte, und die man durch ein mehr deutsches Wort ſchwerlich ohne Abſchreiben des neuen Systems zu erſehen verſuchen würde. Aber desto ſtärker ergeht an die Finder und Erſtainer neuer Sachen und Sätze die Forderung, daß ſie ſelber ihre Neuigkeiten mit einem bestimmten, ſogar erſt neugemachten deutſchen Worte anzeichnen und unterscheiden ſollten; nur fo wird die Welt mit Sache und Wort zugleich bereichert. Anfangs lehrt die Sache ein Wort fo leicht; später ein Wort die Sache fo schwer; und in jedem Falle ist ein neu- inländiſches Wort um vieles verſtändlicher als ein neu- a u s l ä n d i ſ c h e s, wenn Swifts Regel richtig ist, daß ein

*) So naunten die Franziskaner die Dominikaner, weil diese die unbefleckte Empfängniß der Maria läugneten.

Mensch, der eine Sache nur halb versteht, sehr einem andern vorzuziehen sei, welcher von ihr ganz und gar nichts versteht. So mancher Schöpfer eines Lehrgebäudes und der ausländischen Wörter dazu, hätte uns wahrhaft bereichern können, wenn er inländische dazu geschaffen hätte, denn es wären zuletzt doch wenigstens die neuen — Wörter geblieben.

Will man dennoch das Ausland ins Land einlassen: so wähle man ein solches das, wie Lazium und Griechenland uns keine undeutschen Aussprech-Laute zumuthet, wie etwa Frankreich mit seinen Nasenlauten thut, oder das Hebräervolk mit seinen Gaumenlauten. Ein erstlich ausländisches Wort, zweitens mit halbdeutscher Bieg-Anneigung und drittens mit einem der ganzen Sprache fremden Aussprechlaute ist eine dreifache Misgeburt, ein dreiköpfiger Zerberus, der uns in die Hölle hinein, nicht aus ihr heraus bellt.

So groß, ja unbändig und ordentlich sprachsündenlüstern das Sprachen-Babel in

wissenschaftlichen Werken jetzt tobt: so halte der Freund der Reinigkeit sich doch mit dem Troste aufrecht, daß aus den sogenannten Werken des Geschmacks und überhaupt in den Werken für das Allgemein-Menschliche seit fünfzig Jahren weit mehr Worts fremdlinge verschwunden sind, als man bei dem Einziehen von Sprachfremdingen erwarten konnte. Sogar der ferndeutsche Klopstock schrieb noch Skribent, anstatt Schriftsteller; und wahrscheinlich wird der Verfaßer dieß in einer letzten Auflage der Vorschule nicht einmal das Wort Autor, das er Volklangshalber in dieser zuweilen gewählt, mehr gebrauchen dürfen.

Sobald Campe oder andere nicht scharf abgeschnittene Wörter wie z. B. Pole in unbestimmte, in Enden übersetzen, sondern selber in bestimmte, z. B. Bandag ist in Brucharzt: so gewinnt mit der Zeit das neu eingesetzte Wort alle absondernde Bestimmtheit des abgesetzten, und was der Unspielwitz an

„Bandage“ oder Band verliert, kommt ihm wieder an „Bruch“ und „Arzt“ zu Gute.

Man verstärke sich also — dies scheint das Beste — freudig (und danke Gott und Campen) mit den zugeschickten Hastruppen der Sprache, ohne darum gute fremde abzudanken. Der Klang, das Silbenmaß, die geistige Farbengebung, der Witz, die Kürze, der Klangwechsel u. s. w. brauchen und behrnen beide Welten zur Wahl. Z. B. Larventanz statt Maskerade gibt dem Wiße die Larven im Gegensatz der Gesichter, der Schönheit ic., und den Tanz in Rücksicht der Bewegungen u. s. w. z. B. der Larven-Wortänder und Todten-Tanz, Tod als Larven-Tanz-Meister u. s. w.

Uebrigens darf der Verfasser dies, den Paragraphen mit dem Bewußtseyn und der Versichrung beschließen, daß er wenigstens aus dieser zweiten Auflage so viele fremde Worte „Eingewanderte“ (als Ausgewanderte) fortgeschickt, als nur die Reinheit der Spra-

the bei noch viel höhern Ansprüchen derselben — denn bloße jungfräuliche Reinheit gebiert und ernährt doch kein Kind — begehrten konnte. Den Beweis lässt er die Vergleichung der ersten und der zweiten Auflage führen.

§. 85.

Vermischte Bemerkungen über die Sprache.

Sprachkürze muss dem Leser nicht längere Zeit kosten, sondern ersparen. Wenn man nach zwei schweren langen Sätzen hinschreibt „und so umgekehrt:“ so hat sich der arme Leser wieder zurückzulesen, und muss dann selber die Mühe des Umkehrens übernehmen. Nur unbedeutende kurze Umkehrungen drücke man so flüchtig aus. — Einen ähnlichen Zeitverlust erlitt ich im Lesen der trefflichen Biologie von Treviranus, welcher durch sein jener und dieser immer zurück zu gehen zwang, indem zuweilen die Wiederholung des einsilbigen Wortes noch kürzer, wenigstens deutlicher gewesen wäre. Johnson sagte daher nie:

der vorige, der letzte und mied alle Parenthesen, deren kaum sechs in allen seinen Werken *) vorkommen. In der That kann der Leser nicht weich genug gehalten werden, und wir müssen ihn, sobald die Sache nicht einbüßt, auf den Händen tragen mit unsern Schreibfingern. Adelung verwirft alle Parenthesen; Klopstock (in seiner Gelehrtenrepublik) klammert einem Perioden zuweilen einen zweiten, sogar gleichartig gebauten, und für sich durch da und so bestehenden mit einer Freiheit ein, nach welcher er wieder eben so gut einen zweiten Einschaltperioden in den ersten hätte stecken können. Sterne achtet hier weit mehr Maß. Kurze Parenthesen können, bandlos abgebrochen, als neue Perioden mitreden; ein langer Schmarotzer-Perioden muß sich durchaus mit dem Stammperioden grammatisch verwurzeln; und die Probe der Güte ist, daß der Leser nicht dabei zurück zu lesen hat. Gedes Dacapo und Eta-

*) Boswells Leben desselben.

cora des Lesers, nämlich des Wiederlesers, ist das Gegentheil des dacapo und encora des Hörers nämlich des Wiederhörers; denn nur hier lobt die Forderung der Wiederholung, und dort tadeln sie nur.

Zur Achtung gegen den Leser gehört ferner weit mehr Ein langer Periode als zwanzig kurze. Den letztern muß er zuletzt doch selber zu Einem umschaffen, durch Wiederlesen und Wiederholen. Der Schreiber ist kein Sprecher, und der Leser kein Zuhörer; und deshalb darf der langsame Schreiber schon dem langsamsten Leser so ausgedehnte Perioden vorgeben als Cicero der Feuer-Redner einem Feuervolke; und ich führe von ihm nur den seitenlangen und doch lichtvollen Perioden aus der Rede für den Archias von sed ne cui vestrum bis genere dicendi an, dessen auch im Ramlerschen Batteux gedacht wird. Die Alten, die Engländer, die frühere Deutschen ließen großgebaute Perioden wachsen, nur die Zeiten fallenden Geschmacks (z. B. un-

ter den Römern) und die des kleinlichen unter den Franzosen und den Gellerte-Rabnern verästelten den erhabnen Stamm in Weidenrüthchen. Was ist ein Rabnersches Periodenhaché gegen einen Liskowschen rost beaf?

Zum weichen Schonen unsers guten Lesers gehören noch Kleinigkeiten, wie die: z. B. lieber An- und Verstellung als Ver- und Anstellung zu schreiben, weil ver niemals wie an ein Wort für sich ausmacht; — ferner: das langweilige und so oft überflüssige zu können, zu dürfen (z. B. er ist im Stande, damit aushelfen zu können) wegzuerufen; ferner: so viel als möglich, nur Mögliches in Superlativen zu sagen, also nicht möglichst, auch nicht (wie Engel in seinem Fürstenspiegel) vollendetste, fühlendste Herzen, und wolwollendster Charakter — ferner dem trefflichen Verfasser der Vergleichung des deutschen und französischen Wortreichthums in Rücksicht der trennbaren Zusammensetzungen der Zeitwörter nur im Ernst

zu folgen, aber nicht im Scherze. Von Letztern nämlich dieses Wort! Allerdings soll man Zeitwörtern, zumal von Vorsetzungen mit ab, ein, an, bei, zu, selten trennen; denn der Periode schnappt, z. B. bei, ab, zu, oft mit einem knappen ab, ab, oder zu zu; auch bleibt zuweilen der Sinn eines ganzen Satzes auf die Endsilbe verschoben z. B., er sprach ihm alle Belohnungen, die er, u. s. w. ic. (Jetzt nach vielen Zwischensäcken weiß man immer nicht, ob er schließt) zu, oder ab. Doch los, dar, unter, nieder, über, tönen zuweilen wenigstens melodisch nach. Hingegen im Scherze kann es eine — zwar nicht kolossal, aber doch — zwerghafte Schönheit geben, wenn man stark sinnliche Zeitwörter, zumal bei großer Erwartung, getrennt voranstellt: z. B. schnappt er endlich nach vielen Jahren ic. darnach: so ic. — oder, solche Zeitwörter, welche ohne die Beisilbe nicht gebräuchlich sind: z. B. fache, frische, schirre deine Tapferkeit wieder an ic. —

schrumpfen den ans Große gewöhnten Leser solche Farbenpunkte zu sehr ein: so denkt der Mann nicht an seine Schuljahre, wo er im Quintilian, Login, Dionys von Halikarnass und Klopstock, noch kleinere Pünktchen behandelt fand.

In einem Fragment über die deutsche Sprache ist es erlaubt an den großen Sprachforscher Wolke zu erinnern, um einige Neuerungen, die ich von ihm mit furchtsamer, unentschiedener Hand in dieses Werk aufgenommen, wenigstens zu bezeichnen. Es betrifft nämlich bei Wortzusammensetzungen die Beugung des Bestimmwortes. Wir sagen im männlichen Geschlechte richtig Rathgeber, Rathhaus, und doch Rathsherr — richtig Leibspeise, Leibsneider, und doch Leibesfrucht — richtig Bergmann ic. ic. und doch Hundsstern, Himmelbett, und doch Himmelsthür — Verfallzeit, und doch Verzugszinsen — Sommersaat, und doch Frühlingszeit. — Wir sagen im Nicht-Geschlecht, richtig Amt-

manns - haus ic. und doch Amtskleid = brüs-
der *), richtig Kindtaufe = bette, und doch
Kindskopf = vater, Schiffleute „segel“ Herr
und doch Schiffswerft, Buchladen, und doch
Volksbuch ic. — Wasserscheue, Feuerlarm,
aber Wassers - Feuersgefahr. — Aber mit dem
weiblichen Geschlecht, springt man, wie auch
außerhalb der Sprachlehre, sündlich - unregel-
mäßig um, zumal da man den Wörtern
auf schaft, heit, feit, ung, ion, ein
männliches Genitiv - s anheftet, das dadurch
seine Unstatthaftigkeit nicht durch den Namen
Biegungs - S. oder Biegung - s verliert.
Viele auf e werfen dieses weg: z. B. Nach-
sucht, Ehrliebe, Lehrbuch, Liebhaber, Kirch-
thurm, und doch wieder Ehrensache, Kirchen-
dienst, Liebesbrief, Hülfsquelle — Vernunft-
lehre, und doch Zukunfts - AuskunftsmitteL
Wollaut allein war hier nicht der Ab-, und
Zusprecher; dagegen spricht Vernunftlehrer
und AuskunftsmitteL (mit seinem artigen Mit-
*) Warum nicht auch gar Hauseshofsmeistersamt?

lauter = Quintet n f t s m , oder die langen i Ge-
rechtigkeitspflege, Beschimpfungswort ic. Nur
die weiblichen einsilbigen Bestimmwörter wer-
den unverfälscht angepaart, z. B. Brautkleid,
Lust • Lust = schloß, Zuchtmeister, Nachtwäch-
ter ic. ic.; so im Nicht • Geschlecht Werkmei-
ster, aber Geschäftsträger, so im männlichen
Herbstzeit, aber Sommerszeit. — Je länger
das Bestimmwort ist, desto gewisser verzerren
wir es noch durch eine neue Verlängerung
mit S.

Der Verfasser hat besonders die weiblichen
Bestimmwörter von dem unehelichen Genitiv
s zu befreien gesucht, und also z. B. Wahr-
heitliebe gewählt. Indes war der böse Nach-
misikalang in den sperrigen Leser- Ohren zu
schonen. Mit Schwierigkeit wirft er in eini-
gen Gegenden das S an LegazionsRath ab;
indes in andern z. B. in Dresden, sogar der
gemeine Sprachgebrauch sagt Commission-Les-
gazion-Rath.

Die Bestimmwörter auf ung z. B. Be-

stimmungswörter reichen eine kleine Hülfe. Wo zu nämlich denn die Substantiv-Endigung ung, da wir ja dem Zeitwort blos den Infinitiv abzuschneiden brauchen; also nicht Denkungs-Heilungs-kraft sagen sollen, sondern Denk-Heilkraft; so wie wir Seh (nicht Sehungs-kraft) Schreibart, Dicht-Reit-Fecht-kunst, Hörrohr, Brennpunkt, Leuchtkugeln Steckgarn schon haben. Ja sogar mit zwei Silben desgleichen, Vorsteckblume, Vorstell-kraft, Gedenkvers. — Auch sieht man nicht, warum man nicht nach Leitfaden auch Ab-leit-silbe, nach Bindwerk Entbind-kunst ic. bilden dürfe. Der Verfasser wagte hierin wenig, aber nur um zu versuchen, nicht um zuzumuthen. Der ganze Versuch kränkelt überhaupt an Halb- und Viertelseitigkeit, da dem allherrschenden Ohre des Publikums nicht unbedingt zu befehlen ist, und man also wie ein Minister auf Kosten der Hälfte den Gewinn der Hälfte retten muß. Gibt doch selber der sonst rüstig alte Heckel durchtretende

Klopstock in seiner Gelehrtenrepublik, welche kein Deutschenfreund ungelesen lasse, den Rath, nur allmählig auszustoßen und einzuführen *)).

*) Späterer Zusatz. Nach der Vollendung dieses Bruchstückchens kamen dem Verfasser ein und zwanzig Bogen von Wolkens längst gewünschtem Anleit ic. in die Hände. Wolke — vielleicht unser reichster und tiefster Sprachforscher — öffnet im Werke nicht einen Schatzkasten des Sprachschatzes, sondern ganze Goldschachte, verfallne und unbenuzte, und liefert noch gute Präg- und Mändelmaschinen zum Ausmünzen dazu. Indes läßt der Verfasser dies doch lieber seine Dürftigkeit oben im Kerze stehen als daß er einen Reichthum aufstellte durch Bogen. Da Wolke so oft und schreiend Recht hat, so wären seine oft blos erneuerte Alterthümer der Sprache, in die jetzige einzubereiben, wenn die Schriftsteller genug SelbstEntsagung und Muttersprachliebe hätten, um nur allmählig ohne Pochen auf Neuerungen und mit Schonen ungelehrter Ohren die Leser an Verbesserungen zu gewöhnen. Wenigstens die Meisterworte Wolkens über die oben berührte

§. 86.

Wolklang der Prose.

Sogar der Prosaist verlangt und ringt in Begeisterung: Stellen nach dem höchsten Wolklang, nach Silbenmaß, und er will wie in dem Frühling, in der Jugend, in der Liebe, in dem warmen Lande, gleich allen diesen ordentlich singen; nicht reden. In der Kälte hustet der Stil sehr und knarrt.

Wie oft war es dem Verfasser in der hebenden Stunde so, als müßt' er sich durchaus ins Metrum stürzen, um nur fliegend fortzuschwimmen. Allein das Silbenmaß ist die Melodie des Wolklangs; und diese entzieht sich der Prose; aber einige Harmonie desselben gehört ihr zu.

Freilich gibt es einen prosaischen Rhythmus; aber für jedes Buch und jeden Autor einen andern und ungesuchten; denn wie die Begeisterung des Dichters von selber melo-

Materie müssen Schüler finden und über verdorbene Ohren siegen.

disch wird, so wird die Begeisterung großer Menschen, von einem Luther an bis zu Lessing und Herder herüber, unwillkürlich rhythmisich. Ist nur einmal ein lebendiger und kein gefrorener Gedankenstrom da, so wird er schon rauschen; ist nur einmal Fülle und Sturm zugleich in einer Seele: so wird er schon brausen, wenn er durch den Wald zieht, oder säuseln, wenn er sich durch Blumen spielt. Vogel, welche hoch fliegen, haben nach Wechstein sogar befiederte oder beflügelte Füße.

Bemerkungwerth ist es, daß vortönender Wollklang nicht in der Poesie und doch in der Prose das Fassen stören kann, und zwar mehr als alle Bilder; weil nämlich diese die Ideen darstellen, jener aber sie nur begleitet. Doch kann dies nur geschehen, wenn die Ideen nicht mächtig und groß genug sind, um uns über dem Betasten und Prüfen ihrer Zeichen, d. h. der Töne emporzuheben und zu halten. Je mehr Kraft ein Werk hat, desto mehr Klang

verträgts; der Wiederhall gehört in große weite Gebäude, nicht in Stuben. In Johannes v. Müllers Geschichte verträgt, ja verlangt die Gewalt der Idee den halb starren, halb widerstoßenden Klang, das dumpfe Rauschen des lebendigen Stroms unter starrem Eis. In Meißners Epaminondas bedeckt mir die Instrumentalmusik des Klanges ganz die schwache Vokalmusik des Sinns *). In Engels ästhetischer Psychologie oder psychologischer Aest-

*) Z. B. „Einen Mann, durch edle Thaten unsterblich, kann ja doch für die Nachwelt die niedrigste Geburt nicht um ein Haar breit tiefer senken, die vornehmste nicht um einen Sonnenstünchen höher heben.“ Unterstreichen ist wol hier ausstreichen, und doch was bleibt? Kaum etwas Besseres als Engels Klingsah: „große Anstalten können scheitern, können fehlschlagen“ (dessen Schriften II. B. S. 426) worin die Wiederholung des können und die der Metapher, wovon die letzte die mattere ist, gut die Wiederholung eines alten Gedanken ausspricht.

hetik, so wie in seinen Erzählungen klingt der
schöne Rhythmus nicht seinen witzigen, hel-
len Ideen vor; aber wol in seiner chriemäßi-
gen, gedankenarmen Lobrede auf den König,
welche nicht einmal eine auf den Lobredner
ist. Der Stilist lobe den Stilisten, Engel ei-
nen bedeutenden Seelenlehrer — Müller den
Tacitus — Goethe Herder — Reichard Gluck
— Fontenelle die Akademisten und Klopstock
sich — Allein wenn nur und kaum der Geist-
verwandte tadeln darf und kann: wie soll die
Lobrede das Recht der Unwissenheit und Un-
ähnlichkeit vor dem Tadel voraus haben? Nur
in einer verwandten, ja höhern Seele wieder-
scheine die fremde gekrönt und bekränzt. Da-
her ist es anmaßend, einen großen Mann zu
loben. Daher ist es wegen der größern schö-
nern Verwandt- und Bekanntschaft des Ge-
genstandes mit dem Lobredner weit leichter
und erlaubter, wenigstens bescheidner, sich
selber zu loben.

Um zurück zu kommen: der Vogel singt

nur, wenn er Frühlingkraft und Liebtriebe
 fühlt; Memnon's Gestalt ertönt erst, wenn
 Sonnenstralen sie berühren und wecken; eben
 so erschaffe das beseelte Wort den Klang,
 nicht der Klang das Wort; und man sehe
 nie wie der leere La Harpe und tausend Fran-
 zosen und hundert Deutsche die Leiter mühs-
 sam an, um auf eine — Tonleiter zu stei-
 gen. Allerdings übe und prüfe man — aber
 außer der Begeisterung — Stunde — das Ohr,
 sogar an Klangwerken, an Engels Lobrede,
 zuweilen an Sturz, Zimmermann, Hirschfeld,
 Meißner ic.; aber mitten im rüstigen Treffen
 aller Kräfte muß man nicht Musik machen und
 darüber das Fechten und Siegen versäumen.
 Lessings Prose tönt uns mit eigenthümlichen
 Reizen an, zumal in den Schluß - Fällen.
 Wieland befriedigt meistens durch schönen
 Schluß - Aushalt. Der große Haller ent-
 zückt in seinen Romanen (so viel ich mich
 aus meiner Jugend erinnere) durch den häu-
 figen Gebrauch der Daktylen, welche kon-

gin *) für erhabene Tongänge der Prose z. B. an einem Beispiele Demosthenes erklärt. — Klinger in seinen Trauerspielen in Prose, welche, (zumal die republikanischen) obwol poetischer als seine Romane, kaum mit halber Dankbarkeit für ihre Erhabenheit jetzt gelesen oder vergessen werden, lässt schön, aber kühn wie Goethe in Egmont, oder der Verfasser der Dya - na - sore immer mit langer und kurzer Silbe tönen. — Görres Fortklingen wird durch sein Fortmalen und beides durch sein Fortdenken und Fortlehren gleich gewogen und meistens gerechtsfertigt. — Nur Kloppstock, dieser Tonsetzer und Klangwähler in der Poesie, untersagt absichtlich seiner Manns Prose jede Schmeichelei des Ohrs.

Immer bleibt die Gesetzgebung des Wortslangs für die ungebunden umher irrende Prose schwierig, und leichter eine blos verbietende des Uebellangs lässt sich geben und besorgen.

*) Them. 39.

Höchstens vom Ende des Perioden mag das
 Ohr, wie überhaupt von Musik Enden eini-
 ges Trillern begehren. Bei den Alten wurde
 mehr gefordert, geleistet und gefühlt, und wie
 auch unsere Ohren sonst mit und an der Zeit
 gewachsen sind, so wuchsen sie doch nicht in
 Qualität und Intension, wenn man
 die einzige Anekdote bedenkt, daß die ganze
 römische Zuhörerschaft (nach Cic. in orat.)
 bei des Redners Carbo Stelle: „patris dic-
 tum: sapiens temeritas filii comprobavit“ in
 Fauchzen über den Klangsatze ausbrach, oder
 daß das nämliche ungebildete Volk über eine
 zu kurz oder zu lang gemessne Silbe wild
 austobte. Unserm Deutschvolk macht kein
 Qualwort mehr Gesichtschmerz oder Ohrs-
 zwang; jedes Wortgepolter säuselt und gleis-
 tet weich bewehend an Läppchen von Ohren
 vorüber, welche schon gewichtigere Sachen zu
 tragen und zu fassen gewohnt sind, z. B. Ohr-
 ringe von tonlosem Gold. — So hören die
 Franzosen, an denen wir weniger ihre Spra-

che als ihre Liebe für ihre Sprache zu lieben haben, ihre Schriftsteller so sehr mit zarten strengen Richter-Ohren, daß Mad. Necker^{*)} sogar behauptet, Rousseau habe den römischen Senat unrichtig blos cette assemblée de deux cents rois genannt, anstatt des richtigen trois, um den Reinklang zu meiden; und so habe auch Buffon in seiner Lobrede auf Condamine, den Akademiker, diesen einen frère de trente ans, anstatt vingt-sept ans, was weniger geklungen hatte, genannt. Daß aber Rousseau hundert weg nimmt und Buffon drei herschenkt, nur um wolgelaufen, will mir und der Wahrheit nicht gefallen; aussprechen wäre besser als ausklingeln. Nur durch Zufall fällt der Franzose zuweilen in einen bösen Gneinanderklang z. B. in la vie de Voltaire par Condorcet: un fond dont on est surpris; aber der Britte an seine starre, wie Klippen einsilbig geschärfste Sprache fragt nach keiner Mis- und Eintö-

^{*)} Mélanges de Mad. Necker T. II. p. 259.

nigkeit, sondern er schreibt geradezu: sein had
had, sein but in dreifacher Bedeutung hinterein-
ander; oder bei Sterne; continued. J, J know
not.

Wie alle Tonkunst so sehr das junge Ohr
ergreift, das noch keine Nebensinne und Bei-
gedanken erschließen oder verwirren, so ist es
auch mit dem Redeklang; daher das dactyli-
sche Springen so sehr junge Leute bezaubert,
daß sie nichts öfter in Stammbücher einschrei-
ben als: Tugend und Freude sind ewig ver-
wandt. Auch der Verfasser erinnert sich noch
aus seiner Junglingzeit der melodischen Ge-
walt folgender Endworte in Schillers Kabale
und Liebe: „willst du — so brich auf, wenn
die Glocke den zwölften Streich thut auf dem
Karmeliterthurm.“ Man versetze et-
was, zumal das Endwort, so verklingt alles.

Wie in der Tonkunst oft ein dünner Au-
genblick zwischen der Melodie und der Har-
monie absondernd steht und folglich vermäh-
kend: so verfließet auch der prosaische Rhythme

mus in den Klang des Einzelnen. — Indess die russische und die polnische Sprache schöner und freier anklingen als ihre Schrift-Noten versprechen, hingegen die englische und gallische durchaus schöner notiert und geschrieben sind, als sie sich hören lassen: so steht die deutsche mit alter Treue so in der Mitte, daß sie weder diesseits noch jenseits lägt. Wenn nicht die wahren Selbstlauter des poetischen Klangs, Klopstock und Voß, zu sehr sich und uns mit Mitlautern belüden und schleppten und nicht so oft den schönsten Takt zu Mistönen schlügen: so könnt' es dahin kommen, daß der Ausländer unsern Sprach-Gesang endlich über den Vogel-Gesang setze, der bisher schön anzuhören, aber schwer nachzusprechen war. Wirklich opfern die gedachten Ton-Meister oft die Zunge dem Ohr, und ihre Trompeten-, Heerpaucken-Strohbaß- und Schnarrkorpus-Musik ist oft zu schwer nachzusingen und nachzusprechen für eine Reise. Allein unsere literarische Umwälzung ab-

met, wenn auch andere Dinge, z. B. Wildheit, doch nicht dieß der gallischen nach, daß die letztere etwas darin suchte, das r im Sprechen auszulassen *). —

Ein Ausländer könnte sagen, nichts ist in eurer Sprache so wolklingend als die Ausnahmen, nämlich die der unregelmäßigen Zeitwörter. Allein wir haben eben deren mehr als ein jetziges Volk und noch dazu nur wols lautende; auch ist die Verwandtschaft eines einzigen solchen Zeitworts beträchtlich, z. B. von gießen: gegossen, goß, gosse, Guß ic. Adelung und halb die Zeit wollen uns zum Vortheil der Grammatiker, der Ausländer und der Gemeinheit diese enharmonischen Ausweichungen untersagen; aber das leide kein Schriftsteller, er schreibe „unverdorben“, niemals „unverderbt“. Adelung äußerte sogar Hoffnung, da Obersachsen sich zum regelmäßigen Beugen von mehren Zeitwörtern wie

*) Nach Pigault le Brûn. S. dess. Faschings-Kind B. II.

Kneipen, greissen ic. neigen, daß man überhaupt bei der Einerleiheit von Obersachsen und Hochdeutsch künftig bald kneipete, greifete ic. saggen werde wie die — Kinder.

Aber diese Zeitwörter bewahren und bringen uns alte tiefe, kurze, einsilbige Läne, noch dazu mit der Wegschneidung der grammatischen Erinnerung, z. B. statt des langweiligen, harten, doppelten, schaffte und schaffte, bakte und bakte: schuf und schüfe; buk und büke. Freilich flieht der Gesellschaftston — auch der der Meißner höhern Klassen — den Feier-^s Ton eines tiefen reichen Selbstlauters; aber in den Fest- und Feiertagen der Dichtkunst ist er desto willkommener. Wie viele e werden unserer Eeeee-Sprache damit erspart und italienische Laute dafür zugewandt! Man wird dadurch doch ein wenig an ihre alte Verwandtschaft mit den Griechen erinnert, welche früher zu Ottfrieds Zeiten viel lauter vorklang, wo Pein Pina hieß, Sterne Sterrono, meinen minon, bebte

bibinota. Darum gebrauchte Klopstock so häufig und zu häufig — auf Kosten schärferer Bestimmungen — das großlautende Wort sank (so wie oft scholl). — Sind grammatische oder dichtende Autoritäten gleich: so lasse man dem Wollaute das Übergewicht. Z. B. man ziehe mit Heynatz Schwane Schwänen vor, (zumal da man nicht Schwänenhals und Schwänenfedern sagt) und wie Wiesland das wiewol dem ob schon; ferner ungeachtet der liberale Heynatz gerächt und kommt spricht: so gebe man doch dem launtern gerochen und kommt von Adelung den Preis, man wähle mit Heynatz den schönen Cretikus Diamant anstatt des zweifelhaften Spondäus Demant; und doch wähle man gegen Heynatz Fohlen statt seiner Füllen.

Hingegen falle man Adelung da an, wo ihm die mathematische, akustische Länge der Saite werther ist als der Klang derselben. Z. B. das E des schon durch den Artikel bestimmten Dativs will er als zweite Bestim-

mung nicht weggeben, sondern vergleicht es mit lateinischen und griechischen Fall-Endungen; aber lässt er denn nicht selber der Dichtkunst die Verbeißung des e's zu, welche nie zu erlauben wäre, wenn das e dem deutschen Dativ so angehörte als dem lateinischen in mensa? Und erstatten denn sich nicht dieses e und der Artikel gegenseitig, z. B. in: ich opfre Gotte Götzen statt dem Gotte. So werd' auch blos dem Wölkange die Wahl gelassen, ob z. B. Staates oder Staats, ob lieset oder liest, kurz ob das e kommen oder weichen soll, woran ja das e schon durch den Vers gewohnt geworden.

Ferner sträuben sich manche seit Jahren gegen die Lessing'sche, aber vor Lessing längst herkömmliche Ausstreichung der Hülfswörter haben und seyn da, wo sie nur zu verlängern, nicht zu bestimmen dienen. Ich wähle aus Lessing das meinem Gedächtnisse nächste Beispiel: „Man stößt sich nicht an einige uns förmliche Pfosten, welche der Bildhauer an

einem unvollendeten Werke, von dem ihn der Tod abgerufen, müssen stehen lassen." — Man setze nach abgerufen ein hat, oder man unterbreche durch ein hat die schönen, Lessing gewöhnlichen Trochäen, so geht der Volklang unter. „Hat, ist, sei, bist, seist, seiet, seien" sind abscheuliche Rattenschwänze der Sprache; und man hat jedem zu danken, der in eine Scheere greift und das mit wegschneidet. Erlauben ja die strengsten Sprachlehrer, daß man ein in einem Perioden zu oft wiederkehrendes Hülswort auf den Schluß verschiebt.

Wenige haben so wie Lessing die Sonnfälle der Perioden-Schlüsse berechnet und gesucht. So will das Ohr gern auf einer langen Endsilbe ruhen und wie in einem Hafen ankommen. Ferner hat das Ohr nicht sowol Einen Schluß-Trochäus als mehrere, einander versprechende Trochäen lieb. Erfreulich *) sind

*) Sogar die Übergänge der Perioden begehren Wohl- oder Leichtflang, z. B. anfangs hatte der

die Trochäen, durch welche die fünf Sinne das zu verwerfen in „kommen sehen, kommen hören, kommen fühlen.“ Kommen schmecken und kommen riechen sagte man wenigstens richtiger als zu kommen schmecken ic. „Dürfen, sollen, lassen, mögen, können, lernen, lehren, heißen, bleiben,“ beschließen den zu kurzen Zug. Noch könnte man „gehen, führen, laufen, legen, finden, haben, spüren“ (z. B. betteln gehen oder laufen), spazieren führen, schlafen legen, einen essen finden, auf Zinsen stehen haben, es kommen spüren.

Verfasser oben nach dem langen lieb wieder mit einem langen Schön beginnen wollen; wer ihn aber studirt oder weiter liest, wird sehr leicht finden, warum er das Erfreulich mit der kurzen Vorschlag - Silbe vorgezogen. Ja wieder über die Längen- und Kürzen-Auswahl in dieser Note, sogar in der Erinnerung an diese wären neue Studien anzustellen, wenn dies nicht den Leser so zu sagen ins Unendliche spazieren führen könnte heißen wollen.

Gruber findet den ersten und zweiten Päon ($-vvv, v-vv$), den Cretikus ($-v-$), den Anapäst ($vv-$) und den Jambus für die Prose am schönsten. Longin *) verwirft häufig Pyrrhichien (vv), aber mit weniger Recht auch viele Daktylen und Diachoreen ($-v-v$). Die letzteren gebrauchte Lessing am Schlusse mit Reiz: z. B. die Goldkörner bleiben dir unverloren; so das Tonwort außer Koren. Am Schlusse hört man, ist sonst alles gleich, gern die lange Silbe, also den Anapäst, Spondäus, Jambus, Dijambus, ($v-v-$) den Choriambus ($-vv-$). Dem bösen „zuseyn scheint“ — gerade kein Nach- sondern ein Miß-Hall des esse videatur — sollte man wenigstens das „sey n“ grammatisch oder sonst beschneiden.

Mehrere Spondäen, welche in der Prose reiner auftreten als in der Poesie, ferner mehrere Molosser im Wechsel hinter einander

*) Them. 40.

find dem Ohr ein schwerer Steig bergauf *). Um so schöner wird es gehoben und wie ein Auge gefüllt, wenn es nach einem dunkeln Ahnung-Schluß aus einer schweren hartsilbigen Konstrukzion auf ein mühsames Fort- und Durchwinden — und das Ohr ahnet immer fort — sich auf einmal wie von Lüsten leicht hinuntergewehet empfindet, wenn z. B. nach einsilbigen Längen der Jambe des Zeitworts, oder der Bacchius, oder auch der Amphibrachys beschließen.

Eine besondere melodische Scheu vor einsilbigen Anfängen und Vorliebe zur jambischen Ansprung-Silbe find' ich in den alten Auftaktsilben; jedoch, (statt doch) dennoch, benebst, annoch, allda, dieweil, bevor, auf daß; bekanntlich die von den Sprachlehrern Prosthesis genannte Figur. Dahin gehören

*) Weit mehr als Tribrachyen und Daktylen, weil kurze Silben sich unter einander leichter aussinander ziehen als lange zu kurzen außspringen.

belassen, besagen, auch viele mit *be*, welche damit nichts viel stärkeres sagen, z. B. bedecken, bezahlen; den Anfang macht schöner oft die kurze Silbe: z. B. statt Liebende, lieber Geliebte, statt *zahle*, lieber *bezahle*. Doch gesellet sich hier noch eine menschliche Eigenheit dazu; der Mensch plazt ungern heraus — er will überall ein wenig Morgenroth vor jeder Sonne — denn so ohne alle Vorsabbathe, Vigilien, Rüsttage, Sonnabende, Vorfeste plötzlich ein Fest fertig und geputzt da stehen zu sehen, das widersteht ihm ganz — kein Mensch springt in einer Gesellschaft gern mitten in seine erlebte Geschichte hinein, sondern er gibt kurz an, wie er zu der Sache kam, auf welcher Gasse, in welchem Wagen, Rocke u. s. w. Daher schicken die meisten Boten einer Hiobs-Post der Nachricht derselben den Eingang voraus, man solle doch nicht erschrecken, denn sie hätten etwas sehr Trübes zu berichten — worauf na-

türlich der Zuhörer den weitgeräumten Raum lieber zum Bau einer Hölle als einer Vorhölle vernüht; — und es wird in der That jedem schwer, eine Geschichte ohne allen Voransang anzufangen. Etwas Ähnliches ist die Vorbeschreibung z. B. ein kleines Männchen, ein Paar Zwillinge, ein großer Riese (so wie dieser im Leben sich gewöhnlich noch an Kopf und Fersen Erhöhung zuseht) ein winziger Zwerg, — Bewegt nun einmal ein Trieb unser ganzes Wesen, so regt er gewiß auch die Zunge zur kleinen Silbe, und in der untheilbaren Republik jeder Organisation geht Ein Geist durch die Ilias und durch die Silbe.

Folglich, scheints mir, ist jene Vorsteck-Silbe nur die Vorrede zur zweiten längern; so wie eine ähnliche Anfurth sogar durch die Tautologie folgenden Gewichtwörtern vorsteht: Tod - Fall — Eid - Schwur — Rück - Erinnerung — Dieb - Stahl — wild - fremd — lob - preisend — niederknien — Oberhaupt.

Ja noch zwei ähnliche tautologische Zwillinge schließen diese Programmen gleichsam als Schließer ab und zu: nämlich der Stills-
Stand und das Still-Schweigen.

B o r s c h u l e
der
A e s t h e t i k
n e b s t
einigen Vorlesungen in Leipzig über die
Parteien der Zeit,
von
J e a n P a u l.

Dritte Abtheilung.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1 8 1 3.

Inhalt der dritten Abtheilung.

Drei Vorlesungen in Leipzig.

I. Misericordias - Vorlesung für Stilistiker.

(Personalien) 1. Kap. Definition eines Stilistikers — 2. Kap. Geist der französischen Literatur in Frankreich — 3. Kap. über die Deutsch-Franzen oder Franz-Deutschen — 4. Kap. über Einfachheit oder Klassischseyn — 5. Kap. über Buchanzeiger und gelehrte Zeitungen — 6. Kap. über die mittelmärkische und wirthschaftliche Geschmackzunge — 7. Kap. über die allgemeine deutsche Bibliothek; und deren Surrogate — 8. Kap. Rechtfertigung der neuern poetischen Partei — 9. Kap. Lettern-Krieg — Kurze Nachschrift oder Nachlese der Vorlesung, über Schiller.

II. Jubilate - Vorlesung für Poetiker.

(Personalien) 1. Kautel, die Tollheit betreffend,
— 2. Kaut. die Unwissenheit — 3. Kaut. die Par-
teiliebe — 4. Kaut. das Indifferenziiren der Kö-
pfe — 5. Kaut. die Grobianismen — 6. Kaut.
der Stolz — 7. Kaut. der Menschenhaß —
8. Kaut. die sinnliche Liebe — dießjährige Nach-
vorlesung an die Dichtinnen.

III. Kantate - Vorlesung über die poeti- sche Poesie.

Höchstes Ziel der Dichtkunst — Herder — Ende.

I. oder Miserikordias : Vorlesung
 über die Kunst für Stilistiker.
 (Einige Personalien der Vorlesung.)

Die jährliche Vorrückung der Messen ist so gut als die der Aequinokzien bekannt; daher ist's kein Wunder, daß der Verfasser dieses und der Leipziger Vorlesungen schon am Sonnabende vor der Böttiger-Woche sich in Leipzig befand sammt so vielen nachherigen Zuhörern. Dies und manches andere setzte ihn in den Stand, noch vor dem Böttiger-Sonntag im Beygangschen Museum zu seyn und im Auf- und Abgehen vielleicht manches über die Kunst fallen zu lassen, was aufzulesen war von Meß- und andern Fremden. Ein Meß-Fremder lädt und saugt sich überall so gern elektrisch, mag-

netisch, galvanisch voll von Meß-Ausflüssen,
er stehe wo er will, in Auerbachs Hof oder
in Hendels Küchengarten oder im place de
répos; — es sei ein Handelmann, so will er
nichts umsonst gehört haben, sondern alles zu
einigen Zinsen und will auch Gelehrte unter
seinen Flügel nehmen, weil er sie für unschäd-
lich ansieht, obwol für unnütz; — sei's ein
Weltmann, so gefällt ihm alles, was zu er-
zählen und zu belachen ist; — sei's ein Mu-
sensohn und Musen-Stiefsohn und Enkel, so
ist er unglaublich ersessen auf Schriftsteller
und hegt (er gehöre nun zur Spinnschule der
Stilistiker oder zur Prophetenschule der Poes-
tiker) die schöne Hoffnung, von einem münd-
lichen Autor mehr zu ziehen für oder wider
jetzige Tulipomanie (Tulipensucht), als von
einem schriftlichen. —

Dies allein müßte jeden Meßfremden rechtfertigen, der an den Verfasser die Bitte ges-
than hätte, die gesprächweise entfallnen Eier

weiter auszubrüten auf einem Lehrstuhl; in der That reizte aber etwas anders den Hunger und Durst nach Vorlesungen über die Kunst — es ließ nämlich der bekannte vorjährige Dezember-Artikel in der Zeitung für die elegante Welt, welcher der Michaelis-Messe 1804 Vorlesungen in der Ostermesse 1804 zu Leipzig gehalten versprach, Vernünftige wünschen, daß sie wirklich nachher und zwar vorher (vor dem Drucke) möchten gehalten werden, obgleich dieser Widerspruch nur ein leichter Scherz auf dem Titelblatte seyn sollte; denn die „Programmen“ waren schon vorher im Leipziger Jahrbuche von meinem Freunde, Fr. v. Dertel, ganz richtig angekündigt worden.

Kurz, Personen von Gewicht hielten durch einen feinen Mann an ihrer Spitze — er sah wie die leibhafte Persifflage aus — bei mir um außerordentliche Vorlesungen auf so lange an, als die ordentlichen geschlossen wären. Das schöne Gesuch wurde, es kürzer zu er-

zählten, (denn die weitläufigeren Verhandlungen gehören in Ecks Tagebücher der Leipziger Akademie,) bejaht; — Lese-Anstalten sogleich gemacht; — unter Hörsälen gewählt; — Hörs und Lesetage, nämlich die drei Sonntage der drei Messwochen, festgesetzt; — und darauf an Straßen-Ecken und schwarzen Brettern die Zettel angeklebt, welche einluden.

Auf Malta wurde gelesen, nämlich im Gartensaale der Insel. Ausländern ist vielleicht weniger bekannt als den meisten Leipzigern, daß in Reichels Garten die Inseln Korfika, Sizilien und Sardinien, und auch Malta in den dazu gehörigen Wässern liegen, jede genau abgesondert von der andern und auf ihrer Gartenthüre mit ihrem Namen bezeichnet. — Eine alte Sage, daß Gottsched früher auf Malta gelesen, will ich zwar nicht gern für erlogen ausgeben, aber auch nicht für erwiesen, besonders wenn darzuthun wäre, daß das kleine Eiland erst aus der Erde ges

stiegen, als der Professor schon unter derselben gelegen. Den ersten Lese-Sonntag Misericordias vor der Böttiger-Woche, den 15. April (nämlich den 25. Germinal) Abends gegen 5 Uhr trat gegenwärtiger Verfasser als Vorleser in den Reichelschen Garten. Die ganze Mälteser-Brücke oder Treppe besetzten schon Zuhörer. Es fehlte weder an vornehmen Großhändlern, welche in der Vor- oder Böttiger-Woche das Meiste abthun — noch an lesenden Magistern, welche hospitierten — noch an deren Verlegern in Leipzig — die neue allgemeine deutsche Bibliothek hatte einen ästhetischen und philosophischen Ausschuß geschickt, desgleichen das dasige Taubstummen-institut — korrespondierende Mitglieder der Leipziger deutschen Gesellschaften und historischer Klassen — Domscholaster, Präsenzpfluger, Wassergeschworne und Heiligenrevisoren aus Reichsstädten und ein auswärtiger Ordinarius waren in bedeutender Anzahl da —

Sogar auf den benachbarten Sizilien und Korsika standen Kunstfärber und Kunstpfeifer und ein Kunstknecht *), um etwas von mir zu fischen, falls ich schrie, und Gedanken an ihre Küsten schwärmen — Und einen ähnlichen Prisen-Zweck mag ein Naumburger Schweinborstenhändler verfolgt haben, der in einiger Ferne spazieren ging.

(So weit die erste Auflage. Die zweite hat noch dieses nachzuschalten. Der Vorleser, welcher glaubt, es bringe einzigen Nutzen — sowohl den Zuhörern, als ihm selber — wenn er die gedruckten Vorlesungen jährlich in Leipzig wieder vorläse, wie jeder Professor seine, hat es denn von Jahr zu Jahr um ein halbes Nichts vom Lesesold in diesem geldpapiernen

*) Offenbar erwarteten die Leute aus Vorlesungen über die Kunst etwas für ihre eigene. Ein Kunstknecht heißtet in Leipzig nicht ein Mezensent, sondern ein angestellter Diener, der auf die Wasser-Kunst zu sehen hat.

Zeitalter gethan. Ueber die so geringe Einsnahme tröstete ihn der Vortheil, daß er die Vorlesung heinahe nur aus der bei Perthes abgedruckten Auflage abzulesen hatte, so wie die Zuhörer wieder zu ihrem Vortheil die nämliche Auflage in Händen hielten, und dem Ausleser nachlasen, wie etwan im Opernbüchlein dem Singen.

Es ist wol hier der Ort, das Lob der Leipziger Kaufmanns- und Zuhörerschaft abzulehnen, welche mich auf Kosten der gewöhnlichen Louisd'or-Vorleser und Ausleser großer Städte erhoben. Der Billige vergesse doch nicht, daß sich Männer schon bezahlen lassen dürfen, welche aus Handschriften vorlesen, die erst halbe Jahre später im Drucke erscheinen, deren Abdrücke noch dazu um einen fünfmal kleinern Preis für die Zuhörer selber, zur Wiederholung des Gehörten, zu kaufen stehen.

Für Leser, welche nicht in Universitätstäden wohnen, ist vielleicht anzumerken,

daß ich mich in meinen wiedergehaltenen Vorlesungen des alten Professor-Rechts in seiner Ausdehnung bedient, dieselben Scherze, welche ich Anno 1804 (in der ersten Auflage) vorgebracht, sämmtlich Anno 1813 wieder zu machen. Leser auf Universitäten wissen ohne mein Erinnern, daß jeder Professor seine Scherze hat, die er jährlich oder halbjährlich, nach der mystischen Lehre der Wiederbringung aller Dinge, wiederbringt, und deren Wiederkehr viel gewisser vorauszusehen ist, als die eines Schwanzsterns. (Hier in diesem Worte hör' ich, wie in der gelehrten Republik, 10 Mitsänger gegen 2 Selbstlauter). Solcher unbeweglicher Feste des Witzes beziehen Professoren denn viele, weil sie für alte Späße neue Ohren finden, und ihnen der Wechsel der Hörer den Wechsel der Späße ersetzt. — Dennoch wurden die kommenden Vorlesungen mit ganzen neuen Einfall-Seiten durchschossen und bereichert, weil man gern über das Gewöhn-

liche hinaus sich angreifen wollte; ein einziger Fall, welcher keinem Professor zur Vorschrift aufzudringen ist . . . Jetzt fährt die erste Auflage wieder fort:)

Nicht ohne Wirrwarr bestieg der Vorleser die volle Treppen-Brücke und darauf den leeren Stuhl und fing so an: Cicero, gelehrtes und zu ehrendes Auditorium, behauptet, er könne einen Redner nicht wol leiden, der nicht anfangs viel Verwirrung verrathet. Es gehört unter meine Wünsche, einige durch diesen Anfang an den Tag zu legen. Aller Anfang ist dermaßen schwer, daß die ganze Philosophie bisher weiter nichts suchte als eben einen. Für manches lässt sich viel sagen und so umgekehrt, so wie für vieles. Sollten einige Herren Zuhörer drüben unter Kunst das verstehen, was die Bäcker und die Hüttenmeister so nennen, nämlich eine Maschine, um Wasser wegzuschaffen; oder gar wie die wollblütigen Kunstknechte eine, um welches anzuschaf-

sen: so drücken sie sich in beiden Fällen metaphorisch aus und ich bin dann sehr ihrer Meinung, d. h. einer Meinung, welche ja noch dazu ganz die meinige ist. Diese Vorlesung ist eine Uferpredigt, welche also auch auf Leute auf andern Eilanden und folglich deren Ufer Rücksicht nehmen will.

Vorlesers Absicht ist, heute die Böttiger-Woche mit einer Vorlesung über die Stilistiker der Kunst und dabei über die Kunst der Stilistiker so zu lesen, daß es entweder Feinden oder Freunden nicht mißfällt. Die Gründlichkeit wird nichts einbüßen, hofft er, obwohl gewinnen, wenn er alles in Kapitel zerspält, welche er — da man ihm so oft vorrückt, daß in allen seinen Werken kein Kapitel stehe, sondern ähnliche Abtheilungen — selber wieder gar in dreierlei Kapitel spielend zerlegt, in gemeine, die die halbe Welt macht, in Kapitel, die man hält, z. B. Klöster mit ihren Kapitularen, und in das Kapitel,

das man jedem liest, ders braucht. Ich
mache das

erste Kapitel

was und wer ist ein Stilistiker
ohne Bedenken so: Ein jeder ist's, weil die
wenigen Ausnahmen, die von Jahrhundert zu
Jahrhunderte geboren werden, um die Jahr-
hunderte selber wieder zu gebären, aus Man-
gel an Zahl nicht in Rechnung kommen, wenn
auch in Betrachtung. Der Stilistiker ist das
Publikum, er allein stellet das gemeine Wesen
vor, das er eben sowol in sich hat als außer
sich; was sich anderswohin rechnet, ist ein
wahres privatissierendes Publikum im Publi-
kum. Lasset uns aber nie vergessen, daß in
der Juristenfakultät nur der älteste und vor-
nehmste Professor den Ehren-Namen Ord-
narius führt, und wie sehr auf allen hohen
Schulen vor und hinter Malta jeder außers-
ordentliche Professor eben dahin arbeitet, ein
ordentlicher zu werden! Auf ähnliche Weise

fanden in den neuern Zeiten die vier Fakultäten als vier einander gerade entgegenstehende Radien endlich die fünfte, die wirthschaftliche, als den gemeinschaftlichen Schwer- und Mittelpunkt, um welchen vier Stralen-Radien schöne vier rechte Winkel (sowol der Schule als der Lust und des Schmollens) bilden. Auf gleiche Weise wird ungleich sonst, wo man den Kalender hinten dem Mönchs-Psalterium anhing, jetzt das Psalterium der Musen dem jährlichen Kalender angehangen.

Ich komme auf den Stilistiker zurück. Man nenn' ihn den malteser Hund — und sind wir nicht auf Malta? —, welcher bekanntlich die Schönheit der Kleinheit (statt der Größe der Schönheit) hat und dem man noch die Nase durch einen Druck einstumpft: so hat man etwas gesagt; aber noch so wenig bestimmtes. Und die ganze Vorlesung würde überhaupt geordneter und stiller, wäre der Garten'sil nur um etwas größer als das Eiland, so daß ich

nicht so viele Menschen im übrigen Reichels Garten lustwandeln sehen müßte, welche die Insel hören und hören; ob ihnen gleich heute das sogenannte Gewandhaus mit seinem Sonntags Konzert dazu noch offner stände.

Ich thue denn noch strenger die erste Frage: was ist der Stilistiker überhaupt? Und die zweite: was ist er in der Poesie? — Ich antworte: durch die zweite wird die erste beantwortet. Denn da blos die Dichtkunst alle Kräfte aller Menschen zu spielen reizt, so bereitet sie eben jeder regierenden eines Einzelwesens den freiesten Spielraum und sie spricht den Menschen nicht stärker aus, als sich jeder selber durch seinen Geschmack an ihr.

Feder will von ihr nicht die Menschheit, sondern seine, aber glänzend wiedergespiegelt erhalten und das Kunstwerk soll nach Kunz ein verklärter Kunz seyn, nach Hans ein verklärter Hans; dasselbe gilt von Peter. Der Geschmack ist also nicht blos der Hahn

oder der Judas, der dort einen Petrus verräth, hier einen Christus, sondern er ist auch selber der Petrus dort, der Gekreuzigte hier; er reißt den Vorhang des Allerheiligsten und des Allerunheiligsten an jeder Menschenbrust entzwei. Folglich sobald man nicht Geschmack als philologisches Urtheil über willkürliche Theile der Kunst, sondern als eines über die ganze Kunst betrachtet; so muß er sich in acht Geschmäcke absondern, welche ich lieber mit den Gliedern, woran sie wohnen, benenne, mit Zungen, deren bekanntlich Mala-
ta gleichfalls acht e ausschickt; aber welches schöne Zusammentreffen der Erdkunde und Welt-
weisheit! Der Geschmack sucht entweder vor-
züglich 1) Wit und Feinheit wie der franzö-
sische, oder 2) Einbildungskraft in Bildern wie
der englische, oder 3) etwas für das empfin-
dende weniger als empfundne Herz, wie der
weibliche, oder 4) dargestellte Sittlichkeit wie
der altdeutsche, oder 5) Reflexion und Ideen

wie der jetzige, oder 6) Sprache und Klang
wie der philologische, oder 7) die rechte Form
ohne Inhalt, wie die neuesten, oder wie der
achte letzte und beste rechte Form mit rechtem
Gehalt.

Indesß lassen sich diese sieben Arten, die entweder der Form oder dem Stoffe überwiegend dienen, in zwei große Geschmack-Zungen einziehen, 1) in die formelle regelrechte, französische, weltmenschenhafte, vornehme, verfeinerte (aut delectare poetae), 2) in die reale, brittische, reflektirende, derbe, räsonnirende, kaufmännische, wirthschaftliche (aut prodesse volunt) — die achte Art bleibt übrig, um die dritte Klasse zu bilden, die geniale mit neuer Form und neuem Stoff. Ist es Zufall oder Absicht, daß unsere Abtheilungen immer in äußere Erscheinungen einkicken, so daß z. B. diese dreifache theils die drei Kompensationgrade der Kapitel, welche zu lesen, zu machen, und zu halten

find, theils die der drei malteser Grade,
 1) der Kapellane, 2) der Serventi d'Arme,
 3) der rechten Ritter sehr gut in sich begreift
 und drittens theils wieder die dreifache Zahl
 der Komparazionen dazu, des Positivus, Kom-
 parativus und Superlativus — Himmel! wie
 ist doch das Universum voll Einfälle, man
 sage darin was man nur will und Bliße laden
 noch Bliße! —

Will man nun diese drei Ordenzungen topo-
 graphisch vertheilen: so dürfte die franzö-
 sische Zunge, hoff' ich, in Sachsen ihre Kom-
 menden und Balleien haben — die Biblio-
 thek der schönen Wissenschaften ist ihr Orden-
 buch —; die brittische oder wirthschaftliche
 Zunge hat ihre größern Besitzungen in der
 Mittelmark; die allgemeine deutsche Biblio-
 thek ist ihr Flurbuch. Die poetische besaß
 anfangs zwar nur das kleine Weimar, setzte
 aber ihre südlichen und nördlichen Erhe-
 rungen so auffallend fort, daß ich hier die

beiden Nebenzungen aufmerksam zu machen
wünsche.

Ich mache das . . .

zweite Kapitel
über die französische Literatur in
Frankreich.

Wir müssen diese Bonne der französischen in Deutschland zuerst verhören: die französische Literatur ist nicht bloß die Gespielin und Gesellschafterin der großen Welt, sondern — wie gewöhnlich — wirklich deren natürliche Tochter; daher sie einander gegenseitig treut und schuldig bleiben. Große Welt ist Gesellschaftsgeist in höchster Potenz. Ihre hohe Schule ist der Hof, der das gesellige Leben, das ihm nicht Erholung, sondern Zweck und fortgehendes Leben ist, um so mehr entfalten und verfeinern muß, da er gleichsam die höchsten Gegensätze von Macht und Unterordnung, von eigner Achtung und von fremder ins freundliche Gleichgewicht eines schönen gesetz-

ligen Scheins aufzulösen hat. Alle Gaben der französischen Dichtkunst lassen sich als befriedigte Forderungen der höhern gleichsam poetischen Geselligkeit des Weltmanns vorrechnen. Diese letztere verbannt, wie jene, alles, was nicht ausgleicht, den langen scharfen Ernst, den höhern Scherz, (Humor), jeden tragischen oder andern Vor-Ton — sie verlangt den Witz als den schnellsten Mittler des Verstandes und die Persifflage als die Mitte zwischen Satire und Humor — ferner nur augenblickliche Reize, philosophische Systeme nur als wichtige Sentenzen, welche keine Stimmung begehrten und daher am liebsten die empirischen, z. B. Locke's, weil diese keine unendliche Kette zugleich an die Höhe und in die Tiefe hängen — zarte Macinische Gefühle, nicht starke, mehr sympathetische (mitleidende) als autopathetische (selbleidende) — ferner überall Leichtfüßigkeit, welche fremde und eigne Dornen überhüpft — und end-

lich die höfliche Weite der Allgemeinheit. Denn die höhere Geselligkeit vergisst sich oder das Ich, sie sagt wie Pascal man statt ich; das französische Spiel Corbillon, das immer auf on zu reimen nöthigt, ist das ächte, das sich durch alle Zirkel spielt und durch die ganze gallische Prose, an deren Spitze und Spitzen ewig das hole on befiehlt. Denn je mehr Höflichkeit und Bildung, desto mehr Allgemeinheit, die theils gern zu errathen schenkt, theils poetischer und angenehmer wird, weil sie nur das feine Rosendl ohne die Blätter und Dornen absondert, wie eben die höheren Stände selber. Denn bis an den Thron und Thronhof steigt nur das Geistigste oder Allgemeinste; die Degen, die ihn heizen, sind verkleidet und verkleiden wieder das Holz und die Kohlen; nur die Summe der Summen unweit der fürstlichen Unterschrift, nur die Generaltabellen verflüchtigen sich hinauf; unten liegt und kriecht die schwerfällige verlor-

perte Individuazion der Hofsüche, Handwerker und Schreiber.

Und ist nicht von diesem allen die französische oder pariser Dichtkunst der feinste ideale Abdruck durch ihre regerechte und abgezogene Sprache — durch ihren Mangel an sinnlicher Anschaulichkeit, an Liebe und Kunde der tiefen Stände, an Freiheit, an Gluth? — Ferner: Weiber sind wie Franzosen geborene Weltleute; ihrem Geschmack gefällt und huldigt die pariser Dichtkunst. — Sobald Geselligkeit Zweck, nicht der Sinne, noch des Lernens und Lehrens, sondern eines Menschen selber ist: so müssen Männer und Weiber sich nicht wie Del und Wasser fliehen; Weiber als geborene Weltleute machen den Mann gesellig, sobald er sie sucht. Daher stieg wol durch nichts der gesellige pariser Weltton so sehr als durch den allgemeinen Ehebruch, welcher jedem pariser „Ehevogt“ (ein ungelenker altdtscher Term!) auf der Schwelle jedes Ges-

seßschaftzimmers seine ideale Liebzeit zurückgab, worinn er um ein weibliches Herz sich müde flatterte. Bei uns flattert nur unverheirathete Jugend; bei ihnen aber Ehemänner, Eheweiber, Mitweiber, Wittwen durcheinander — welches schöne allgemeine Gesellen! — Und dies gibt ihrer Dichtkunst die Weiber-Seite, nämlich den Witz, diesen weiblichen Vernunftschluß.

Ich begreife daher nicht, wie Bossu in seinem traité über das epische Gedicht behaupten konnte, der Winter sei keine Fahrzeit für das epische Gedicht und die Nacht keine Tagzeit für das tragische; da er doch als ein Pariser wissen mußte, daß gerade im Winter die Stadt am vollsten ist und in der Nacht am lebendigsten.

Noch zwei Wirkungen und Abspiegelungen des höchsten Weltlebens bezeichnen die pariser Poesie so wie die versailleur, St. clouder, fontaineblauer. Die erste ist die materialistische

Pneumatophobie oder Geisterscheu. Sie ist weniger die Propaganda (Pflanzerin) als die Propagata (Pflanze) des versteinerten Weltlebens. Der Glaube wohnt mit seinem Geister-Kreise nur in der Karthause, aber nicht auf dem Markte; unter den Menschen gehen die Götter verloren. Der Unglaube, weniger ein Sohn der Zeit als des Orts, bewohnte von jeher die Höfe, von den griechischen, römischen, bizantinischen Höfen an bis zu den päpstlichen und gallischen, so wie die großen Städte. Niemand hat weniger Welt als ein Gedanke, der die Welt vernichtet, nicht blos die große, sondern die ganze. Ein Niese oder ein Unsterblicher ist nicht tafelfähig; nichts störte vielleicht die gesellige Hof-Gleichheit und Freiheit mehr als z. B. ein Gott oder gar Gott; denn dessen Ebenbild litte, der Fürst. Aus gleichen Gründen, welche aus Gastzimmern gebürgige, riesenhafte Gegenstände verswiesen, — weil daraus zwar nicht Religion

unruhen, aber doch Irreligionunruhen entstanden — zieht durch die französische Dichtkunst eine schöne Endlichkeit und Sichtbarkeit, und ihr Himmel steht wie der zeltische und höfische nur auf den Wolken, nicht über den Sternen. Diese Seelen-Neuchsucht besiel sogar deutsche Nacharbeiter der Franzosen, z. B. Metz, Anton Wall; zwar hat der ihnen auch nacharbeitende Dyk die Theophilanthropen gut an der Pleiße verdeutscht; aber o Gott, lieber will ich dich läugnen, als mit deinen pariser Theophilanthropen in die todte Kirche gehen — und darein das warme Herz begraben!

Oft hab' ich mir die Wirkung, welche z. B. ein Shakespeare erstlich durch die Niedrigkeit seiner komischen Stände, zweitens durch die Erhebung seiner tragischen, drittens durch seine geniale Flamme, etwa an einer Hofftafel vorgelesen, machen würde, dadurch sehr ins Licht und Lächerliche gesetzt, daß ich sie mir

mit den ähnlichen drei Graden der Folter erläuterte, wovon gleichfalls der erste in Einschränken — in Schnüren und Daumenschrauben — besteht, der zweite in Ausdehnungen — durch die Leiter, — und der dritte in Feuer. — Sonderbar, daß hier die alte obige Dreihheit wiederkehrt, diese dem tertium comparationis so sehr nachschlagenden tertia comparationum, ganz wie in der Schelling-schen Philosophie.

Die zweite Tochter des Weltlebens, welche ich vorzuführen versprach, löset starke Rätsel des gallischen Trauerspiels.

Schon im vierten Bande des Titans bemerkte Vorleser, daß die Franzosen und Weiber einander als geborene Weltleute glichen — daß folglich beide, wie aus der Revolution zu erssehen, entweder ungemein zart und mild oder ungemein grausam wären — ferner daß die Tragödie der Franzosen gleicher Weise nicht nur grimmig-kalt sondern auch kalt-grimmig,

oder ungeheuer grausam wäre — — Und wo-
von kommt dieß? Vom Geiste des feinern
Weltlebens, der seinen Melpomenens-Dolch
aus dem härtesten Eise im härtesten Froste so
scharf schmiedet und schleift, daß dieser Wun-
den stechen kann, alsdann darin zerstießt und
sie tödtlich erkältet. Der religiösen Prozession
wird das Kreuz mit dem Gekreuzigten v o r g e-
tragen, aber warlich der weltmännischen wird
es nachgetragen; und fürchterlicher gibt
es nichts für die einfache biedere Natur, als
jenes seltsame vornehme, gar nicht heuchleris-
che Gemische von höchster Sitten- und Liebes-
Zärte, wunder Ehren - Pünktlichkeit auf der
einen Seite und von französischer langsam-
zerstückender Grausamkeit und vornehmen In-
terims der Ehre auf der andern Seite. Der-
selbe Minister, der Länder durch die Kriegs-
Minen ausschleudert, kann seiner Geliebten
oder einem Racine einen Nadelstich nachem-
pfinden; so wie man zur Zeit des Schreckens

systems die weichsten Empfindungen auf die Bühne heraus rief. Denn dem Minister ist das Volk, wie einem Banquier eine große Summe, bloße Abstraktion, algebraische Größe, die er in seinen Rechnungen versetzt; nur mit dem nahen Einzelnen kann er, wie der Banquier mit der kleinen Münze, geizen. In Rücksicht der Ehre, diesem zweiten moralischen Wendezirkel, so ist ein Großer ein wahrer Mann von Ehre in den kleinsten Punkten und bereit sein Leben dafür zu wagen; was aber höhere Punkte anlangt, Bruch der Traktaten und Ehen, Erbrechen fremder Briefe, große Bankbrüche, verachtender Gebrauch feiler Spionen und feiler Mädchen, so sagt er blos, er könne nicht gut anders.

Zetzt zum ähnlichen gallischen Trauerspiel. Es glänzt, weniger durch das Große als durch die Großen. In Corneille, Crebillon, Voltaire (z. B. in dessen Mohamed) finden wir wie im tragischen Seneca, weit mehr Zartheit,

Feinheit, Dezenz, Vergiftung, Watermord, Blutschande als bei irgend einem Griechen oder bei Shakespeare. Wie in der großen Welt, wird darin nie etwas kleineres gestohlen als eine Krone, oft mit dem Haupte darin — und wie in ihr haben weibliche Seelen nichts von den allersfremdesten Menschen für ihre Tugenden oder nur für ihre Ohren zu fürchten, sondern blos von zu nahen Unverwandten einige Blutschande. Denn wenn in der höhern Welt die Lust so erschöpft ist, daß kein neuer Grad sie mehr würzen kann: so würzt man sie mit neuer Sünde, weil wohl nichts so aufreizend auf die Phantasie — diese letzte Regentin fürstlicher Sinnen — wirkt als eine recht starke Abscheulichkeit; so ist z. B. der horror naturalis (Naturſcheu) der rechte Teufelsdreck für manche Schüsseln.

Eine witzig-schreckliche Anecdote, welche die heiligen Bande zwischen Vater und Sohn zerfasert und zerrissen zeigt, stehe als ein

Beispiel da, welche man unter den Altdeutschen der Zeit oder unter den Altdeutschen des Raums den (Schweden und Schweizern) schwerlich wiederholt antrifft. Als man an den Barter Erebillon, den Trauerspiel-Dichter, mit Namen der Schreckliche in Gegenwart seines Sohnes, des bekannten frivolen Romanschreibers, die Frage that, welches Werk er wol für sein bestes halte: so gab er die Antwort, er wisse nur welches sein schlimmstes sei, und zeigte auf seinen Sohn. Eine so kalte feine Grausamkeit konnte nur erwiedert und übertroffen werden, durch einen Sohn, welcher antwortete: darum glaubten auch viele, daß sie dieses Werk nicht selber gemacht.

Danun alle Poesie, sogar die schlechte, sogar wider Willen idealisirt und folglich die französische auch: so kann, da ihre tragische nicht Individuazion, sondern Abstrakzion zu idealisieren hat, die Steigerung nichts gebären als Ungeheuer. Nur auf dem derben Stam-

me der Individuazion flattert die Blütthe des Ideals; ohne Erde gibt es keine Höhe und keine Tiefe, keinen Himmel und auch keine Hölle; darum ist die Idylle der Franzosen wie der Jünglinge eben sowol blos ein gesteigerter Begriff als ihr Trauerspiel.

Diese Hof-Muse wurde nun von dem goldenen Zeitalter der Deutschen — welches Adelung von 1740 bis 1760 ausdehnt — in die deutschen Schreib- und Lesezimmer eingelagert; Deutsche und Gallier sollten nach ihm, wie es sonst bei den Griechen war und jetzo am Rheine ist, Gleichnamen seyn. Ehe ich weiter gehe, nämlich zum

dritten Kapitel über die Franz.-Deutschen oder Deutsch-Franzen.

Ist es meine Pflicht, sehr zu bemerken, daß Adelung, als Liebhaber der französischen Poesie, den rechten Punkt getroffen, wenn er mit so vielem Rechte behauptet, daß blos höhere

Meißner Klassen (nicht die höhern Schriftsteller) die Sprache, nämlich die deutsche, bilden und ausbilden können. Allein er behauptet (vielleicht aus Scheu) noch nicht die Hälfte dessen, was er sollte. Ist die höhere Welt wirklich, so wie ich bewiesen, die Mutter, nicht aber die Tochter der französischen Poësie, deren Schüler wir seyn sollen: so müssen die höhern Meißner Klassen nicht blos die Bonne oder Bonnes der deutschen Sprache seyn, sondern sie müssen wirklich auch, da Sprache einen Inhalt, einen Gegenstand voraussetzt, eben so gut die Lehrmeisterinnen oder Lehrmütter oder Matrizen oder Matres lectionis der Bilder, Schwünge, Flammen und alles dessen werden, was Adelung zur „edlern und zur pathetischen Schreibart“ rechnet. In so fern er freilich bemerkt, daß alle orthographische Neuerer außer Chursachsen gewesen: gibt er — da von Buchstaben zu Wörtern, von diesen zu Gedanken, davon zu Adel-

lungschen Gedichten nicht weit ist — leise zu verstehen, daß man überhaupt in Dresden und Leipzig keine starken Veränderungen in der Literatur gemacht und daß niemand aus den höhern Klassen, welche sich auszuzeichnen vermeiden, je daran gedacht, so zu schreiben wie Klopstock, weder was dessen ungewöhnliche Rechtschreibung anlangt, noch dessen eben so ungewöhnliche Schönschreibung oder Poesie

Wir lesen nun das

gedachte 3. Kapitel

den Deutsch-Franzen

und ich trage kein Bedenken, die Sache himmelschreiend zu nennen, daß man nämlich eine Poesie, welche alles Große, die Vulkane der Leidenschaften, die hohen Formen des Herzens und des Geistes, höchstens zu Schangerichten ausgebacken, auf Spiegelplatten aufträgt, und welche nur den Gesellschafter, nicht den Menschen ausspricht, nicht einmal dem Engländer,

sondern dem Deutschen aufzudringen die Kühnheit hat, als welcher fast nichts ist als ein Mensch, kaum ein deutscher, geschweige ein gallischer. Nämlich diesem selber, z. B. einem Diderot, Rousseau, Voltaire wurde zuletzt auf der engen Besuchskarte ihrer Dichtkunst eng und heiß, und einer nach dem andern pickte in diese Eierschale ein Luftloch, ja manche krochen ganz heraus und noch einige Schäle klebten ihnen an. Konnte Lessing etwas Stärkeres gegen die französische Tragödie sagen als D'Alembert zu Voltaire im 92. Briefe *) mit der Bitte, es zu verschweigen, schreibt: Je ne vois rien (dans Corneille en particulier) de cette terreur et de cette pitie qui fait l'ame de la tragédie — und wieder im 94.: Il n'y a dans la plupart de nos tragédies ni vérité, ni chaleur, ni action, ni dialogue. — Oder kann man der

*) Oeuvr. de Volt. T. 67, de l'imprimerie de la société littéraire typogr. 1785.

gallischen Dichtkunst etwas schlimmeres nachzagen als die treffliche Necker in ihren mémoires, welche, es gut mit ihr meinend, sagt, die Prose sei schwerer als Verse zu schreiben? Oder konnte Klopstock etwas gründlicheres behaupten als Voltaire *), wenn dieser die französische Unfähigkeit zum epischen Gedichte in den Worten ausspricht: *Oserai-je le dire? C'est que de toutes les nations polies la nôtre est la moins poétique*, und beweiset es Voltaire nicht selber im Lobe auf die Musik, das er ganz besonders für Rameau ausgesetzt **):

Fille du ciel, ô charmante Harmonie,
Descendés et venés a) briller dans nos
concerts, b)

*) Dessen Essai sur la poésie épique.

**) Oeuvres T. 15.

a) Prosaisch matt, anstatt brillés.

b) Die Konzerte sind also schon da und warten blos noch auf Harmonie.

La nature imitée est par vous embellie. c)
 Fille du ciel, d) reine de l'Italie, e)
 Vous commandés à l'univers. f)
 Brillés, g) divine Harmonie,
 C'est vous h) qui nous captivés,
 Par vos chants vous vous élévés
 Dans le sein du dieu du tonnerre, i)

- c) Es wird ihr eröffnet, was sie thut, aber nicht, wer die nature imitée, im Gegensaß der embelle seß.
- d) Matte Wiederholung.
- e) Noch mehr abgemattet; denn eine Tochter des Himmels ist mehr als eine Königin von Welschland.
- f) Der Königin von Italien wird eröffnet, daß sie noch mehr Land habe, nämlich das Universum.
- g) Der Liebenwürdigen befiehlt man von Ferner aus, es zu seyn. Kann sie denn divine seyn, ohne zu brillier.
- h) Matt nach dem Kommando des Universums.
- i) Ihr wird nichts verhalten, was sie thut; aber es wird ihr nicht deutlich gemacht, wie sie sich als

Vos trompettes et vos tambours k)

Sont la voix du dieu de guerre.

Vous soupirés l) dans les bras des amours:

Le sommeil caressé des mains de la
nature m)

S'éveille à votre voix, n)

göttliche Himmelstochter in den Schoos des Dons-
nergotts hebt.

k) Hat sie nichts Besseres? Und sind denn Trom-
meten die Stimme des Kriegsgottes, der mit
ihnen blos seine eigne begleitet?

l), „Was heißt das? Wie seufzt die Harmonie in
den Armen der Liebesgötter? Zwei Arme an
einem Amor wären genug. Oder soll Amours
das Allgemeinste bedeuten und doch Arme ha-
ben?“ könnte ein Nezensedt sagen.

m) Der Schlaf wird der Natur entgegen- und die-
ser werden orientalisch Hände angesehn. Ferner
ists Nicht-Sinn.

n) Aufwecken kann die Missharmonie noch leichter
als die Harmonie; und was soll die Himmel-
stochter, die sich selber beschrieben wird, viel-

Le badinage avec tendresse

Respire dans vos chants, folâtre sous
vos doigts — — o)

„Und so weiter“ sag’ ich, wünsche dasselbe aber der Zukunft nicht. Will der Leser einmal Unsinn genießen: so sei es doch lieber ein warmer als ein kalter, lieber der finstere Sturm einer leidenschaftlichen Kraft als das sterbende Einschlafen im Schnee. Indes ein bekanntes Chorlob auf die Freundschaft aus Bernards Oper, Rastor und Pollur, soll so gut sein, daß es einen Johannes von Müller, den Freund Bonstettens, begeisterte, und daß Matthison, wie er selber sagt *), nie

daran finden, ein Wecker zu seyn, nämlich eine Weckerin, zumal da sie eben so oft und so schön einschläfert?

- o) Mr. Badinage wird auf einmal ein Mann, bekommt Athem durch die fremde Stimme und Flügel durch Finger einer abstrakten Person, die selber schwach existirt.

*) Morgenblatt: N. 121. 1812.

aufzuhören kann, es als das beste französische Lyra - Stück zu Papier zu bringen. Auch auf mich macht das Stück Eindruck, besonders in meiner deutschen Umschreib - Uebersetzung:

Présent des dieux, doux charme des humains

(Geschenk der Götter, du bist den Sterblichen zugleich ein süßer Reiz.

O divine amitié, viens pénétrer nos âmes.

(O Freundschaft, die du als ein Göttergeschenk von Natur göttlich bist, durchdringe doch unsere Seelen)

Les cœurs, éclairés de tes flammes,
avec des plaisirs purs n'ont que des
jours sereins.

(Die Herzen, welche von deinen Flammen beleuchtet werden, haben bei allen ihren reinen Freuden, nichts als heitere Tage).

C'est que dans tes nœuds charmans,
que tout est jouissance,
(Eben in deinen reizenden Knoten oder
Banden ist alles Genuß).

Et ajoute encore un lustre à ta beauté.
(Und fügt zu deiner Schönheit noch neuen
Glanz)

L'amour te laisse la constance.

(Die Liebe läßt Dir die Beständigkeit.)

Et tu serois la volupté,

Si l'homme avoit son innocence

(Und hätte der Mensch noch die Unschuld,
so wärest Du die Wollust.)

Er überläßt hier mit Recht dem Leser selber die leichte Ergänzung: „Da wir aber leider durch den Apfelsbiß unsern Geschmack verderbt haben: so bist Du freilich, liebe Freundschaft, kein besonderes Essen mehr für uns.“ — — Was ich statt der Freundschaft etwa so laut gelobt wünschte, wäre der Haß. Nicht kaltes Wasser, nicht heißes, aber laues erzeugt Erbrechen.

Diese egoistische Kälte des Weltmannes ist der herrlichen Kälte der alten philosophischen Zeit gerade so entgegengesetzt als im Physischen die schwächende der stärkenden *) und

*) Brownianer sollten, glaub' ich, das Prinzip der Kälte mehr von der mechanischen abtrennen; das Prinzip nenn' ich jene Kälte, welche auf das Steigen des Barometers und die Witterschmerzen von Menschen und Thieren wirkt, ohne noch mechanisch auf der Haut oder im Wärmemesser gefühlt zu werden, und welche entkräftend auch den trifft, der im Winter nie das warme Zimmer verlässt. Der Brownische Satz, daß die Kälte Starke starke, Schwache schwäche, gilt in Bezug auf diese Kälte nur mit seiner letzten Hälfte. Hingegen die mechanische, welche für die Haut ein Erregmittel ist, stärkt, mäßig und schnell gebraucht, wie jeder Heiz; ja die kurze mechanische durch Wasser und Luft wirkt dem Prinzip der Kälte entgegen. Das Umgekehrte gilt folglich für die Wärme. Das Prinzip derselben gibt warmen Ländern

eben so steht die leidenschaftliche äußere Flug-
Hitzé der inneru Wärme des Herzens entge-

und Jahrzeiten die Vollkraft, sogar den Zim-
mer-Gefangen. Hingegen die mechanische
auf der Haut erschlafft. Will man diese Er-
schlaffung für Ueberstärkung erklären: so müßte
man doch vorher durch das Gefühl der Stärkung
gehen. Ueberhaupt muß es zwischen dem erres-
genden und dem schwächenden Prinzip noch ein
drittes, das nährende, geben, wodurch die basis
constituens fortbesteht, weil das, was zu er-
regen ist, nicht durch Erregung geschaffen und
erhalten werden kann, die sonst ein Kompara-
tivus ohne Positivus wäre. So sind z. B.
Bier, Wein und Denken Neize, aber nur vom
erstern ließe sich leben. Mit Vergnügen fand
der Verf. diese der Arzneikunde gehörige Ver-
muthung, welche, wie Aehnliches, Nikolai hie-
rin eben so anmaßend als unwissend getadelt,
später bestätigt von Chiarugi über Wahnsinn
I B. S. 148. (Absolute Kälte schwäche, rela-
tive stärke); ferner von Becker; Kälte und

gen wie wieder die entkräftende der belebenden. Eben so weit ist diese Kälte, welche die poetischen Flößfedern an das Eis gefrieren lässt, von jener griechischen Einfachheit und Kälte verschieden, welche in der Höhe des Aethers sich die Flügel fühlt. Für die Aehnlichkeit mit den Griechen, womit die Gallier den Griechen und sich schmeicheln, ist die Thatsache wenigstens kein Beweis, daß sie die Säule des Pompejus in Aegypten frönten mit einer rothen Mütze. Uebersetzen Sie, meine Herren, ein altes Werk aus der gesunkenen epigrammatischen Zeit — wie z. B. mit Diderot den Seneca — in das Französische: so wird es dadurch klassisch; übersetzen Sie rückwärts z. B. den Rousseau ins Lateinische: so büßet er seine halbe Einfachheit ein; so wie er zu unserm Ruhme auch in einer

Wärme wirken reizend (A. L. Z. n. 30. 1806.) und von Skjelderup: Kälte reize (L. L. Z. 1805. S. 1029.)

deutschen Uebersezung verliert, obwohl weniger. Nicht so sehr die Schwierigkeit einer Uebertragung als die Neuheit der Gestalt, welche darin das Urbild annimmt, prägt den Unterschied zwischen zwei Völkern am stärksten aus. Uebrigens wird hier nicht sowohl die französische Dichtkunst verworfen, als der deutsche Geschmack, der sich ihr, und sie sich aufdringen will. Soll einmal eine große Welt und für diese wieder, welche die ersten Thronstufen durch ganz Europa besetzen, eine Dichtkunst als Hoflustbarkeit vorhanden sein: so ist die französische die einzige; denn sie wurde seit Richelieu von ihr für sie geboren und erzogen. Sogar uns Deutschen selber fallen an französischen Schriftstellern — wie z. B. an Baptist Rousseau, Mercier, an mehrern Revolution-Schreibern — deutsche oder englische Reckheiten widrig als Mistöne auf. Ja Vorleser diesß konnte viele Stellen seiner Werke sich unleidlich machen, wenn er sie in frans-

zösischer Sprache sich geschrieben dachte. Und wiederum geben uns in Werken früherer Franzosen z. B. des Rabelais, Marat, welche noch keine Dichter und Dichtkunst von Welt vorstellten, und in Sprach- und in Sachwendungen fast noch deutsche Freiheit besaßen, die Kühnheiten wenig Anstoß.

Aber warum laufen wir ihnen mit unsren unähnlichen Werken wie Zueigner nach, und halten sie ihnen hin, und passen bittend? Zur Strafe loben sie unsere besten und unsere elendesten Werke zugleich, ja oft gleich sehr und „ignoriren“ höflich deren Unterschied. Denkt doch an den alten humoristischen Voltaire. Als ihm Hr. von Schönaich sein geist- und sprachloses Heldengedicht, Hermann, das befreite Deutschland, zusandte (natürlich hatt' er das befreite Deutschland vorher französisch übersetzt): so schrieb Voltaire ihm unter vielen Lobreden auch die zurück: es wäre unverzeihlich, d'ignorer une langue que les

Gottscheds et vous rendés nécessaire à tous les amateurs de la littérature. Um noch schmeichelhafter zu zeigen, daß er nur eine Sprache lobe, die er selber Kenne, beschloß er in deutscher so den Brief: ich bin ohne Umstand sein gehorsam Diener: Voltaire *).

Wie Leipzig von 1740 bis 60 das Pleißathen oder eigentlich das Pleißparis gewesen, und durch Augenschein bewiesen, daß Deutschland schon Werke erschaffen könne, welche nicht deutsche, sondern französische sind: so kann (scheint es) Wien, nur in höherem Grade, sich zu einem Donauathen oder Donauparis oder Wienparis ***) allmählich sich ausbilden, da nicht nur eine gewisse Nüchternheit, Kühlle, Zierlichkeit und Selbherrschaft, je schöne Kraft-Abtötung (Mortifikation) vieler Schreiber uns manche Hoffnung dazu machen, sondern da die große Stadt voll großer Welt und

*) Zusätze zu Sulzers Wörterbuch 8. T.

**) Vom Flüßchen Wien.

voll schöner dem französischen Geschmacke zugebildeter Welt für die Sache selber bürgt.

Klinger in seinen „Betrachtungen“¹, eben so tief in Staat - Welt - und Menschenkenntnis als seicht in Philosophie und Ästhetik, macht in seinem schon von der großen Welt verworrenen oder verengten Geschmacke uns glücklicherweise zwei Vorwürfe, die einander selber verwerfen, worauf man beide leicht durch einen dritten aufreibt. Er wirft nämlich vor, wir wären erstlich zu deutsch, und mißfielen auswärts deshalb, dann zweitens wir wären zu wenig deutsch oder originell und zu nachahmend, und mißfielen auswärts deshalb. Denn er fragt und mit ihm hundert Deutsch-Franzen, warum unsere Dicht-Literatur so wenig andern Völkern gefalle, besonders den Welt - und Hofsleuten darin, ohne einzurechnen, daß den letzten auch die britischen, norvischen, griechischen, indischen Dichtgeister durch ihre Eigenthümlichkeit, welche mehr den all-

gemein-menschlichen als den Hof-Ton anstimmt, beschwerlich werden. Völker selber misfallen einander wechselseitig, wenn man entweder das deutsche ausnimmt, dem jedes genug, oder das gallische, das jedem ein wenig gefällt. Gleichwohl wähnet wieder Klinger, daß in allen Werken Volk-Eigenthümlichkeit erscheine, nur in den deutschen keine; was aber eben als unsere deutsche sperret fremde Leser heraus? Warum sind wir allüberseher denn so schwer selber zu übersezzen, von Lessing, Herder, Klopstock, Schiller, Goethe an, bis zu Hippel, Musäus u. s. w.? Wir freilich können uns unsere Eigenthümlichkeit nicht selber ansehen und anfühlen und können für eine Verschiedenheit von uns, nicht unsere Eigenheit anerkennen, sondern nur eine fremde; so wenig als ein geborner Eisländer sich originell erscheinen kann. Warum wurden im Durchschnitt nur unsere flachgeschliffenen Schriftsteller z. B. die Adelungs

schen von 1740 bis 1760, Geßner, gewisse Romanschreiber recht gut und häufig übersetzt, und unsere mit erhabener Arbeit entweder gar nicht, oder in vertieft übertragen? Es ist ein böses Zeichen, wenn ein Autor ganz zu übersetzen ist und ein Franzose kann es so ausdrücken: ein Kunstwerk, das einer Uebersetzung fähig ist, ist keiner wert. Gewisse kalte Allerweltschreiber geben uns musivische oder hölzerne Gemälde, welche man leicht kopirt, indem man sie blos der Länge nach verdoppelt und durchschneidet; hingegen vaterländische Schriftsteller geben uns Altfreskobilder, welche nur mit der Mauer selber in andere Länder überzutragen sind.

Viertes Kapitel über Einfachheit und Klassischsein.

Keine Begriffe werden willkührlicher verbraucht als die von Einfachheit und von Klassizität. Da klassisch überall jedes Höchste in seiner Art bedeutet, jeden noch so tiefen Stern,

der hinter und vor uns durch die Mittaglinie geht, folglich das Höchste jedes Stoffs — wie es denn klassische Forst-, Bienen- und Wörter-Bücher gibt — : so muß das Höchste dieser Höhen, gleichsam der Stern, der durch Mittaglinie und Scheitelpunkt zugleich durchgeht, jenes seyn, das Stoff und Form zugleich zu einem Höchsten verschmilzt; und dies ist nur der Fall der poetischen Genialität. Keine Philosophie heißt klassisch, weil der Weg zur Wahrheit — der Stoff, — unendlich ist. Ein sonst vielseitiger Kunstrichter ließ darwider drucken: „Nicht der Grad des ästhetischen Werths macht ein Werk klassisch, sondern der höchste Grad der ästhetischen Kultur, nämlich Vollendung der poetischen Sprache, reinste Natürlichkeit der Bilder, Ebenmaß der Gedanken, ohne Nachtheil der Kraft und Wärme.“ Als bezeugende Beispiele ruft er Homer, Pindar, Sophokles, Petrarch, Ariosto, Cervantes, Klop-

stock, Goethe auf. Ich frage aber, was heißt denn überhaupt ein ästhetischer Werth, entblößt von allen den vorgezählten Merkmalen ästhetischer Bildung, von poetischer Sprache, von natürlichen Bildern, von Kraft und Wärme und Maß? Kann sich denn der ästhetische Werth d. h. der geniale, gleichsam als Seele anders darstellen, als in den ebengesuchten ästhetischen Merkmalen, die er als die Körpertheile sich anbildet? Ich wende nicht einmal die Erschleichungen durch die unbestimmte höchstgradereinste Natürlichkeit, Vollendung der Sprache ein, indem sie alles voraussetzen, was eben erst zu setzen ist. Darauf fährt der Kunstrichter fort: „der Begriff des Klassischen gehört unter die stets tigen Begriffe. Ein Kunstwerk ist entweder „schlechthin klassisch oder gar nicht, aber nicht „mehr, oder weniger“ — dasselbe gilt auch für genial ganz und gar, und klassisch und genial verlieren sich in einander, weil beide

als solche kein Mehr und Minder kennen. Über in diesem Sinne, worin Klassischsein einem Allstichspiele gleicht, worin nur der gewinnt, der gar keinen Stich verliert, ist kein einziger unter den vom Kunstrichter genannten Klassikern klassisch; kaum Sophokles ausgenommen: denn auch an ihm haben Longin (ihem. 33) und Aristophanes (obwol nur von weitem in den Fröschern) auszusetzen. Ueber die kleinen Verfinsterungen aller dieser Himmelskörper haben wir ja die alten und neuen Tabellen in Händen. Wenn nun alle Klassiker nur durch die Mehrheit glänzender Theile sich über die Gemeinen und doch Lädfersreien erheben: so fragt sich, ob diese Mehrheit in sogenannten sprach=klassischen oder ob in genialen Theilen bestehet. In den letzten durchdringt sich, wie gesagt, von selber Stoff und Form, Seel' und Leib erschaffen sich gegenseitig, aber die ersten würden nur eine negative, ja bloße grammatische Musterhaftigkeit

geben, und so wäre denn, mit Longin zu reden, ein Ton aus Chios klassischer als Sophokles und Adelungs Geschichte der Menschheit klassischer als die Herdersche, und Goethe hätte vor Merkels Kopfschen den Hut abzunehmen. Kurz das Klassische kann nicht in der Minderzahl der Flecken, sondern in der Mehrzahl der Strahlen bestehen. Auch nach dem vorigen Kunstrichter kann nichts klassisch seyn, was höher zu treiben ist — daher keine Philosophie klassisch zu nennen, weil der Weg zur Wahrheit, der Stoff, unendlich ist; — aber daher ist dann jede noch lebende Sprache nur für die Gegenwart klassisch, weil sie Blüten abwirft und nachtreibt. Jede alte todte war auch so lange keine klassische als sie fort- und nachwuchs; nur ihr Tod gab ihr feste Verklärung.

Und warum wollen wir es überhaupt vergessen, daß der Titel klassisch zuerst im Zeitalter der Barbarei durch den Gegensatz von

Kenntnisloser Roheit eine viel stärkere Bedeutung angenommen, als wir jetzo im Zeitalter der Bildung, das nur Hohes mit Höherem vergleicht, fortgebrauchen können? Vielleicht wären — so kühn der Gedanke ist, ein Klopstock, ein Herder, ein Schiller, rückwärts oder nachwärts selber den Griechen klassisch; und der Ort wäre leider für alle dazu schon da, nämlich die zweite Welt, auf welcher das Kleeblatt schon blüht. — Die Alten kannten wol begeisterte Dichter, aber keine Muster-Dichter; daher war nicht einmal das Wort „Geschmack“ — welches sonst in dem Klassisch-sein König ist — in ihrer Sprache vorhanden; und nur in den bildenden Künsten, in den für alle Augen unveränderlichen, erkannten sie einen Polyklets Kanon an *).

*) Eben les' ich, was meine Behauptungen über die Schönheit der bildenden Künste (im 1ten und 5ten Programm,) bestätigt, daß nämlich Blumenbach die Verhältnisse eines Mannes aus

Das Höchste der Form, oder Darstellung, als einer klassischen kann noch auf zweierlei Weise falsch genommen werden; man verwechselt die Darstellung entweder mit grammatischer Regelmäßigkeit oder mit rhetorischer. Das gemeine (Schreib- und Lese-) Volk, unempfänglich für die poetische Vollkommenheit und Darstellung, will gern die grammatische — durch den Sprung von Werken in todten Sprachen, wo jedes Wort entscheidet und befiehlt, auf Werke in lebendigen — zum Ordensterne des klassischen machen. Dann wäre aber niemand klassisch, als einige Sprach- und Schulmeister, kein einziger Genius; die meisten Franzosen, sind dann klassisch, wenige Männer, wie Rousseau und Montaigne, ausgenommen, und jeder könnte klassisch werden lernen.

der Schönheit-Insel Nukahiva ganz den Verhältnissen des Apollo von Belvedere gleich gefunden. Langsdorffs Reisen um die Welt. I. B.

Ein Genie an und für sich, kann man sagen, ist nicht grammatisches Musterbild, wenn es nicht zugleich wie Klopstock und Lessing auch Sprachforscher ist; ja sogar hier entscheidet es nicht durch seine Schaffkraft, sondern durch Sprachkunde. Gleichwohl verewigt ein Genius Wörter und Wortfügungen, durch sich und durch Nachahmer; und im Ganzen seh' ich nicht ein, wärum ich eine Sprach-Abweichung lieber aus der Waldung des wilden Ur-Deutschlands holen will, als aus dem englischen Garten eines Genius. Am Ende dankt man doch Gott für die pereunirende Monstrose (fortjährige Pflanzenregellose) wie z. B. Denker (wogegen Adelung mit Recht viel hat); hätten wir nur nach Nehnlichkeit von Seher, Hörer, Schmecker noch mehr z. B. Sinner, Fühler, Taster, Rührer ic. So ist Vossens griechische - lateinische Trennung des Genitivs vom regierenden Worte ein wahres Geschenk an die Dichtkunst bei schüchterner Anwendung.

Die zweite Verwechslung, nämlich mit rhetorischer Regelmäßigkeit, lässt im literarischen Weltgebäude nur die Monde stehen und tilgt die Sonnen. Shakespeare wäre dann nicht klassisch; aber Addison; Platon nicht, aber Xenophon; Herder stände unter Engel, Goethe unter Manzo. Sobald etwas anders klassisch ist als Genialität: so wird — da das Gewöhnliche stets leichter regelrecht auszudrücken ist, schon darum, weil es schon mehrmals ausgedrückt wurde *) — die Schwäche zur Trägerin der Stärke gemacht, der Ring

*) Vielleicht auch darum, weil man Mäßigkeit nirgends so aufmerksam beobachtet als in Armenhäusern, Wüsten und Schiffen. Für den französischen Geschmack gilt, was Nackenitz von den französischen Gärten sagt, daß sie in dürftigen magern Gegenden gar nicht zu verwerten sind. Ein mäßiges Mittagessen, sagte Alexander, ist das beste Zugemüse des Abendessens; d. h. frühere Armut ist die Würze der spätern.

um den Saturn zu dessen fesselndem Zauberkreise und der Mondhof zum Leitstern der Sonne. Wollen wir lieber dem eben so scharfen als hohen Longin — dessen Erhabenes leider, wie andere Tempel, nur zerbrockelt auf uns gekommen — verständig antworten, wenn er fragt (Thema 33. 34. 35. 36), ob man wol lieber der fehlerlose Dichter Apollonius, Theokrit, Bathylyides gewesen seyn wolle, oder lieber ein Homer und Pindar mit Fehlern? Oder ob wol lieber ein Redner Hyperides voll lauter untadelhafter Geschicklichkeiten als ein Demosthenes voll Gewitter?

Eben so irrt man über die sogenannte Einfachheit (Simplizität). Denn die wahre wohnt nicht in den Theilen, sondern organisch im Ganzen als Seele, welche die widerstreitenden Theile *) zu Einem Leben zusammen-

*) Oft entstehen doch in organischen Werken Mißgeburten, aber durch übrig gebliebene Glieder nach Bonnets Meinung; man wende dies auf

hält. In diesem Sinne sind der große seine große Materie geistig bändigende Shakespeare und der bilderreiche Wilde und Morgenländer so einfach als Sophokles. Die scheinbare Einfachheit besteht in der Aehnlichkeit todter Theile, die kein Geist organisiert; in der zerstückten Harmonie und Melodie eines Farbenklaviers, das niemals ein Gemälde wird; in der Abwesenheit kecker Bilder und in „bremischen Belustigungen des Verstandes und Witzes.“ In der Kälte ist es leicht, nicht zu warm zu seyn; so wie die Sonne gerade in den härtesten Wintern fleckenlos erschien. Ja die scheinbare Einheit solcher geschmackvollen und geistlosen Werke mögen die Holzbücher im Kasselischen Naturalienkabinette erreichen; das Buch ist vom Holze, z. B. des Lorbeerbaumes, darin sind dessen Blüthen, die Rinde, der Same und die Blätter, kurz, dem viele Verfasser an, z. B. auf den uns allen wohl bekannten,

Gewächse fehlt nichts als das — Leben; so aber ist's ein Buch. Die Geschmack - Leute glauben viel bedacht zu haben, sobald sie die Pferde, die sie vor Apollos Wagen oft zugleich an die Vorder- und an die Hinterräder spannen, nur von Einer Farbe ausgewählt. Himmel, schirret was ihr wollt an, Pferde, Drachen, Tauben; nur aber an die Deichsel und nur lenke der Musengott. Man organisere aber einmal einen Band Sinngedichte! Denn die gallische Poesie ist blos ein längeres Epigramm; ja sogar ihre vorige Revoluzion - Bereitsamkeit war eine Spiken - Manschette von Droh - Prahl - und Lob - Pointes. Dennoch wirkt es, ein Bonmot ist dem Gallier ein Stichwort zur Rolle, der wahre Logos, die wahre Logik; witzige Einfälle unterstützen kriegerische und umgekehrt und das Bonmot als Parisien oder Galanteriedegen wird leicht ein längeres Gewehr. . . .

Hier fiel plötzlich einer meiner Zuhörer

(er wollte ein Persifleur oder Auspfeifer seyn), mit den Worten ein, er falle dergleichen Einsfälle weder an, noch weniger ihnen zu mit Beifall — es seien der Vorfälle, Unfälle, und Fälle so viele, daß er keinen Fall mathematisch zu sehen wage; nur aber zu bedenken bitte, wo man dann sei, nämlich in Reichels Garten in Leipzig in Sachsen, und daß am linken Pleiße-Ufer ein französischer fester Platz liege, nämlich der la place de repos, um von der harmonie, der ressource und den Präadamiten der émigrés, den Kolonisten, gar nicht zu sprechen. Auch einige sächsische Buchhändler stimmten ihm bei. — Vorleser erwiederte aber sehr gesetzt, er hoffe, jetzt sei in Deutschland eine bessere Zeit, als unter der Revoluzion gewesen, angebrochen und es sei wol nun keinem deutschen Staate mehr verboten (wie etwa sonst) von Frankreich das Beste zu sagen; die Sturmzeit, wo wir Deutsche vergeblich an der gallischen Freiheit Theil zu nehmen wünschten, sei vorüber.

— Indesß, meine Herren, fuhr ich fort, ist es hier der Ort und Tag, sämmtliche Zeitungen und Journale wacker anzugreifen in dem

Fünften Kapitel
über Buchanzeiger und gelehrte Zeitungen
überhaupt,

das ihnen manchen Text zu lesen hat. Muth, Hörsaal, ist der Flammen-Flügel des Lebens; Vorleser fürchtet kein Journal; kühn wie ein Carnot sagt er auf jeder Insel, auf jedem festen Lande seine Meinung und steht der Folgen gewärtig. Sterben — es sei vor Hunger oder sonst — ist das Höchste, was erfolgen kann; und wer von uns verschmäht es nicht? Ich werfe den Würfel; ich kündige hiermit ohne alles Bedenken an: ich werde mir in diesem Kapitel mehrere vermischt, ungeordnete Winke über das Bücheranzeig-Wesen im Allgemeinen erlauben. Wasser allein, möcht' ich fast wagen anzufangen, thuts bei ihnen;

Wasser theils als kritisches Reinigmittel, weil die Kritik sonderbar ähnlich dem Wasser ist, ohne welches kein Schmutz, Fleck zu machen, aber auch keiner heraus zu machen ist! . . .
 Eben nehm' ich, meine Herren, besremdet wahr, daß der Kunstknecht und der Naumburger Schweinborstenhändler still stehen und halb giftig auf mich herüber blicken, als hätt' ich bei der Handwerk spöttisch zu Vorbildern der kritischen Wasserkunstknechte und jener kritischen Borsten, welche, auf dem unreinsten Thiere seßhaft, nachher selber zum Reinigen dienen, absichtlich angewandt; ich frage aber als Vorleser meine Leser und Nachleser, ob es nicht von jeher meine Art gewesen, gerade auf die fernsten Sachen anzuspielen, nicht aber auf so nahe, die blos ein Meer von mir abtrennt. — —

Doch eben sind die allegorischen Herren still weiter gegangen; ich thue es auch und merke ohne Absicht an, es gibt, wie das Zahl-Verhältniß der jetzigen Kunstrichter zu den jetzigen

Künstlern zeigt, mehr Glaserdiamanten als Ringdiamanten, mehr schneidende als glänzende.

Man hat mehr Vertrauen auf seinen Geschmack als auf sein Genie; nicht jener, sondern dieses fodert Bürgen und Rückbürgen; der Geschmack, dieses ästhetische Gewissen, fragt nach niemand, aber wol die ästhetische That will gebilligt werden. Jener thut Machtprüche, dieses Machtthaten.

Ein Kunstartheil überwältigt so leicht den Leser, blos weil es so wenig Beweise gibt und so sehr den ganzen Menschen des Lesers voraussetzend in Anspruch nimmt.

Keine Rezensionen find' ich so leer, so halbwahr, halb parteiisch und unnütz als die von Büchern; die ich vor ihnen gelesen; aber wie trefflich sind mir die von solchen Büchern, die ich nie gekannt, von jehor vorgekommen, ich meine, so tief, rein und recht! Ich bejammere deshalb ordentlich ganz erbärmliche und unges-

lesene Autoren; denn die schreiendsten Ungerechtigkeiten soll man an ihnen so wie an Bettlern und Gefangnen verüben: sie können sich in ihrem Winkel nicht wehren und sich nicht aus dem Kerker winden, um der Welt ihre Wunden vorzuweisen.

Rezensionen haben selten — und das spornt ihre Väter an — wieder Korrezensionen auszuhalten. Auch würde das Beurtheilen des Beurtheilens ins Unendliche hin und her zurück prellen. Nur was die Sprache anbelangt, welche das Privilegium de non appellando hat, wäre vorzuschlagen, daß das gelehrt Reich sich einen Rezensur = Grammatiker hielte, der in einem eignen Werke aufpaßte und die Barbarismen, ohne welche das kritische Volk so wenig ein Zetergeschrei erheben kann als das römisches ein Freudengeschrei, jedem Journale mit rechter Sprach = Polizei boshaft eintränkte. Ich glaube, sie würden roth. Es thut mir oft weh, daß die Einkleidung der gelehrt

ten Zeitungen nämlich die umlaufenden Kapseln derselben, durch Schmutz und Abgreifen ein Nachbild ihrer ästhetischen Einkleidung werden, so wie leider einen Freund der allgemeinen deutschen Bibliothek das elende Druck- und Papier-Werk nicht blos als ein Wiederschein der geistigen Einkleidung, sondern auch als eine eben so typographische als allegorische Wiederholung der Wespenester sehr verdrießt, deren graues Papier nach Schäfer und andern wahres Papier ist.

Schlechte Werke sollte man wie Liseom blos ironisch anzeigen, damit der Leser doch etwas hätte, da sonst den Tadel die gemeinen Verdammungsformeln erst an sich, und dann durch die Nothwendigkeit ihrer unzähligen Wiederkehr sehr ins Langweilige spielen. Gelehrte Anzeigen blos ungelehrter Werke, eine allgemeine deutsche Bibliothek voll lauter ihr ähnlicher Dichter und Philosophen, kurz, eine Zeitung des Schlechten, aber eine iro-

vische, und launige, welch ein Zuwachs der Ironie und Laune würde hier aufblühen!

Ferner wünscht' ich manche Werke mit wahrer Gewissenhaftigkeit und Liebe und so schnell als möglich angezeigt — nämlich die namenlosen und die von jungen Autoren mit namenlosen Namen; beiden wird es so schwer, sich ohne Hülfe auf den Rednerstuhl vor das Publikum hinauf zu arbeiten. Manches Leben, mancher Geist ist an einem ersten Werke gestorben; das harte Lager eines Jünglings auf Rosen — Knospen sollte man bald weich aufblättern.

Sogar kräftige Geister macht oft ein elendes Urtheil so kraftlos, als sonst das eingesbildete Nesteknüpfen die Starken des Mittelalters. Die größten Schriftsteller haben weit mehr achtende Scheu vor dem öffentlichen Urtheil als sie eingestehen. So blickten in die ausbrechenden Blüten des herrlichen Leisewitz ein solcher kritischer Tropf zu unser aller Scham.

den. So erfolgte, trotz der trockigen Drohung, keine Nachfuhr neuer Xenien, welche wie es scheint abstanden, wie ein Wagen voll Krebse, wenn ein Schwein unter ihm weg läuft. So kennt der Verfasser dieses noch zwei Löwen der Literatur, welche gleich thierischen sich in manchen Werken durch kritisches Hahnengeschrei bestürzt machen ließen; und Herder würde sich noch größere Palmen errungen haben, hätte man ihm nicht erst nach einem Tode die jetzigen gereicht. Ein Lieblingsschmierer des Publikums hat hier größeren Mut als der tapferste Kopf; jener besiebt mit Waren seine beiden Messen und lässt sich jährlich zweimal kritisch abprügeln für Ehrensold, (wie Sineser sich körperlich um Geld für Missethäter), um wieder an neue Werke und Prügel zu gehen; der Genius, welcher nur sein heiligstes Innere in einem zweiten niederlegen und wiederfinden will, schrickt vor jeder Abweisung und Aussperrung zurück.

und wählt glaubig oder unglaublich nur Einsfehr in sich. Schwerlich verzärtelt oder verwöhnt ihn, der den schärfsten Kunstrichter in seinem Ideale herumträgt, irgend ein schmeichelnder; und alles Preisen des Werthers verzog Goethen zu nichts als zum Meister. Daher hätte jeder, auch der gerechteste Tadel, gegen den Priester Melpomenens, Schiller, welcher Kraft, Leben, eigne und fremde Vorurtheile unermüdet der Kunstschönheit opferte, nur mild und scheu, und mehr mit Gefühlen eigner als mit dem Wunsche fremder Schmerzen ausgesprochen werden sollen; aber davon weiß die bellende Undankbarkeit nichts.

Ferner mittelmäßige Bielschreiber wünscht, ich gar nicht angezeigt; ihr häufiger Name ist ihr Stummenglöckchen und sagt, da sie sich ja nie ändern, laut genug die Wiedershölung ihres Daseyns an.

Endlich wünscht' ich über geniale Werke zwei ganz verschiedene Journale. Das eine

müßte an einem Meister - Werke nichts als die Mängel rügen, jede falsche Mitteltinte, Falte, Linie bezeichnen und es ohne Scheu vorrücken, wenn ein Winkel des Rahmens um das Bild kein rechter wäre, oder die Vergoldung verschlossen. Denn alle Forderungen des Geschmacks und der Sprachlehre, kurz, der äußern Form, will ich doch lieber an großen als an kleinen Autoren lernen; und Sprachnachlässigkeit werden wir z. B. an Goethens neuester Prose im Anhange zu Cellini mit mehr Reiz finden und fliehen lernen als an einem matten Lang- und Breitschreiber. Solche fliegende Finsternisse der Genies würden, wie die der Sonne und des Saturns durch Trabanten, am schönsten dienen, die Landkarten der Erde zu machen und zu bessern. Auch wäre ein solches Journal für das Genie (besonders für dessen Nachahmer) der Nacht- und Richterstuhl, der einem Alexander sagte, er sei noch kein ganzer Gott.

Diesem gelehrten schwarzen Buch müßte sich ein zweites (es mag das goldne Buch heißen) beigesellen, das mit heiliger Seele nichts im Kunstwerke und göttlichen Ebenbild anschauete (wie ein Liebender an der Geliebten), als die Schönheit oder den Gott, dem es ähnlich ist. Auf der hohen himmlischen Stelle, wo der Mensch vor der Größe steht, verschwinden ihm an ihr die Ecken der Nähe und Tiefe, wie einem Sternbewohner die Berge an der Erde versinken und nur die strahlende Kugel erscheint. Schon der edle Winkelmann ermahnt, Schönheiten früher und brünstiger zu suchen als Flecken. Nur ist's das Schwierigere; im Finden der Schönheit gehen die Menschen weit mehr und uneiniger auseinander als im Finden des Häppchen; gegen dieses rüstet die allgemeine Natur; für jene wird erst eine besondere ähnliche Seele erschaffen; so ahnet ja im Moralschen der Sinkende nur immer tiefere Versun-

Kenheit und allein der Emporgehende nur immer höhere Himmel voraus. Das goldne Buch, das ich wünsche, stelle nun, so gut es ohne Darstellung möglich ist, erstlich den Geist des Kunstwerks dar, zweitens den Geist des Meisters. Der letztere Geist kann nur in allen Werken zusammengenommen, gleichsam wie ein Gott in der ganzen Weltgeschichte, recht gefunden werden, — indeß Ein Buch den Gelehrten ausspricht und ausschreibt. — Fragt man: wozu kann gleichsam eine Darstellung einer Darstellung — denn alle ächte positive Kritik ist doch nur eine neue Dichtkunst, wovon ein Kunstwerk der Gegenstand ist — helfen und führen? — So antwort' ich: eine fremde Anschauung gibt der eignen mehr Sprache, also mehr feste Klarheit; und reiset uns, nicht nur wie wiederholtes Lesen oder steigende Jahre, sondern zieht uns nach wie ja das Werk selber. Oder wie könnte denn je ein Volk — das organisch betrachtet

immer sich mit wenigen Erhöhungen der Einzelwesen wieder gebiert — höher und eines über das andere steigen ?

Diese doppelte Journal - oder italienische Buchhaltung über geniale Werke ist unbeschreiblich unentbehrlich, eben das grammatische Soll und das geniale H a b e n . Wirklich haben wir Deutsche — wenn ich stolz genug seyn darf, es zu behaupten , — schon das Soll, oder eine schöne seltne Vereinigung von Köpfen , welche grammatische und rhetorische Fehler des Genies mit grösstem Eifer suchen und zeigen, gleichsam ein Preisen = Rath erobter G enien ; ich weiß aber nicht, ob wir mit ähnlichen Rechte uns des zweiten Journal-Buchs, des H a b e n s , rühmen dürfen. Herder, Lessing , zum Theil Schlegel und einige hoben den Anfang an. *)

*) In der Kritik der kongenialen Philosophie geschieht, wenn man Leibniz, Lessing, Jacobi und

Der Geist eines Buchs ist so sehr der Glaube, wodurch es selig wird oder nicht, ohne Rücksicht auf dessen gute oder böse Werke, daß ein gemeiner katholischer Kunstrichter,

wenige ausnimmt, noch weniger. Ein philosophisches Werk glauben sie zu kosten, wenn sie einige Meinungen daraus als Proben vorzeigen; was nichts anders heißt als Nägel und Haare eines Menschen abschneiden und sie als so viele Beweise produzieren, daß er keine Nerven und Empfindungen habe. Theilweiser Irrthum könnte ja in der System-Ganzheit eines Organismus relative Wahrheit seyn. Wie in der Dichtkunst, so gibts in der Philosophie einen äußern Stoff (Meinungen überhaupt) und einen innern (den neuen Geist, der die Welt neu anschauet und seiner unbeschadet Meinungen wechselt kann); und dann eine äußere Form (vernunftlehre) und eine innere (Dichtkunst) daher geschah noch keinem Heidenreich, Mendelssohn, sogar Kant so viel Unrecht als einem Jakobi oder wer ihm ähnlich wäre.

der den Geist nicht achtet und fasset, mit der selben Unparteilichkeit und Wahrheit, über jedes Werk zwei ganz entgegengesetzte Urtheile fällen und bewahren kann durch willkürliche Wechsel - Zählung entweder der Schönheiten oder der Fehler. Wenigstens urtheilen oder vielmehr urtheln die jetzt lebenden Stilistiker nie anders.

Ich fahre fort: je eingeschränkter der Mensch, desto mehr glaubt er Rezensionen.

Doch seß' ich dazu: je entfernter von Hauptstädten und Museumsitzen. Ein Provinzial-Landpfarrer z. B. glaubt fast zu sehr darum Sähe, weil sie der Seher gesetzt; der Drucker - Herr ist sein Glaubens - Herr.

Ein Rezensent falle ein mündliches Urtheil, aber stark: jeder stelle ihm doch eignes entgegen. Aber einem gedruckten widerstrebt der Mensch schwer; so sehr und so zauberisch hantt uns D. Fausts schwarze Kunst auf seiner Mantel oder in seinen Magus - Kreis. Diese All-

macht des Drucks liegt aber nicht in der Abs-
wesenheit des aussprechenden Geistes — denn
sonst hätte sie der Brief und das Manuscript —
sondern theils in der dankbaren verehrenden
Erinnerung, das Höchste und Schönste von
jeher nur auf dem Druckpapier gefunden zu
haben, theils in der närrischen Schlußkette,
daß der Druck - Redner, der zu allen spricht,
desto unpartheiischer zu jedem Einzelnen spre-
che und daß ihm also etwas zu trauen sey;
„vorzüglich, fügt man bei, da der Mann ja
„nichts davon hat und davon weiß, wenn
„er jemand umarbeitet, der sich deshalb auch
„ohne Erröthen bekehrt.“ So stehen die Sa-
chen. Selber diese kritische Vorlesung, Ver-
ehrte, hat zu viele Mängel, um früher zu be-
weisen als sie gedruckt ist; die offenen Lücken
machen es, welche dem Lichte nicht eher zu
Fenstern dienen können, bis Druckpapier dar-
in eingesetzt ist.

Eine der besten Literaturzeitungen wäre

die, welche stets 25 Jahre nach den Büchern erschiene. Eine solche ließe dann schlechte Gestalten, welche in der Lethe schon zerschmolzen wären, ungesformt verrinnen; — die gesiegnen, festen Schein-Leichen, welche darin schwämmen, führte sie belebend ans Land; — die am Ufer lebenden wären durch bloße 25 Jahre so alt geworden, daß sie weder die parteiliche Muttermilde, noch die Vaterstrenge der ersten Zeit gegen sie üben könnte.

Hingegen, so wie Journale nach 25 Jahren am besten prüfen könnten, eben so könnte man sie selber darnach am besten messen. Vorleser dieses blättert sich zuweilen in gelehrten Zeitungen sehr zurück; wie wurden sie ganz zu politischen und zu Nichts und die Zeit fodert von der Zeitung den Namen zurück. Nicht nur als Geschichte des fortschreitenden, wenigstens fortgrabenden Geistes, sondern auch als Lehre- und Vorbeschämung kühner Untheile über kühne Geister

wünscht' ich oft auch eine Sammlung der früheren kritischen Urtheile, über unsere jezo berühmten Schriftsteller gemacht, welche man aussprach, ehe, ja als sie berühmt wurden; wie wurden nicht im 6ten und 7ten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts Herders zu breit ausgespannten Flügel mit schwerem Roth beworfen, damit er belastet tiefer am Boden hinstriche! So sollte es mir auch wohl thun, in der vorgeschlagenen Chresto-Mathie z. B. das Urtheil der neuen Bibliothek *) der schönen Wissenschaften wieder gedruckt zu lesen, daß Goethe kein Dichter sei und den hohen Namen nicht verdiene; — oder das Urtheil in der allgemeinen deutschen Bibliothek (ich bürge für dessen wirklichen Stand auf der Blattseite mit der graden Seitenzahl), daß Wieland endlich doch als Schwabe im 40ten Jahre werde flug werden. — Ueberhaupt wäre eine Sammlung von den nur

*) B. 23. S. 54. 46.

in einem Jahrzehend öffentlich gefällten Splitterrichtersprüchen und unrechtlichen Erkenntnissen sammt den höheren Sprüchen Rechtns insofern sie große Schriftsteller betreffen, die beste Geschichte der Zeit, nämlich der literarischen.

Nur zweierlei Schriftstellern, denen des Auslands und denen der Vorzeit wird eine neue freie, ja unregelmäßige Bahn von Kritikern verziehen, ja gedankt, denn diese fragen: ob denn das Feld der Schönheit in einige willkürliche Raine einzudämmen sei. Begibt sich hingegen ein Autor ihrer Zeit und Nähe aus den alten, ihm gezognen Furchen hinaus: so leiden sie es nicht, sondern ihm werden von ihnen seine Heiden-Tugenden als glänzende Sünden angerechnet, und er damit in die Hölle geworfen.

Judeß ist wirklich einer angebornen Kühnhheit und Neuheit einiger Tadel gesund, damit sie nicht durch Lob sich verdoppeln und über

die Schranken der Schönheit springe. Glücklicherweise findet jeder, auch kleine, dichterische Schöpfer schon kritische Kreaturen, welche nichts machen und wagen, und daher jenem scharf auf die Hand sehen können; und selten fehlt es einer schreibenden Zeit ganz an einem allgemeinen deutschen Bibliothekar, oder an einem schönen wissenschaftlichen, oder an einem Merkels, welcher gerade das verdorste Gewächs ist, das man sucht, um es zum Vortheil des grünenden in die Erde zu stecken, und mit ihm als einer Regel den Leuten den Gang über Wiesen zu verwehren. Wie oft wurde sogar mir, einem der Geringsten unter den Kühnen, nicht Merkels mein Waschschwamm, womit ich mich sauber genug abrieb. Ich ehre den Mann gern und absichtlich durch die Vergleichung mit einem Badeschwamm, da dieser ja ein lebendes Pflanzenthier in der Größe eines Hut-Kopfes, mit willkürlichen Bewegungen ist, und sich selber

fortpflanzt durch Auswüchse. Jetzt sitzt leider mein Pflanzenthier in Russland; und es bürdet mir bei der sauern Arbeit, meine Fehler abzulegen, noch gar die andere auf, sie einzusehen.

Der einzige Mensch, der nach einem Rezensenten nichts fragt, ist ein Rezendent. Ließt er allgemeine Satiren auf seine Amtbrüder: so lächelt er schelmisch genug und sagt nachher, wenn er in den Klub kommt: „es sei ihm aus der Seele geschrieben; denn er Kenne, hoff' er, das Wesen besser als einer,“ und nennt darauf zwanzig oder dreißig Spitzbuben, mit denen er briefwechselt.

Rezensier-Anstalten sollten so richten, als sie gerichtet werden; man verurtheilt sie nämlich nicht nach der Mehrheit der schlechten Artikel — denn so wie Ein großer Kopf nicht lauter große Stunden, so kann noch weniger ein „Redacteur“ lauter große Köpfe gewinnen — sondern man beurtheilt sie nach

dem Dasein des Geistes in der Minderzahl. Ist eine Anstalt so glücklich, nur für jedes gelehrte Glied Einen lebendigen Geist zu haben und zu salarieren, für die Theologie Einen, für die Wappenkunde Einen u. s. w. so bildet die Anstalt wirklich einen lebendigen Menschen; die übrigen Mitarbeiter, z. B. am geistlichen Ar m, sind dann, sobald er nur besetzt ist, ohne Schaden dessen bloße Hemdsärmel, des letztern Rock-Ärmel, des letzten Überrock-Ärmel, und Ärmel-Manchetten u. s. w. und wer ist dann so zufrieden als die ganze gelehrte Welt?

Daher wirft sich der Heiligenchein einiger glänzenden Rezensionen blos durch Namenlosigkeit, welche hier Richtern und Parteien Namen verschafft, so vortheilhaft einer ganzen Anstalt an, daß sogar ein von berühmten Namen unterschriebenes Urtheil, wie z. B. in den Erfurter Anzeigen, oder auch ein Urtheil, das ein hoher namentlich in seinen Schriften

ausspricht, nicht so viel wirkt, und täusche als ein ununterschriebenes Urtheil, weil dieses sich uns für den Ausspruch einer ganzen gelehrten Kirchenversammlung ausgibt, die man über einen heiligen Vater hinaufsetzt.

Die niedrigste und vorläufigste Rezensierungsanstalt, die ich kenne, sind freilich Lesebibliotheken. Doch verbinden sie Lesen und Urtheilen zugleich — haben Unpartheilichkeit — die Mitglieder sprechen einander nicht nach, sondern vor — werden nicht bezahlt, sondern bezahlen — und treffen vergleichweise doch etwas.

Wenn man sich fragt, warum die meisten Literaturzeitungen zwar wie Sonnen auf — aber wie Monde untergehen — denn sogar die Literaturbriefe wurden zuletzt Prose der Zeit, und sogar die allgemeine deutsche Bibliothek war anfangs Poesie der Zeit: — so muß man diese Verschlimmerung sich nicht blos aus dem ähnlichen Absterben aller lang fortgesetzten Sammelwerke beantworten, sondern beson-

ders aus der Erwägung, daß eine gute neue
 Richt-Anstalt dieser Art nur als ein Frucht-
 und Stachelzweig einer neuen heß vortreibens-
 den Zeit entstanden und daß sie diese Zeit sel-
 ber in ein schnelles und durch die Menge ge-
 waltiges Wachsen und Treiben setzt, welchem
 sie in ihrer Einzelheit nicht nachwachsen kann.
 Anfangs folgt der Zeitung rüstig die Zeit,
 dann der Zeit hinkend die Zeitung und endlich
 legt diese sich nieder. Darauf wird eine kri-
 tische Gegensüßlerin geboren, und später wieder
 eine Gegen-Gegensüßlerin fast gleich der alten
 Süßlerin, je bestiger sich die gährende Zeit
 entwickelt. Allerdings verlieren unsere Re-
 zensier-Anstalten durch ihre Menge so viel,
 als unsere Bühne durch ihre, indem die auf-
 treibliche Zahl guter Kunstrichter oder Künst-
 ler, welche Eine Zeitung oder Eine Bühne
 zur Allmacht erhoben hätte, nun in ausein-
 ander gerückten Räumen mit gesellenlosen
 Gliedern erscheint, ohne die Weihülse der Mit-

wirkung, ja mit der Voraussicht der parteiischen Entgegensezung der Bühnen und Blätter. Die Alleinherrschaft Einer Zeitung wie Einer Hauptstadt, würde uns mit blindem Glauben oder Nachsprechen anstecken. Die Menge der Sprecher und Widersprecher nothigt den Vielkopf (das Publikum) in seine Würde hinein, der Allrezentent zu seyn. — In einer literarischen Hauptstadt wie London oder Paris, sind Preis und Loos eines guten und eines schlechten Autors bald und stark vom Vielkopf entschieden, aber um so stärker, da der Schriftsteller überall die mündliche und sichtbare Vollstreckung der Urtheile über sich in der Gesellschaft empfängt. Diese Wirkung einer Hauptstadt wird uns weniger durch eine Hauptzeitung als durch eine Kompagnie von Zeitungen ersetzt, welche durch ihre ganzen Gassen lang den laufenden Sünder mit Rüthen begleitet.

Das vollendete Journal aller Journale,

die Kritik aller Kritiker, die uns noch in die Hände gefallen, wird wol das jenaische Repertorium der Literatur bleiben; hier über schauet und überhört ein Deutscher den ganzen deutschen Richter-Kreis bis unter jede richterliche Querbank hinab; und die Richter werden durch ihre eigne Zahl gerichtet. Es ist das Dionysius-Ohr der deutschen Fama und Zunge; es ist der gelehrte deutsche Reichs-Anzeiger der ungelehrten deutschen Reichs-Anzeiger. Obgleich Journale nur die in Paris aufgeschlagenen Bücher sind, worin das vor begehende Volk eine Krönung unterzeichnet, und wo ein Name tausend Namen schreiben kann, um einen fremden zu machen: so ist doch — nämlich eben darum — das Repertorium die einzige rechte Kritik, besonders aller Kritiker. Sehr ist zu wünschen, daß ein so kurzes, unparteiisches Journal — denn es führt nichts an als einfache Zeichen fremder Urtheile — am Ende alle Zeitungen durch den

Auszug daraus unnöthig und ganz ungelesen mache; und ich wüßte nicht, was die Litteratur dabei verlöre, wenn alle gedachte Zeitschriften niemand läse und kaufte als eben die Repertoren des Repertoriums, welche doch am Ende das Beste und Herrlichste aus ihnen ziehen; denn Zeichen der Urtheile sind selber die Urtheile ganz, da diese, wie bekannt, keine Beweise dulden. —

Vorleser dieß setzte sich selber einigemal auf den ästhetischen Richtersthuhl und beurtheilte herab, aber ihm war immer in seinem Sizzen, als sei die aufrechtstehende Partei mehre Zolle länger. Jenes grobe Gefühl von Ueberlegenheit versprach er sich vergeblich, welches sonst auch die niedrigsten Kunstrichter gegen den höchsten Schriftsteller in so bedeutendem Grade aufrecht erhält, daß sie allein gegen einen Mann, vor welchem alle Leser scheu und achzend stehen, in eine so behagliche Lage setzt, daß er sich allein vor ihm wie Grobsan heiter

hinsiegleit und ausspricht, wie etwa nach Pouqueville vor dem mächtigen Pascha in Morea sich niemand setzen darf als nur der Scharfrichter. Soll eine Rezension etwas besseres als eine Antwort seyn, die man einer Thee-Wirthin auf die Frage gibt, wie uns das Buch gefallen: so gehört so viel zu einer, daß sie selber zu einem Kunstwerk ausschlägt: erstlich ein schnelles Durchlesen, um die ungestörte Kraft des Ganzen aufzunehmen — zweitens ein langsames, um die flüchtig einwirkenden Theilchen dem Auge zu nähern — drittens ein genießend-flares, das beide vergleicht — viertens eine reine unpartheische Absonderrung des Urtheils über den Geist des Werks von dem Urtheile über den Geist des Verfassers — fünftens eine Zurückführung des Urtheils auf bekannte, oder auf neue Grundsätze, daher eine Rezension leicht eine Aesthetik im Kleinen wird — sechstens, siebentens, achtens &c. versteht sich von selber, nämlich

Liebe für Wissenschaft und für Autor zugleich, für deutsche Sprache ic. — Darf man allerdings nicht schonen, sondern recht strafen jedes Talent und jedes Genie, welches als Verbrecher an seiner eigenen geistigen Majestät vor dem Gewimme, vor dem Bielkopfe und vor dem Lobe sich als den Schöpfer und seine höheren Geschöpfe wegwarf und lieber mit niedrigen besticht: so ist hingegen mild und menschlich jede Mittelmäßigkeit zu empfangen, welche nicht, wie ein nicht-wucherndes Talent, ein Pfund hergibt, sondern nur ihr Scherflein. Uebrigens würde ich, liebe Amtbrüder, in jedem Zweifel-Falle die Milde der Härte vorziehen, und auch hier im literarischen Gerichte, wie die Griechen im gerichtlichen, jedesmal, wenn die Zahl der weißen, und die der schwarzen Kugeln sich glichen, im Namen der Minerva die weißen überwiegen lassen. Einige Kunstrichter aber geben bei solchem Kugel-Gleichgewicht durch Hinein-

werfen einer schwarzen aus der Brust, das Uebergewicht. Ich würde, gute Richtamtbrüder, jeden herzreinen, aber irrgen Autor über meinen pflichtmäßigen Tadel wo möglich durch Hinweisen auf seine anderen Kräfte oder auf die Wege, die genützten besser zu nützen, hinweisen. Denn der Rezensent sollte überhaupt mehr den Schriftsteller als den Leser aufzuklären suchen, weil niemand eine Rezension so oft liest, als jener, und niemand eine so wenig als dieser. Ueberhaupt, meine lieben Richtamtbrüder, was hätte nicht ein Richtamtbruder zu bedenken? So viel in der That, daß man fast lieber nur als der Rezensent Seiner selber auftreten möchte, weil man da doch loben und tadeln kann, ohne bei dem Gegenstand anzustoßen. Denn lieben Brüder, es gibt noch mehr fortzubedenken: z. B. treffender wird ein Preis-Autor gezeichnet durch Ausheben der meisterhaften Stellen — die ja nur er machen konnte — als durch

Ausheben der schülerhaftesten, die ihn von der Masse nicht unterscheiden. Mit anderer Absicht würd' ich auch aus dem Unter-Autor nur sein Bestes auftragen und sagen: nun schließt daraus auf sein Schlimmstes. Ueberall übrigens sollte uns Richtamtbrüder (da Erfahrung nur bejahen, und nicht verneinen kann) blos das Schönste zum Maßstab eines Dichters dienen; denn das Schlechteste kann der beste haben, aber nicht das Beste der schlechten. Wie nach Jakobi die Philosophie überall das Positive, so hat die Kritik das Schöne zu suchen und zu zeigen, nur wird dadurch das Richter sauer; Fehler lassen sich beweisen, aber Schönheiten nur weisen; denn diese sind gleichsam die ersten Grundsätze, welche als ihr Selberbeweis nicht unterstützt werden, sondern unterstützen; jene aber lassen dem Kritiker ihr Zergliedern und ihr Zurückführen an den niedrigen Gerichtstuhl des Verstandes zu. Was uns widerspricht, hebt sich als Glied-Ecke

heraus, was uns gefällt, verliert sich ins runde Ganze. Allerdings geben kühle Gefühle einem Manne ein Recht, warmen vorzuschreiben; er kann (gelehrt genug) sagen, er sei bei Kunstwerken, nach Gebrauch der Alten bei Gastmalen, als der sogenannte Trinkkönig, welcher allein unter allen berauschten Gästen nüchtern und trocken da zu sitzen habe. Da er kann sagen — will er auf mehrere Seiten anspielen, — er halte sich die Leser als Champions, welche an seiner Statt, das Berauschen und Genießen übernehmen, wie jeder sonst in Frankreich sich einen Trink-Champion halten konnte, der für ihn den Becher annahm und bestand. *)

Wurf, sagt ein arabisches Sprichwort, keinen Stein in den Brunnen, woraus du getrunken. Himmel! in welche Brunnen wer-

*) Histoire générale de la vie privée des Français dans tous les tems et dans toutes les provinces de la monarchie.

den mehr Steine aller Art, Höllensteine, Edelsteine, Stinksteine &c. geworfen als in den Brunnen der Wahrheit und des kastalischen Quells? Ein dumpfer dunkler Nezensent hat vielleicht in seinem Leben nicht eine einzige frohe Minute dem Dichter gereicht, der ihn mit Himmelsstunden trotz aller Fehler überhäuft und überladen: gleichwohl tunkt das Thier die Täze ein und wirft ohne allen Dank dem Manne giftig und bissig die wenigen Zeisen vor, in welchen es nicht so leicht baden konnte als in den andern . . . Gott! gibt es denn in der gelehrten Welt keine Dankbarkeit mehr? Oder kann ein Verdienst um Alle anders belohnt werden als von allen Einzelnen? Flammt euch euer Schönheitsinn so sehr an: warum spricht denn der verletzte seinen Zorn stärker aus als der befriedigte seinen Dank? Und warum wollt ihr euere Achtung für die Kunst mehr durch Bestrafen als durch Belohnen erklären? Den seltenen Fall des Wil-

lens ausgenommen, könnt ihr ja nur die Natur anklagen, daß sie dem Genius nicht alles gegeben, sondern nur viel; — dann braucht ihr aber einen stärkern Grund zu einer Klage nicht so weit außer euch zu suchen. Ueber Fehler des Genies sollte nur getrauert werden wieder von Genies, wie nur Große um Fürsten trauern dürfen. Ihr aber erlöset wie die Orthodoxie nur fallende Menschen und verdammt fallende Engel. Jede Verarmung vergebt ihr leichter als Verschwendung; der Mann wird literarisch pro prodigo für einen Verschwender erklärt und dadurch aller Bürger - Rechte eines akademischen Pfahls Bürgers entsezt; er kann keinen letzten Willen, keine Schulden, keine Verträge machen. Ich beschwör' euch, spielt doch der form- und stofflosen Mattigkeit und „Weitschweifigkeit“ (ein gutes deutsches Wort) nur halb so übel mit. Aber ihr rügt zu große Kürze weit erzürnter als zu große Länge, als ob

lechte nur eine angeborne wäre, was unwahr ist, denn es gibt zwei Kürzen, und dazwischen eine Länge im Sprachleben, ordentlich als sei dieses, ein Amphibrachys ($v-v$). In der ersten Kürze spricht der Wilde und das Kind; ja der Landmann und Bürger, alle ordnen die Darstellung dem Gegenstände unter, und machen ungern Worte. Dann kommt die Länge des Gebildeten, welcher weniger vom Gegenstande getroffen und überwältigt, sich freier und länger den Worten überläßt. Die zweite Kürze z. B. die eines Tacitus, Seneca, J. J. Rousseau, wird künstlich und gewonnen; und jeder kann sie sich zugewöhnen, da sie kein Geschenk des Genius ist; wie Plinius II, die Humanisten Lipsius und Danz, und Longilius u. a. beweisen. Große künstliche Kürze verräth sogar als Widerspiel der Naturkürze, Liebe der Darstellung auf Kosten der Sache und der Liebe dafür. — Ich komme auf einem langen Wege zu Euch

und Euren bureaux des longitudes zurück.
 Ihr wollt und lobt nämlich Länge — die der Prediger, die der Wissenschaften aller Art, die der Dichter — weil ihr selber keinen guten schreibtafelfähigen Gedanken einführen könnt, ohne ihm seine ganze Ahnenreihe voraus zu schicken. Der Deutsche näht gern jeden Gedanken in ein zierliches Schleppkleid ein und ihr zieht gern als Schleppenträger hinterdrein. Die deutsche Meile ist, als Vorbild deutscher Schreiberei, beinahe die längste in Europa; und mich wundert, daß der Spondeus uns schwer kommt. Wenn man den einzigen Vortheil ausnimmt, den euer rezensirender Amtbruder und andere Deutsche davon ziehen, daß wir nämlich einen guten schnell weglesenden Altenblick und größte Flüchtigkeit gewinnen und, gerade von schwerfälligen Schreibern zu schnellfüßigen Lesern gebildet, gleich Fußgänger ins Laufen gerathen, weil der ferne Stadthurm ewig herschauet, und wir doch nicht

ankommen; so bleibt außer dem Gewinne der Eiligkeit, nichts übrig als Langweile und Maskulatur. Vorleser dīß hebt eine Probe deutscher (Schreibs-) Art und (Schreib-) Kunst nicht aus Kanzelrednern — bei welchen diese geistige Jungenwassersucht ohnehin sonntäglich zu finden ist, sogar bei den besseren, wie Zollikofer, Marezoll, ja Reinhard — sondern für eine Aesthetik selber aus einer Aesthetik heraus, und wählt aus „Eschenburgs Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften, neue umgearbeitete Ausgabe bei Fr. Nikolai 1789“ Seite 294 folgende gute Stelle:

„In der Bemerkung, daß nicht blos Aehnlichkeit, sondern auch Widerspiel und Kontrast, den Begriff ihrer gemeinschaftlichen Erweckung und Verknüpfung in unserer Seele veranlaßt, hat die Ironie ihren Grund, eine Figur des Spottes, welche die Wörter ihres Widerspiels wegen, mit einander ver-

„tauscht und das Gegentheil von dem andeutet, was sie, dem gewöhnlichen Wortverstande nach, ausdrückt. Man pflegt sie jedoch nicht in einzelnen Wörtern, sondern in einer Folge von Redensarten zu brauchen, deren Misdeutung durch Inhalt, Zusammenhang und Kenntnis ihres Gegenstandes verhütet werden muß, noch mehr aber beim mündlichen Vortrage durch Ton der Stimme und Geberdensprache, deutlich wird.“ —

Himmel, welche Unsprache, welche Fläche, Leere, Schwere! Und dieses alles bei einem Geschmacklehrer, welcher selber eine ganze Beispiel-sammlung guter Schriftsteller gegeben und der uns hier mit dem ersten Beispiel einer ganz andern Sammlung beschenkt! — So aber schreiben nun ganze Bibliotheken und die Lobredner und Tadler derselben — jeder Deutsche hält auf das Vorrecht eines römischen Senators, der, wenn er seine Meinung über das Vorliegende gesagt

hatte, ein besonderes Recht besaß, noch eine über etwas fremdes beizubringen — die gemeinsten Gedanken treten, besonders in Lehrwerken wie schon gesagt, mit allen ihren Ahnen auf, und lassen sie sich deren wie Bürgersliche vorausgeben, um sich zu adeln — und nichts wird gegen diese Schreiberei geschrieben. Blos gethan wird etwas dagegen, was mich desto herzlicher freuet. Ich meine die tägliche Steigerung der Einrückgebühren. Durch diese Geldstrafe des wortreichen Stils werden sämmtliche Weitschreiber — sogar die wollbllichen Gerichte — zu Tacitis eingepreßt. Mit Vergnügen — mit satirischem — fiel' ich mir oft einen ergrimmten auf eine Rezension einiges versetzenden Gelehrten und Antikritiker vor, welcher, von Worten und Galle ganz geschwollen, gar nie aufhören möchte, sich zu ergießen, — wie der erboste Mann sich daran durch das Einrückgeld, wie durch ein Kompressorium, gehindert spürt, weil er für die

feindliche Anstalt, der er keinen Heller gönnt, jedem zugesertigten Schmerz sogleich das Schmerzengeld beilegen, und wie er in den elektrischen Verdichter (Kondensator) einer Antikristik sein Zornfeuer eng einfangen muß — Und dann sieht er noch vollends voraus, daß der glückselige Rezensent ihn auf demselben Druchbogen so lange gratis wieder stäupen und streichen kann, als er will — — Aber kurz, die Kürze gewinnt dabei unsäglich; und mögen nur die verschiedenen Reich- und Musen-Anzeiger in Zukunft Liebe genug für den Stil haben, um die Einrückkosten weit mehr zu erhöhen als zu erniedrigen!

Ich komme zu den vermischteten Winken für gelehrte Zeitungen zurück. Könnten die Redacteurs nicht künftig das römische Gesetz aufstellen, das in den Komizien jedem zu stimmen verbot, der erstlich über 59 Jahre alt war und zweitens unter 17 Jahre? Denn jezo, da der Stilistiker seinen Göttern und Zwecken

die Jünglinge schlachtet, der Poetiker aber seinen die Greise, steht leider eine andere Römer-Sitte fest, welche junge Thiere opferte, sobald etwas langsam, alte *) aber, wenn es schnell gehen verlangte.

Haltet euch meine Amtbrüder, nicht für untrüglich, da es nicht einmal der Genius ist; sondern bedenkt, daß, so wenig ein Einzelswesen im Besitze aller Wahrheiten, eben so wenig eines im Besitze des Geschmackes für alle Schönheiten seyn kann. Bedenkt, wie ganze Völker und Zeiten einen Aristophanes, einen Shakespeare und Calderon verworfen und verweisen, und ein Corneille einen Racine — wie in der von Jahrtausenden bewunderten Ilias der große Sprachkennner Schneider das 18., 19., 20., 21te Buch für die Geburt eines recht dummen Nachahmers hält, das 14te jedoch einem erträglichen Kopfe zuschreibt — wie ein Wolf die lange ge-

*) Alex. ab Alex. L. III.

achtete Rede Cicero's pro Marcello für unächt erklärt, Weiske dagegen sie für ächt — wie in vorigen Jahrhunderten die größten Humanisten durch Falschmünzen von Klassikern eins ander glücklich betrogen und halb todt geärgert — wie sogar ein Winkelmann (nach Fer now) mitten in Italien ein Gemälde von Mengs für ein antikes, oder Baysen nach J. v. Müll ler mitten im Sprach-Orient, Gleims Hals ladat für eine Uebersetzung aus dem Arabischen genommen Richtamtbrüder! Gedenk dies alles und bleibt noch unbescheiden, wenn ihr könnt!

Mein letzter Wink ist: beurtheilt, aber viertheilt nicht ein Kunst-Werk; zieht aus demselben weder den Plan — denn das heißt das Knochengerippe einer Venus geben, das eben so gut in einer widrigen Bauerndirne stecken könnte, — noch einzelne Schönheiten — denn das heißt einen Fensterstein als Prüfstein des Hauses vorzeigen, — noch einzelne Fehler — denn

es gibt keine schlechte Zeile, die nicht ein gutes Autor durch die rechte Stelle zu einer schönen machen könnte, — und überhaupt nichts einzelnes. Schlagt ein Schauspiel, das ihr noch nicht gelesen, in der Mitte auf und lest irgend eine Stelle: sie muß euch sehr matt vorkommen; behaltet sie (z. B. blos das kleine Wort: moi der Medea) in euerm Kopfe so lange, bis ihr von vornen wieder darauf kommt: Himmel, wie ist und glüht da alles anders! — Noch mehr gilt dies für das Komische, dessen Einzelheiten, aus der mildern den Ähnlichkeit des Ganzen heraus gestürzt in die schreiende Unähnlichkeit einer ernsten Rezension, so erscheinen müssen wie ein Fallstaff mitten in einer Messiaade.

Lasset mich einmal eine Rezension von einem bekannten Buche nach Eurer Weise machen: „Wessen Geistes Kind dies saubere Produkt ist, dessen Verfasser für die elegante Welt (risum teneat.) zu schreiben hofft, das wollen

wir mit einigen Pröbchen blos aus Einer Erzählung belegen, und dem Leser das Urtheil selber überlassen. S. 128. sagt der Held von den Damen, sie lägen wie Kälber da — S. 183. sagt ein Fürst zu seinen Hofleuten, sie hätten nicht mehr Verstand als die Kälber — der Held heisst bald S. 125. der Lümmel, bald S. 126. mein Flegel, bald 165. der Hausbensock, bald S. 147. das Ideal von einem Besenbinder (wie witzig!); er weiß S. 150. weder Giks noch Gaks, gibt S. 152. einen derben Schmatz, gähnt S. 129. aus vollem Rachen so laut als eine Eselin, (der Versbau, denn das Ding ist in Versen, ließ keinen Esel zu) — S. 135. wird von der Jungfern-Angst vor einer gewissen Wassersucht (Pfui! Hr. Autor!) gesprochen. Ohe, jam satis est! Diese Pöbelhaftigkeiten sind aber der beliebte Ton der neuesten Literatur. So schrieb sonst Wieland für die elegante Welt nicht.“ —

Inzwischen, meine Herren, ist diese Ers

zählung, die ich so rezensiert habe wie mich das Volk, eben von Wieland selber, steht unter dem Titel Pervonte im 18. Band seines Werke, und diese Schein-Flecke werden vom Ganzen in leichte Halbschatten aufgelöst,

Der Hörsaal erlaube mir ohne Weiteres

das sechste Kapitel

über die mittelmärkische oder wirthschaftliche Geschmack-Zunge zu machen, aber nur kurz; denn ihre eigenen Rezessionen sind ihre Sachbeschreibungen. Auch alterniert und kommuniziert sie mit der französischen sehr; nur daß sie, wenn diese den Gesellschafter abdrückt, gar nur den Pfahlbürger nachdrückt. Was begeht nun der reich-deutsche Stilistiker von der Dichtkunst?

Gombauld im 68. Epigramm seines I. Buchs antwortet darauf so:

Si l'on en croit un certain Duc,

Qui philosophe à la commune,

La Substance n'est rien qu'un suc,

Et l'Accident qu'une infortune.

Das Musenpferd soll ihm nämlich ein Kunstpferd seyn, es soll wissen, sich todt zu stellen, auch anzugeben, wie viele Personen in der Gesellschaft sind und wie wenige noch jungfräuliche, und sonst viele Fragen zu beantworten. Die Poesie soll den gesunden Menschenverstand, viele gelehrte Kenntnisse, ganze Wissenschaften (z. B. den Ackerbau oder die Georgica), besonders seine Seelenlehre und Menschenkenntniß, überhaupt das Licht sammelt eindringenden Moralien in Verse und dadurch in Umlauf bringen, nebenbei ihren Mann ernähren (Seher und Packer ohnehin) und gerade dadurch desto stärker für das Gedächtniß arbeiten, daß sie ihm durch ihre Anmuth alles tiefer einprägt. „Ich kann mir, (schrieb mir neulich ein märkischer Stilistiker, der weder ein Alt-, noch Neu-, sondern Mittelmärker ist, um überall die Mittelstraße zu gehen) für eine Dichtkunst, die etwas höheres seyn will als ein bloßes mit dem Braten auss-

getheiltes Gelegenheit - Gedicht, bei einer Brautsuppe oder einem Geburtstagkitchchen, keinen edleren Zweck gedenken als den, ein langerer versus memorialis zu seyn, und so durch die untern Kräfte mehr als man denkt den obern der Prose vorzuarbeiten. So trägt sie wenigstens unter ihren Flügeln etwas und hält, wenn das Gleichniß edel genug ist, wie ein gebratener Kapaun, unter dem rechten den Magen, unter dem linken die Leber, diese beiden größten Glieder des Lebens. Daher bin ich für meinen Ort dafür (und ich denke, preußische Staatwirthe gewiß auch), daß durchaus Poesie auf allen preußischen Gymnasien und Lyzeen fortgetrieben werde, etwa z. B. nach der „kurzen Anleitung zur deutschen Dichtkunst für die ersten Anfänger, bei Grau in Hof,“ wenigstens so lange, bis nützliche Kenntnisse allgemein verbreitet sind; dann (aber wann ist dies zu hoffen?) mag sie entbehrlicher sein, nicht sowol für den Philolo-

gen von Handwerk, als für den Geschäftsmann. Doch der Philologe bringt und schickt die Dichtkunst nur, gleichsam wie ein Postamt die gelehrteten Zeitungen, weiter, ohne vom Inhalte besondere Notiz zu nehmen, so wie die gereiften Holländer alle französischen Rezereien und Badinagen gut verlegten, setzten und absetzten, ohne sich im Geringsten in ihren stillen Schlafzöcken in ein lächerliches Badinieren oder Philosophieren hinreissen zu lassen. Der rechte benützende Leser wird ohnehin mit den sogenannten blumigen Auen der Dichtkunst so umzugehen wissen wie das vom ähnlichen Instinkte geleitete Weidevieh mit den Herbstwiesen, welches das nährende Gras rein abschafft, allein ohne nur die giftigen Zeigtlosen, (welche auch wie poetische Blumen erst in einem künstigen Frühling Früchte anzusezen sollen), anzurühren. Der feine Mittelmärker kennt, lieber Poet, den zauberischen Venus-Gürtel der Dichtkunst so gut als ir-

gend ein Gürzler, der ihn gemacht, aber er weiß auch, Guter, daß der schöne Gürzel etwas enthalten, wie jede Geldkäse, und dazu wenn auch nicht von Pfund doch von Lothleder seyn muß. Wollen wir denn hier in Berlin etwas anders? Die Poesie, wollen wir blos, soll nur nicht wie Tieck und andere Romantiker den Vogeln gleichen, welche nur singen und immer ohne Zweck daselbe wieder singen aus bloßem Mai-Kitzel; verständlich reden soll sie, wie schon der Staar, welcher spricht wie jeder von uns. Urtheilen Sie aber selber, Sie Unbesangener!"

Ich that es und bedauerte im Antwortschreiben niemand als Gott, welcher, falls er die Welt nicht poetischer nehme als ein Märker, die höchste Langweile schon an unserem Beten, Reden und Singen ausstände, weil wir für Ihn ja doch in allem Vogel wären, z. B. Kukuke, welche ihm ewig dasselbe vor und wieder singen.

— So viel ich sehe, meine Herren, ist der allgemeine deutsche bibliothekarische Ausschuß fort gegangen und der Ordinarius hinten nach. Vielleicht büßet dadurch eine gewisse Freimüthigkeit, womit man den Abwesenden das nächste Kapitel zu lesen hat, nichts ein. Vorleser säumt daher nicht mit dem Lesen des
 siebenten Kapitels
 über die allgemeine deutsche Bibliotheke.

Er freuet sich um so mehr, hier mündlich auf dem Lehrstuhle (wie Professoren pflegen) gegen sie auszufallen, da er aus guten Gründen gesonnen ist, nie eine Zeile (er hält's) mehr gegen sie in Druck zu geben. Nicht als ob er sich schämte, gegen sie zu fechten — was sich für ihn nicht schickte, da drei große Dichter an ihr um den Namen eines Apollo, Saurocton^{*)} gerungen, desgleichen zwei große Phi-

^{*)} Dieses Beiwort darf, um gerecht zu bleiben, nur den Geist des Werks bezeichnen; denn

Iosophen und Hamann — sondern weil er sich vor ihr fürchtet. Denn nichts war ihm von jeher verdrüslicher, als sich, wenn er sie mit voller Hoffnung öffnete, darin ein schwaches Lob der Unmündigen einzusammeln, plötzlich von letztern mit dem größten Nachschreien: du Kahlkopf! durch zehn Gassen verfolgt zu sehen; und endlich in den entlegensten Gassen zu hören, wie ihm durch jeden neuen Nachahmer die Kuppel von neuem nachgeheizt werde als dem Souffre-douleur. — Nun hat das gedachte Journal das Eigne oder die Idiosyn-

der Herausgeber des letztern hat es wenigstens durch seine Gelehrsamkeit und durch seine frischen Verdienste um theologische Geistes-Freiheit wohl verdient, daß man seinem Namen das Mecht des Homerischen lasse, als Thürhüter des Titelblattes unschuldig und unbefangen vornen stehen zu bleiben, ohne die geringste Einwirkung auf die Vorfälle im Bücherzimmer oder Bücherhause selber.

Krasie, daß es will geachtet seyn, gelobt, gelesen, nicht aber angeschauzt.

Diese fixe Idee ist der Bibliothek so wenig zu nehmen, daß das herrlichste, beste Werk auftreten kann — beispielshalber sei es ein ästhetisches mit Programmen und Vorlesungen — und mit einem einzigen halben Bogen die Bibliothek anschwärzen (eigentlich ihn mit ihr) und etwa sagen soll, sie sei dumm, oder ihre Einkleidung sei wie die größerer Bibliotheken entweder von Pergament oder Schweinleder und der Inhalt desfalls — — man hat noch kein Exempel, daß sie mit einem Werke, das sie so herabgesetzt, zufrieden gewesen und es erhoben hätte. Sie erwiedert augenblicklich, der Mann tadle sie blos, weil sie ihn früher getadelt — als ob nicht die ursprüngliche Antipathie auf ihrer Seite eine eben so ursprüngliche auf seiner voraussetzte. . . . Meine Herren, ich hoffe, daß Sie mir die Vorlesung nicht nachschreiben, damit sie nicht

gedruckt wird, weil so leicht zu errathen ist,
was die Bibliothek dazu sagte. . . . Gott,
ist's denn niemand bekannt, Zuhörer, mit wel-
cher dumpfen platten Ungerechtigkeit sie sich an
Lieck und tausend Andern versündigte, blos
weil diese sie vor die Hunde geworfen hat-
ten? — Doch der Mensch sei Sokrates, und
Milde sei, wie beim Athener, das Zeichen der
Erboßung! Möcht' ich mich dieses sokratischen
Zeichens bemächtigt haben, wenn ich sage: die
Sache ist vielleicht so: nämlich die Bibliothek
schreibt gewiß in denen Fächern, die ich nicht
beurtheilen kann, ganz gut, nur schieß' ich hies
von das philosophische und poetische aus. Hier
steht sie fast auf zwei Achilles-Fersen.

Man fühle zuerst die philosophische an.
Reste von Wolf — von Leibniz keine — flache
Kanzel- und Kandidaten-Philosophie, welche
wie die gemeinen Leute gerade da alles klar
findet, wo die Frage und Dunkelheit erst recht
angeht, und hingegen im Voll- und Ließium,

z. B. Jacobis, Flachsinn oder Nacht antrifft, diese Kräfte setzt die gute Bibliothek, sich wie alle Alte mehr der Jugend als der Gegenwart entsinnend, einem scharfen dreischneidigen philosophischen Geiste der jetzigen Zeit entgegen, welcher außer Griechenland bei keinem Volke noch mit solchen Waffen erschienen ist. Daher kein Mensch auf das wenige merkt, was die gute Alte als philosophische Opponentin etwa der Zeit entgegenhustet und entgegenräuspert; ausgenommen alte Berliner, oder Landprediger, oder Geschäftsmänner, welche nur im Tode mit der Zeit fortgehen. Schon Hamann, welcher — gleichsam mit einer Ewigkeit geboren — jede Zeit antizipierte, zeigte ihr in mehrern von $\frac{1}{2} 3$ Alphabet starken *) Werken

*) z. B. in der Beilage zu den Denkwürdigkeiten des sel. Sokrates — Betrachtung über den Buchstaben H. — An die Hexe zu Kadmonhor — Selbstgespräch eines Autors — Zweifel und Einfälle über eine vermischte Nachricht in der A. D. B. —

ihre zu Theologie, Poesie, Philosophie, Orthographie verschieden gebrochnen Farben nach seiner großen Manier durch sein erhabnes Glas als einen einzigen Strahl. Nur ihre unangestockte Reinheit von neuern Philosophien würd' er jetzt vorheben und sie sogar aus der Arzneikunde belegen, welche die Fälle häufig zählt, daß sich Personen — von Sokrates spricht er nicht — von der Pest und andern Seuchen rein erhalten, welche vorher an Schwindfucht, gallischem Uebel oder sonstigem gearbeitet hatten.

Was ihre poetische Seite anlangt, nämlich ihre prosaische: so wollen wir, zumal da sie von niemand weiter zitiert wird als von Verlegern, nicht viel daraus machen. Ihr Geist hat nie einen poetischen gesehen; kann er mehr oder weniger romantische Werke, z. B. Schlegels Florentin, Träume von Sophie B. und Titan nicht recht tadeln, so sagt er, es werde ihm nicht recht wol dabei, wie etwa

Pferde an Stellen, wo Geister hausen sollen, es durch Unruhe und Scharren verrathen.

Das einzige jetzt vielleicht würdig besetzte Rezensier = Fach ist das der Romane; durch irgend einen Glückfall hat sie Köpfe erbeutet, die vielleicht für schlechte mehr thun als der beste, weil sie ihre Mängel mehr suchen und rügen. In Portugal — erzählt Twiß — werden gleicherweise Paviane zu Stunden vermiethet, um — was von Menschen schwer zu erhalten wäre — eben auf letztern sorgsam Läuse zu suchen und zu tilgen.

Nur der Rezensent meiner meisten Werke ist noch besser, er ist der Pavian, und die Laus zugleich.

Damit gut! das Werk ist und geht im Ganzen gut genug: keines wird wol so oft als dieses verkauft von — Käufern; denn da es nicht stückweise wie andere Zeitungen erscheint — was sie nicht aushielte —: so findet jeder in einem großen Bande etwas; dieß

läßet ein schönes Auf- und Fortschwellen der Bände hoffen, das aus einem guten Grunde wünschenwerth ist. Denn ich finde, daß man das ganze Werk, gleich den sibyllinischen Blättern, von Jahr zu Jahr immer wolfeiler aussietet, je mehr es Bände bekommt; folglich wäre, wenn dieses schöne umgekehrte Verhältniß zwischen Preis und Dicke so fort wuchse, Hoffnung da, daß man es am Ende gar umsonst bekäme, falls nämlich die Zahl der Bände stark genug dazu wäre, ich meine ungeheuer.

Berehrtester Hörsaal! Absichtlich stellt' ich mich heute in dieser Vorlesung, wie früher vor acht Jahren, als sei die Bibliothek noch lebendig. Leider hat sie nun in mehr als figürlichem Sinn den Geist aufgegeben. Wer dabei am meisten verliert, ist wol Vorleser selber, welcher immer, wenn er satirische örtliche (Lokal-) Farben für Rezessenten zu reiben hatte, sich zuerst nach Nikolaischer Bibliothek umsah und niemals leer ausgieng: jetzt sitzt er da und

hat nichts; denn jeder Scherz auf Rezensenten ist, weil deren ja in allen Ländern und Zeiten hausen, und sie als namenlose ungetaufte Wespen fliegen, etwas gar zu farbloses, wenn man ihn wenigstens nicht durch Angriff des getauften Wespennestes einigermaßen individualisieren kann. Noch verblieb dem Vorleser die obersdeutsche Literaturzeitung zum Gebrauch, obwohl als schwacher Ersatz wegen ihrer Erbärmlichkeit. Aber auch diese ist neulich zu den Schatten gegangen, ohne einen mehr zu werfen. Ein betrübtes Leben! Das Wenige, was etwa in die Göttingischen gelehrtten Anzeigen, und in andern aufhelfen möchte, will nicht nachhalten und abwerfen. Nur der gute Merkel soll, hört man, noch rezensieren in Rev. val. Wär' er uns allen nur näher und hör- oder lesbarer! Immer wurde Merkel und seines Gelichters für den Vorleser, wenn ihn der Ernst erschöpft und ermattet hatte, durch wenige zur Satire reizende Blätter ein wahres

Reizmittel, ein Senfpflaster, ein tonicum, eine Ekel- und Vipernkur; und insofern erklärt sich, warum mehrere zu gefällige Freunde den Vorleser mit einer Nachtigall verglichen, welche bei besonderer Kraft- und Stimmlösigkeit gleich wieder munter schlägt, sobald man ihr eine große lebendige Spinne zu fressen reicht. In der That gebe man der soi-disante Nachtigall von Vorleser von Zeit zu Zeit eine kritische Spinne zu verschlucken; man soll sich wundern über den Schlag.

Lasset uns jetzo aus Hendels Küchengarten ins Rosenthal gehen; d. h. aus dem 7ten Kapitel über die wirthschaftliche Zunge zu

dem achten

über die poetische

Kommen. Ich werde kurz seyn, theils weil ich am Jubilate-Sonntag lang darüber seyn werde, theils weil die Thorsperre *) näher kommt.

*) Welche in Leipzig ein zweimaliges Läuten verkündigt, damit jeder laufen kann, der seinen

Die jetzigen Stilistiker sind nämlich umgekehrte Don-Quixotte, sie halten die Riesen für Windmühlen; denn noch nie wurde in der Geschichte ein junger Geist der Zeit durch einen sterbenden überwunden, kein Sohn durch den Vater. Zwar moralisch, aber nie intellektuell gibt es — das Ersäufen durch Volkerwanderung ausgenommen — etwas anders als steten Fortzug zum Licht; in der Geschichte des Kopfs gibt es keine Abenddämmerung, welche einer Nacht, sondern nur eine Morgen-dämmerung, die dem Tage vorzieht; nur fodert jeder gern die optische Unmöglichkeit, daß eine Kugel auf einmal (sie sei aus Erde oder Ge-

Groschen ersparen will. Die Nachricht einer zweiten Vorlesung schien besonders oder fast allein einen schön und edel gebaueten Unbekannten, dessen Leben noch üppig blühte, zu erfreuen, und er hatte einigemale leise den nach Hause gehenden Stilistikern nachgerufen: hear him! —

hirn) ganz umleuchtet werde. Stehende oder rückläufige Welten in der Wissenschaft sind scheinbare Erscheinungen blos auf einer Welt, die aber eben selber läuft. Jede theilweise Ausbildung scheint die Zeit, wie eine Leidenschaft die Seele, zu verdunkeln durch das Mißverhältniß zwischen In- und Extension.

Das Streben der jetzigen Zeit dringt und schifft nach der poetischen neuen Welt, deren Himmel romantisch ist durch Wolken und Farben und Sterne und deren Erdboden plastisch durch grüne Fülle und Gestalten aller Art. Die Dichtkunst soll, will man, nicht etwa eine Hof-Dichtkunst oder eine Volk- eine Kirchen-, Katheder-, Weiber- oder sonstige Dichtkunst sein, sondern eine Menschen- und wo möglich eine Geister-Poesie; sie soll ohne zufällige, einengende, Geistertrennende Zwecke, wie ein Gesetz der Natur und die moralische Freiheit, alle beherrschen, befreien, beschirmen, binden und höher leiten. — Nur er-

scheint dieses rechte Streben an den Jünglingen mit einem häßlichen Janus-Gesicht. Sie halten erstlich Streben schon für Zweck und Palmenpreis, statt für Mittel und Weg; zweitens werden negative Bedingungen der Poesie (z. B. Weltkenntniß, Geschmack, Sprach-Schonung, Gefälligkeit für Ohr und Phantasie, kurz die falsch=positiven der französischen Poesie) von einer Schwäche, die gern für Willen gölte, versäumt, ja positiv verlebt. Insofern hat die Dichtkunst jetzt ihre Dölpeljahre. Aber so gut aus dem wilden britischen Jüngling ein milder fester Mann erwächst, und so gut der deutsche Musensohn den närrischen polnischen Rock der hohen Schule auszieht, eben so werfen die schreibenden Jünglinge einmal ihre jetzigen Flügel-Kleider ab, die sie noch für Flügel halten. Noch sind die poetischen Freiheiten des Zezo mit zu vielen akademischen befleckt — aber der oszillierende Jüngling schwanke einmal in

der Ruhe der Mannes aus; so wird er nach dem rechten Pole zeigen. *)

Ließ man sich bisher den Schmerz der falschen Bestrebung am wahren Talente gefallen: so sollte man der wahren den Mangel von einem oder mehren Beinen mehr nachsehen, womit sie zum Ziele fliegen will. Novalis Werke — Schroffenstein — die Söhne des Thals — Meyers dramatische Spiele — Arndts Storch — Sophie B's Träume — Maria's Satiren — Ludwig Wielands Romane **) — u. s. w. — sind theils Sternchen, theils rothe Wolken, theils Thautropfen eines schönen poetischen Morgens.

*) Beispiele dieser erfüllten Hoffnungen werden eben darum, aus Achtung hier nicht genannt, um nicht an abgelegte und abgebüste Fehler der Kraft zu erinnern.

**) Unter den schon im ersten Bändchen gelobten launigen Schriftstellern hätt' ich am wenigsten den trefflichen Hebel mit seinem Schatzkästlein in naiver Laune vergessen sollen.

Freilich lebt man jetzt mehr im Vernichten als im Erschaffen; doch blos in der Dichtkunst. Denn was die Philosophie anlangt, so hat sie ihren zweiten Tag; ihr erster stand am Himmel, als Griechenland in wenigen Olympiaden alle Lehrgebäude des Geistes wie ZauberSchlösser vorrief zu einer großen Gottes-Stadt. Der zweite Tag stralt mit verzehrender Schärfe; und große Lichter voriger Zeit fangen zu fließen an und brennen sehr liniendünn. Man gebe den Stoff Preis: so wird man bekennen, daß wenigstens der Aufwand von Scharf- und Tieffinn, den sogar der philosophische Schüler jetzt dem Leser zumuthet, uns in einer geistigen Gymnastik übt und stärkt, wogegen das Lesen eines Sulzer und Garbe nur Ruhen scheint.

Gleicherweise zieht die heiße Sonne des Phöbus manchen vergoldeten Einband berühmter Gedichte auf immer krumm. Leider ist der Deutsche nur zu sehr geneigt, Lieblinge zu ver-

gessen und folglich gern Verurtheilungen zu unterschreiben, die sein Gedächtniß los sprechen. Gleichwohl hat die unerbittlich richtende Nachwelt Recht, welche von den hohen festen Dichter-Sonnen im Himmel der Ewigkeit die kurzen Nebensonnen im nahen Dunstkreise der Zeit so scharf abtrennt. Der Stilistiker, selber unwissend angesteckt, erhebt daher seine vermoßten Schoßschreiber nur im Ganzen, um nicht den Vortheil, daß diese niemand liest, durch Mittheilen einzelner Aktenstücke zu schwächen; er selber liest und schmeckt sie wenig mehr und spricht ihr Lob zwar nicht andern, aber sich selber nach, weil er einmal eine Jugendzeit der Bewunderung gehabt. Welcher gebildete Mensch erträuge jetzt Rabeners platte Briefe, Gellerts Schlüsse und Flüge u. s. w. ?

Bedeutend ist die Erscheinung des jetzigen wissenschaftlichen Geistes, der hartnäckiger fortkämpfen muß als irgend ein moralischer; denn

diesen verändert die Stunde, jenen kein Jahrhundert. Ein Streben nach Einheit d. h. nach Geist (denn er allein ist eine) ist jetziger Geist. Freilich gebiert diese Einheit, welche nur durch philosophisches Trennen und Versenken auf der einen Seite und durch poetisches Zusammenfassen auf der andern zu ergreifen ist, neben einer Duldung gegen alle vergangenen Zeiten eine Unduldsamkeit gegen die lebende. Zum Unglück trifft vollends diese Wiedergeburt des schärfsten Bewußtseyns gerade in eine sinnliche Außenzeit voll selbstsichtigen Realismus und Unglauben; ja oft ist in derselben Person die idealistische Einkehr in sich und die realistische Außenzeit vereinigt. Daraus kommen nun die uneinigen Zeichen der Zeit. Da fast alle Formen des Heiligsten zerbrochen, und da durch die Säkular-Verderbniß sogar die schönste und ewige ziemlich durchlöchert geworden, das Handeln; und da doch ohne Form kein Geist sich lebendig bezeugen kann; so machte

man sich aus allen Formen Eine Form, und aus allen Religionen und Zeiten eine, und suchte (aber freilich unthätig, außer zur Streitkunst) das formlose Heilige des Innern in den scharfen Formen fremder Zeiten anzuschauen. Allein braucht es etwas anderes als eine Insel oder als einen Friedenschluß mit der Polemik, um dieses fromme Schauen in ein frommes Handeln umzuformen? Ist denn nicht schon die bloße Anerkennung von etwas Göttlichen, jedoch mit scharfem Gegensatze des Menschlichen selber, etwas Göttliches, welche dem Geist, wenn nicht Flügel, doch Wether das für verleiht; indeß das durch den geistigen Erdfall der Encyklopädisten eingesunkene Frankreich, nachdem es den Blick in den Wether verloren, sich immer dunkler in die schwarze Erde graben mußte, deren Dasein allein es glaubte und tastete?

Jede Revoluzion äußert sich früher, leichter, stärker polemisch als thetisch. Folglich

muß es auch der neue philosophische und poesische Idealismus thun, aber dies um so mehr, als die selbstsüchtige verdorbene Zeit, welche ihn färbt, das Heilige viel leichter wörtlich verſicht als thätlich erzeugt. Denn da dem schlaffen Zeitalter gerade Kraft am meisten abgeht: so will man sie am meisten zeigen und zwar, weil es leichter ist, mehr umwerfend als aufbauend (mehr polemisch als thetisch). Wenn die rechte Kraft, wie man an den großen Römern und an unsfern kräftigen Vorfahren und an Luther sieht, ihrer Ueberfülle sich zu gewaltig bewußt, gerade statt des Brausens und Liebe-Hasses, mehr Besänftigen und Gott-Ergebenheit predigte (denn ein Maximum sucht seine Begränzung, aber ein Minus sucht erst jenes): so fallen hingegen die Neuern, als Nenegaten der Zeit-Schwäche, Liebe und Empfindung an, als springe die laue Quelle der Entkräftung nicht eben in der Selbstliebe; und sie vergeben und verlau-

gen die alltägliche thierische Gewalt der Leidenschaften, durch deren Beherrschung eben die großen Alten sich über Barbaren zu erheben strebten. Offenbar muß diese von der Zeit selber befleckte Streitkunst der Kraft gegen das vorliegende häßliche Gehen-Lassen, gegen den Sklavenhandel, den jeder mit sich trieb, gegen das breite weite Loben aller, das oben auf dem Lorbeerbaum selber thronen wollte, und gegen die heimliche Kopf-, Brust- und Achselträgerei der Gelehrten, gegen die empfindsame Wollust in fremder Unlust, gegen das Feilbieten der Ehre um 3 Thränen noch viel bessere Früchte tragen als die ersten sind, aus deren Kernen sie erwachsen ist. Ging man denn vorher nicht mit der Literatur um, als sei sie nur da, daß mit ein Paar Leute sich hin und her lobten, als sei sie Familiengut einiger Schreiber, nicht Freigut der Menschheit? — Hatte man nicht ordentliche philosophische Autoritäten wie in der Sprach- und Recht-Lehre? — Hingegen

jetzt wendet sich dieselbe Freiheit, welche die alten umstürzte, langsam auch gegen neue; und obgleich die Philosophie seit ihrer Umlwälzung Bergmänner, rothe Mützen, Direktorium und drei Konsule fortgebahr: so beweiset doch eben die Schnelle des Wechsels für die Freiheit des selben. Sonderbar, daß das gelehrte Deutschland sich immer reichmäßiger und freier zer gliedert, immer mehrere verhaftete privilegia de non appellando abdankt, und mehr aus einem Staate zu einer Welt wird, zu einer Zeit und Stunde, da gerade das politische mehr zusammen und in einander wächst, z. B. der Herzbeutel mit dem Brustknochen, Reichsdörfer zu Reichmarktflecken, dann zu Reich städten, endlich zu ordentlichen Landstädten in irgend einem Herrschaftthum.

Man muß die Verblendung des Alters ha ben, — welche noch schlimmer ist als die der Jugend, weil jenes selten seine Heilung erlebt und weil ihm die Jahre mehr Krankheitma

rie als Arzeneien zuführen, — um zu glauben, die höchste Freiheit und Besonnenheit der jetzigen Zeit werde sich je eigenhändig selber ermorden oder sich anketten an ihre besiegte. Ueberhaupt soll ein junger Mensch großen Männern nicht schon darum wider sprechen dürfen, weil sie ihm erlauben, ja rathen, ihnen bei zu fallen? Denn setzt nicht die Annahme eines großen Gedankens dieselbe Kühnheit des Urtheils und der Prüfung voraus als dessen Abweisung? — Was aber doch diese Alten — vom Berge weniger als vom Thale — nothdürftig entschuldigt, ist der gestorbene Beweis, den Campe im alten Deutschen Museum von der Unsterblichkeit der Seele versuchte. Wie dieser nämlich zeigte, daß die Seelen unsterblich seyn müßten, weil sonst ihr Untergang in die Gottheit, welche unveränderlich ist, eine andere Idee, folglich Veränderlichkeit hinein brächte: so können strenge Stilistiker sagen, daß sie, wenn gewisse Au-

toren ihre Unsterblichkeit einbüßten, ja ganz die Unveränderlichkeit ihres Vorstellens verloren, woran die Jahre sie gewöhnet hätten, was doch zu absurd sei. Ich würde das letzte Kapitel, nämlich

das neunte
den Stilistikern,

nie im Wachen so derb lesen, als ich es diese Nacht im Traume mit der Reichunmittelbarkeit der Schlafrkammer wirklich gelesen, vielleicht weil ich mich zu lange auf die heutige vorbereitete. Das Schwächste kann ich geben.

„Sie erliegen, sorg' ich, (begann ich), Väotarchen, es seien nun Ihrer 7 oder 11. — Wir brauchen nur mit einander ins Paulinum in die Universitätbibliothek zu gehen, welche zum Glücke in der Messe täglich offen steht. — Lesen Sie hier in des H. v. Schönaichs ganzer Aesthetik in einer Muß oder neologischen Wörterbuch 1754, das dieser Epopeen-Schmierer gegen Klopstock und Hal-

ler weniger geschrieben als gebellt. Ihm ist geschmacklos an Klopstock: fallender Flug S. 149; die Augen saugen *) — der Abend der Welt statt jüngster Tag; mit segnenden Blicken belohnen S. 44; das Leben herabbluten S. 67; einweihender Blick; weinende Wolken; wandelndes Fauchzen; Fähigkeiten entfalten S. 17; — an Haller: grüne Nacht; furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit nebst den 5 nächsten Versen S. 255; Kleid der Dinge; den Ernst dem Spiele vermählen S. 47; — und endlich die neuen Worte: himmelab, felsenan, entstürzen, entthronen, anstarren, Endpunkt, bethauet, ausschaffen, ausbilden, Ausguss, Ferne, — — “

Gott, wie arm und eng war der Deutsche anno 1754, sagen Sie 1804! Aber werden nicht sogar Bäotarchen dasselbe anno 1854

*) Was auch die damalige Göttinger Zeitung tadelte und was Wieland nachher fast zu oft mit einander reimte.

von unserer Jahrzahl sagen? Gibt es einen bessern Beweis als dieser rohe Schönaich, der jezo nur noch stiller Geister-Sedacteur einiger Institute ist, wie sehr der kühne Genius am Ende einen kühnen Geschmack erschafft? — Können Herders sämtliche Werke, an welchen man jezo die Darstellung nicht verwirft wie zuerst, oder blos duldet wie später, sondern hochhält, euch nicht bekehren, und auf Voraussetzungen einer kühnern Zukunft, eines befreiten Jerusalems bringen? — Schon im Jahr 1768 flagte dieser fruchttreibende Geist *) die damaligen Deutschen der matten Eigenschaften und noch matterer als die ihr habt und vererben wollt; der Ankläger behielt das Schlachtfeld und Recht; aber die jetzigen Ankläger werden es eben so gegen euch gewinnen, ob ihr gleich euer welkes Laub aus dem Herbste noch forttragt und festhaltet im Früh-

*) Dessen sämtliche Werke I. B. der schönen Literatur S. 76. ic.

ling der Zeit. — Rinnst nicht die Zeit dahin,
wie die Spree durch unsren Garten? *) Frei-
lich ist die Lebzeit der Kraftgenies vorüber und
Ihr schließt mit Recht auf einen gleichen Uns-
tergang der jetzigen; aber blieb nicht davon
die Wirkung eines freieren Geschmackes zurück?
Wißt Ihr denn, daß zwar jede poetische Na-
tur in Eure schauen kann, aber nicht Ihr in
ihre? Aber da Ihr es nicht wißt, so hofft
Ihr das bloße Anführen poetischer Meinun-
gen, z. B. eines Novalis, sei auch deren
Widerlegen, selber für den Verfasser, als
wäre nicht der Schein der Ungereimtheit dem
Verfasser eben so gut begegnet wie Euch. Wenn
ein großer Kopf von Euerem sich unterschei-
det, so setzt Ihr lieber voraus, daß er sich,
als daß Ihr ihn, nicht verstanden; und wie
bei Türken, muß gerade der Kopf Kopfsteuer

*) Hier setzte der Traum mich und die andern auf
einmal in den berlinischen Thiergarten; aber
ganz natürlich.

erlegen, welcher zu groß gewachsen, um durch das Steuermaß zu gehen. *) —

„Hat Euch denn je die Nachricht, ein Werk sei dunkel und sei nur für Auserlesene, z. B. Platon, davon abgeschreckt oder nicht vielmehr dazu angezogen? Und habt Ihr dann die Finsterniß darin jemand anderem vorgeworfen als dem Autor und Eure Blindheit für etwas anderes gehalten als für seine Nacht? — Im Ganzen ist es daher Recht, wenn alles Große (von vielem Sinne für einen seltenen Sinn) nur kurz und dunkel aussgesprochen wird, damit der fahle Geist es lieber für Unsinn erkläre, als in seinen Leersinn übersetze. Denn die gemeinen Geister haben eine häßliche Geschicklichkeit, im tiefsten, reichsten Spruch nichts zu sehen als ihre eigne all-

*) Nach Büsching tragen die Kopfgeldz. Einnehmer in Konstantinopel stets ein Maß in der Tasche, das die steuerausgenommenen Köpfe — wenn sie noch durch dasselbe gehen — leicht bezeichnet.

tägliche Meinung und sie thun dem Autor den Schabernak an, daß sie ihm beifallen; den göttlichen heiligen Geistes Sohn einer Maria lassen diese Zimmermänner als ihre eigne Baute taufen. — Uebrigens wirkt für die Fähigen Unverständlichkeit wie für Kinder, sie lernen daran verstehen; fast alles Lernen fängt — sonst ist es Erfinden — mit Nachbeten an; die östere Erinnerung einer Meinung gebiert schon endlich ihre lebendige Anschauung. Es gilt auch geistig Herschels Satz, was nur ein vierzigfüßiges Teleskop entdecke, wiederfinde doch ein zwanzigfüßiges.“

„Ihr bedient Euch, Bäotarchen, entweder der einfältigsten oder der unsittlichsten Waffen in euerem Bauern-Kriege gegen die Poetiker, wenn Ihr es so macht, daß Ihr ewig schreiet: sie liegen schon todt auf dem Schlachtfelde, es ist schon vorbei und das Publikum unserer Meinung. Ihr hofft, durch das Erklären pro mortuo (für gestorben) von weiten zu tödten;

bei den Griechen aber bedeutete das falsche Gerücht eines Todes nichts als ein langes Leben. Die junge Partei überdauert schon physisch die alte, wird selber physisch alt, behält die Strebungen und ändert nur die Hoffnungen, Einsichten und Wege dazu, — und so erstieg von jeher eine Zeit die andere.“

„In allen Kriegen glauben die Menschen dadurch Unparteilichkeit zu zeigen, daß sie solche fordern vom Feinde; hingegen wider den Feind, denken sie, erlaube ja das Kriegrecht ein Paar Streiche zu viel; — der Feind macht's von seiner Seite wieder so. Demnach, meine Stilistiker, ist's nicht völlige Unparteilichkeit, wenn Sie an den Poetikern Grobheit, Heftigkeit ic. zwar tadeln — dieß lob' ich — aber den nämlichen Enthusiasmus des Zürnens an vergangenen Männern erheben. Das Wenigste wäre meines Bedenkens, daß sie die Scaliger, Salmasius, Scioppius, Meursius, Gronov und alle Humanisten anfielen, oder auch den

Hutten mit seinen Helferhelfern in den epistolis obscurorum, welche in der That dem armen M. Ortouin scherzend Diebstahl und Ehebrechen vorrückten. Ja ich hätte von Euch erwartet, daß Sie *) z. B. an Luther gedacht hätten; der, wie man liest, so hart gegen den Papst und Heinrich schrieb, daß man die Feder draußen vor der Stubenthüre auf dem Papiere kratzen und knarren hörte, wiewol das Geschriebne nachher noch stärker lärmte. Dasselbe gilt von Lessing. Führt überhaupt nicht mehr diesen, noch weniger einen Herder, unter eure Bundes - Genossen hinein. Werdet Ihr denn von Herders Geiste durch ein ganzes Leben, das ein ewiger Kampf gegen die Prose der

*) Es wäre eine psychologische Aufgabe, die Sprünge in diesem Traume, z. B. von Ihr zu Sie, von der Leipziger Universität-Bibliothek in den Berliner Thiergarten philosophisch zu motivieren oder überhaupt in allen Träumen. An einem andern Orte davon mehr!

Zeit, gleichsam hinter der Fahne des großen
Zeit-Feindes, Hamann, seines Freundes ge-
wesen, so wenig innen oder selber von Euren
ihn missdeutenden Feinden so sehr geblendet —
daß Ihr über seinen Kampf gegen unmoralis-
sche Zufälligkeiten und andere Mängel Eurer
Feinde je die angeborne Feindschaft mit Eurer
Welt vergessen konntet? — Freilich gibt es
Minuten, wo der beste Mensch — folglich er
auch — den Zufall, den er nie anwerben wür-
de, gern als Freiwilligen für sich kämpfen sieht,
z. B. im Seekrieg einen fremden Wind von
Merkel; im spanischen Landkrieg gegen Meris-
taner Hunde; aber die Hunde

Die Wenigen, meine Herren, die noch von
Ihnen da stehen, — denn ich sehe wohl, wie
jetzt die holde Abendsonne von Goldzweig zu
Goldzweig nieder hüpfst und den Thorschluß
und Thorgroschen den Einnehmern des letztern
ansagt; und doch schmerzt es, wenn ein Hörs-
saal davon geht — sollten wenigstens das Wes-

nige anhören, was ich verspreche. Als ich nämlich bis dahin in meinem leisenden Traume gekommen war, Treffliche, erfuhr ich recht an mir die Gesetze des Traums, indem er auf einmal die Hitze in mir in ein hitziges Volk außer mir verwandelte und dieses auf mich Sturm laufen ließ; mich hingegen oben auf die wahre Festung Malta (der jetzige Landungs-Krieg trug vielleicht bei) aufpflanzte wie eine Haubizze. Unter mir, in einem schwarzen Meer wie aus Dinte sah ich alles schiffen und heranfeuern, um mich und Malta, wo möglich, zu erobern. Sie griffen mich — wie spielt aber der Traum und bedient sich der Metonymie, nämlich der *causa pro effectu!* — mit lauter Druckersachen an — mehre Pfund Schwabacher, desgleichen Klein-Cicero wurden aus Matrizen verschossen — zugespitzte Ausdrufungszeichen und lange Gedankenstriche fuhren vor mir vorbei und statt des zerhackten Bleies so genannte Gänsefüße — das Feuer aus Schrift-

Kästen war fast furchterlich und die Stück- und Schriftgießereien arbeiteten unaufhörlich. Sie schrieen, ob ich jener Paul wäre, welcher Großmeister der Insel werden wollte, und ob ich nicht wüßte, wozu ich mich in dem Toten Artikel von Amiens anheischig gemacht. Welche Verwechslung! Hier verkehrte (und es ist so leicht zu erklären) der Traum mich in einen Engeländer und die Bäotarchen in Franzosen. — Ja dies hat sogar einen schwachen Sinn. Ich aber, so unendlich gesichert durch meinen Felsen, suchte blos, sie drunten recht zu ärgern und zu erbittern und rief durch ein Sprachrohr (ich rollte es aus Karthaunen-papier zusammen) folgende unangenehme verdrüßliche Sachen hinab: „O ihr Bäotarchen oder Hoch- und Deutsch-Meister deutscher Meister, ich vertheidige die unsichtbare Kirche als Ritter *) und fechte gegen die Ungläu-

*) Diese Vertheidigung ist das 4te Gelübde der Malteser-Ritter.

bigen. Diese seid Ihr. Ich will es Euch hinabschreien, was Ihr ewig wollt — etwas zu essen. Dürstet Ihr es nur heraussagen, was ihr eigentlich meint und preiset: so würdet ihr gerade an einem Homer, Aristophanes, Platon, und so an der rechten Poesie und Philosophie nichts reell-gut finden als die — Gelehrsamkeit, welche daraus als ein Erwerbs-Mittel zum höchsten Gute eines behaglichen Lebens im Staate zu holen ist. Schießt immer mit Drucker-Ahnen und Bignetten heraus, Ihr achtet doch unsere großen deutschen Dichter nur, weil sie meistens gelehrt sind; auch in ihren Staatsämtern leben. Ein bloßer reiner Dichter steht bei Euch sogar unter einem Philosophen, weil dieser doch, er sei noch so leer, zu etwas taugt, nämlich zu einer philosophischen Professur. Einer, der über Gedichte liest, ist Euch lieber, als einer, der sie liest oder macht; malo unam glossam quam centum textus, sagt Ihr, und für Her-

manns Metrik gebt ihr gern die 123 verlorenen Tragödien Sophokles hin, falls nur noch 7 die Metrik zu erläutern bleiben. Freilich zeigen die Göttinger gelehrten Anzeigen gern einen Dichter an, aber sie sehen doch auf Geburtadel durch klassischen Boden, durch Rom, Venedig, Padua, London, Paris, Madrid; denn sie schätzen ein Gedicht, das in der Sprache geschrieben ist, welche den Gelehrten als Gelehrten interessiert und welches fast jede ist, die angeborne wie natürlich ausgenommen."

„Wir wünschen doch zu wissen, sagt Ihr, unten in Eurem mittelländischen Meere, ob man am neuen romantischen Mondchein nur eine Pfeife Tabak anzünden oder einen einzigen Tannenzapfen zum Ausfliegen des Samens abdürren könne; und der erste beste Kanonenofen thu' es eher.“ Eben hat mich einer von Euch mit einigen Ungerschen Schriften durchs Ohrläppchen geschossen und es für einen gebohrten Demanten gebohrt; aber ich

fahre fort: so ist warlich die Sache; der einzige Philosoph, den ihr statt aller Platons und Jacobis verdient, ist Euer Bahrd gewesen, der Repräsentant Eurer Philosophie, welche den alten physischen Satz, „dass die Natur das Leere zwar fliehe, aber nur bis zu einem gewissen Grade,“ zu gleicher Zeit erfand, befolgte und bewies. Poeten genießet Ihr freilich, aber erst als Zugemüze zur feisten Lebenprose; gleich jenen belgischen Matrosen schmauset Ihr zu euerem Hering eine unschätzbare Tulpenzwiebel auf; deun jene soll Euch das gemeine Leben würzen und kränzen, aber nicht vertilgen, sonst, sagt Ihr, wäre man ja so schlimm daran, als wenn die platonische Liebe zu gar keiner Sache führte, die ihr Gentheil ist. Himmel, wie wollt Ihrs einmal im Himmel aushalten, falls Ihr nicht das Glück habt, verdammt zu werden? — Euer mir ganz verhaßter Fehler ist der, daß Ihr oft einerlei Liebe gegen einerlei Werk mit eue-

ren Feinden zu theilen glaubt. — Da ein geniales Werk die Menschheit ausspricht, so kann jeder in ihm ein Ich finden und herzen; und daher gibt es nun über geniale Schöpfungen gerade so viele Meinungen als Menschen; und der Schöpfer wird so oft durch das Lob der Aehnlichkeit geärgert als durch den Tadel der Unähnlichkeit erquict; denn es gibt zwei Parteien. Die erste seid Ihr, Ihr Schützen und Teufel drunten; (von der zweiten red' ich nicht, welche mit Sokrates im Phädrus eine Lysias-Rede für ungemein verständig, kunstreich und doch nichtig erklärt) — nämlich das rechte Werk für euch, das so publik wird als ein Publikum und das ein Publikum einem Publikum liest, ist nicht ein plattes, wißkraft-blumen-, »bilder- und herzloses Werk, sondern gerade eines, das alle geforderten Blumen, Bilder, Rührungen und so weiter allerdings wirklich vorzeigt, aber dabei doch die Gemeinheit des Alltagsinnes wiederspiegelt in

der Glorie gedruckter Talente. Also wie gesagt, man schreibe nicht nur das höchste Werk, auch sogar das schlechteste, man wird gleichwohl wenig bemerkt, aber ein talentvolles gebe man. . . Sogar einen Schiller preiset ihr unaufhörlich, weil er, obgleich ein Genius, euch doch vermittelst desselben durch eben das so leicht aussöhnte, wodurch er die Poetiker erbitterte, durch seine Lehrdichterei; und ihr könntet vergnügt die Hähner sehn, welche die duftende Melke zerpfüsſen, um deren Saamen zu verschlucken. *) . . . Am besten immer ein Werk gebe man euch, worin nicht das Herz, aber doch der Magen verklärt erscheint, voll Leipziger Lerchen und Borsdorfer Aepfel, die zu poetischen Venus-Tauben und Paris-Aepfeln verdauet sind —

*) Eine spätere Nachschrift oder Nachlese soll am Ende der Vorlesung das obige Urtheil wenigstens mit der Achtung ausgleichen, welche man dem großen Dichter schuldig ist.

— Ein Werk, worin wie auf der Leipziger Messe, auf welcher 300 Buchhändler und 600 Kaufleute *) sind, sich gerade so halb und unparteiisch Lesen und Essen, — — (schießt, schießt, mit Antiqua, Kapitallettern und Winzelhaken! ich ründe dennoch den Satz) Herz und Magen, Geist und Leib eintheilt — — Hier wurd' ich von einem als Ladstock abgeschossenen Buchdruckerstock so auf die Herzgrube getroffen, daß ich erwachte. Aber unter dem Aufwachen warf ich den unten im Mittelmeer haltenden Schützen noch eilig einen stachlichten Einfall hinab, um sie zu ärgern, weil sie durch mein Erwachen verschwinden mußten, ohne Zeit zur Replik zu gewinnen; sie hießen, sagt' ich schon mit halboffnen Augen, wie die Deutschen eben das Herzgrube, wo eigentlich der Magenmund anfinge. . .

*) S. Leipz. Adress-Post- und Reisekalender auf 1803.

Meine Herren, es ist ja fast keiner mehr
 von uns sichtbar und noch da, wenn ich mich
 abrechne, so sehr läutet die fatale Sperrgeld-
 oder Fersengeld-Glocke uns fort? Ich wollte
 den Faden der Untersuchung anders spinnen
 und an ihn die Sterne, die Nachtigallen, die
 Blüthen um uns her anreihen; aber alles
 rennt. Ist denn das Herz nichts? Welche
 herrliche Nachtgedanken und Spat-Gefühle
 mag das Leipziger Thor schon ausgesperret
 oder erquetscht haben! Warum wohnt nicht
 lieber die ganze Stadt außerhalb der Thore?
 — Wie klagt die Nachtigall herüber! Die Poe-
 sie, von einer gewissen Seite genommen. . . .
 Ich rede vergeblich sehr schnell; Niemand steht.
 — Nun wenn alle Welt gallopiert, so thu'
 ichs auch und werde ein Proselyt des Thors;
 ich sehe nicht ab, warum ich meinen Gros-
 schen vergeude. Ich billige jeden, der
 läuft, + —

Kurze Nachschrift oder Nachlese der
Vorlesung über Schiller.

Schiller ist der poetische Gott und der Gottläugner zweier Parteien, also zugleich vergöttert und verläugnet. Für die Mittelmärker oder Deutschbritten sind Schillersche Gedichte wie „die Frauenwürde, die Freude, die Ideale“ hohe lyrische, denn sie stellen nicht die bloße Empfindung, sondern die Betrachtungen über dieselbe in guten Bildern dar. Z. B. die Ideale. In der ersten Strophe geht die goldne Zeit des Lebens ins Meer der Ewigkeit d. h. die Zeit der Ideale — dann heißen sie „heitere Sonnen die erhellteten.“ — Sogleich heißen die Ideale, wieder Ideale, die zerronnen, und sonst das trunksame Herz geschwellt. — Sogleich heißen sie eine schöne, aber erstarrte Frucht. — Sogleich Träume, aus denen der rauhe Urm der Gegenwart weckt. Sogleich wird die Gegenwart zu umlagernden Schranken. — So-

gleich heißt das Ideale eine Schöpfung der Gedanken und ein schöner Flor der Dichtkunst. Am fehlerhaftesten ist die dritte und vierte Strophe, worin die vorige Ideale darin bestanden, daß er, wie Pygmalion seine Bildsäule, so die todte Säule der Natur durch sein Umarmen zum Leben brachte, welches sie aber jetzt entweder wieder verloren oder nur vorgespiegelt. Das Folgende beschreibt bestimmter. Doch widerspricht das schöne Gleichnis vom Strom aus stillen Quell, der sich mit stolzen Masten in den Ozean stürzt, dem Untergange der Jugend-Ideale. Auch der Schluß tröstet mit seiner Anweisung an Freundschaft und Thätigkeit nur karg und unpoetisch. Die erste bildliche Hälfte seines Gedichtes konnte er so weit fortbauen und dehnen, als die Wirklichkeit Glanz-Gegenstände reicht, durch deren Erbleichung er den Untergang der Ideale ausdrückt; er hätte z. B. noch sagen sollen: die festen Gebirge der Ber-

ne schwimmen nun in der Nähe nur als Geswölke in meinem Himmel — ferner: die durchsichtigen Glanzperlen hat der Ewig, die Feuer-Diamanten die Gluth des Lebens aufgelöst — — ferner: gesenkt stehen die Sonnenblumen meines Jugendtages jetzo in der kalten Mitternacht und können sich nach der vertieften Sonne nicht wenden — ferner: in der irdischen Nacht stand meine Zauberlaterne, aber ihr Licht und ihre Gestalten sind nun ausgelöscht — oder: einst schimmerte mir oben ein Wunderstern, welcher auf den neugebornen Heiland mit seinen Stralen zeigte, aber er ist untergegangen und nur die gemeinen Sterne der Zeit blieben am Himmel — — doch genug! Warum soll ich mich hier um so manche erträgliche Allegorie bringen und ärmer machen, und Juwelenblitze verschleudern, womit ich künftig Schreibfinger bei wichtigsten Darstellungen ausstatten könnte? — — Eben so lückenhaft ist das berühmte Gedicht

„an die Freude“ gebauet, in welchem sich an den Trinktisch nicht blos, wie bei Aegyptern an den Tödtischen „Todte sezen, sondern auch Kannibalen“, „Verzweiflung,“ das „Leichtentuch,“ der „Bösewicht,“ das „Hochgericht,“ und worinn aller mögliche Fämmier zum Wegsingcn und Wegtrinken eingeladen ist. Uebrigens würd' ich aus einer Gesellschaft, die den herzwidrigen Spruch bei Gläsern absänge: „wers nie gekonnt, der stehle weinend sich aus unserm Bund“ *), mit dem Ungeliebten ohne Singen abgehen und einem solchen harten elenden Bunde den Rücken zeigen, zumal da derselbe kurz vor diesen Versen Umarmung und Kuß der ganzen Welt zusingt und kurz nach ihnen, Verzeihung dem

*) Wie poetischer und menschlicher würde der Vers durch drei Buchstaben: der stehle weinend sich in unsern Bund !

Denn die liebewarme Brust will im Freudenfeuer eine arme erkältete sich andrücken.

Todfeind, Grossmuth dem Bösewichte nachsingt. Hier fehlt nur Zeit, nicht Anlaß zu zeigen, daß diese Betrachtungen und Entschlüsse bei Gelegenheit der Freude gerade so zusammen hingen, wie die eine Zeile, worin die gehuldigte Sympathie zu den Sternen leistet; wo der Unbekannte thront, mit der andern, worin er über den Sternen wohnt. Dieses Lehrgedicht wurde, so wenig es ein Sanggedicht ist, gleichwohl auf Singnoten gebracht, weil die Tonkünstler so wenig ein Tert abschreckt, daß sie nicht nur Gedankenleere desselben, was verzeihlich ist, sondern sogar philosophische Fülle tönen, und statt des Luftelementes das Aether- und Lichtelement sich schwingen lassen.

Sogar an die „Frauen würde“ hat man die Tonleiter angesetzt, und mithin Gedanken, wie folgende, gespielt und geblasen: „aus „der Wahrheit Schranken schweift des Mannes wilde Kraft — gierig greift er in die

„Ferne — rastlos durch entlegne Sterne, jagt
 „er seines Traumes Bild — Aber mit zauber-
 „risch fesselndem Blicke, winken die Frauen
 „den Flüchtling warnend zurück in der Gegen-
 „wart Spur — (die Frauen) reicher als er
 „in des Denkens Bezirken, und in der Dich-
 „tung unendlichen Kreis — in der Welt ver-
 „falschtem Spiegel, sieht er (der Mann) sei-
 „nen Schatten nur — nur das Bild auf seinem
 „Neze *), nur das Nahe kennt er nie.” . . .
 Doch hier werde lieber ausgelassen, als aus-
 gewählt; denn womit hat der Dichter eine
 Uebersetzung in die Tonsprache verschuldet?
 Die holländische Zeitung, welche einst Ra-
 meau in Musik zu setzen sich anbot, lässt
 sich doch leichter mit Tönen begleiten und um-
 schweben; da in einer Zeitung wenigstens Ge-
 schichten, Mord- und Wol-Thaten, und der-
 gleichen vorfallen; aber welche Tonkraft setzt
 einen Paragraphen in Musik und macht Ges-

*.) Was ist denn Sehen sonst?

danken - Bons zur Klingenden Münze? — Se poetischer und plastischer ein Gedicht, desto leichter nimmt die Memnons - Bildsäule vom Lyra - Phöbus Töne an; daher Goethens Lieder, gleichsam wie in Italien die Opern, schon von Tonsezern für deren Bedürfnisse bestellt zu seyn scheinen. Immer wird sich die ältere Sonnennähe der Dicht- und der Tonkunst an der größern neuern Entfernung bei der rächen.

Indes soll hier kein Tadel auf Gedichte, wie die Ideale, die Frauenwürde fallen; welche keine Lieder, sondern wie die Götter Griechenlands, die Künstler, nur Lehrgedichte sind. In Lehrgedichten aber, wozu beinahe Schillers ästhetische Abhandlungen gehören — müssen ihn alle neuern Völker auf einem Sieg - Wagen lassen, dem sogar die alten nicht weit voraus.

Noch mehr, als dem großen Dichter die Mittelmärker zu viel beilegen, entwenden ihm

die Poetiker zu viel. In den einzelnen lyrischen Gemälden seiner späteren Trauerspiele — z. B. in denen des Kriegs, des Friedensfestes in Piccolomini, der katholischen Kunst und Religion in der Stuart und den Brüdern von Messina, des Traums über Octavio *) — verklärt er sich rein poetisch und romantisch, ohne Rhetorik und Lehrdichterei. Was ist aber dies gegen den großen tragischen Geist, welcher er hoch und geisterhaft über alle neuern Bühnen schreitet in Wallenstein und Telli? Selber Goethe fliegt von seinen poetischen Blütenpfählen herab vor ihn hin und richtet sich auf, um den Hohen den tragischen Kranz auf das Haupt zu legen. Niemand hat nach Shakespeare so sehr als Schiller — welcher zwar unter, aber auch fern von jenem Genius steht, und daher den Poetikern die Gelegenheit zur Verwechslung der Erniedrigung mit der Entfernung gab — — die historische

*) Schill. Theat. I. B. S. 270.

Auseinanderstreuung der Menschen und Tha-
ten so kräftig zu einem tragischen Phalanx
zusammengezogen, welcher gedrängt und keil-
förmig in die Herzen einbricht. In der Mitte
von Dom Karlos fängt seine reine Höhe zu
steigen an, und sie bildet vielleicht schon im
Wallenstein ihren Gebirggipfel. Seine eigent-
liche romantische Tragödie ist weniger die von
so vielen Gemeinheiten der Menschen und des
Lebens umschattete Jungfrau von Orleans als
Wallenstein, worin Erde und Sterne das Ue-
berirdische (nämlich der Glaube daran), und
alles große Erdische gleichsam zwischen Himm-
mel und Erde die Blitze ziehen und laden,
welche tragisch auf die Seelen niedersfahren
und das Leben erschüttern. Im romantischen
All ist er überall mehr in der schauerlichen Tie-
fe der Unendlichkeit als in der heitern Höhe
derselben geflogen. Dieß ist an und für sich
kein Vorwurf; nur einer, aber kein großer,
ist, daß er Melpomenens Dolch häufig zu glän-

zend und damassiert geschmiedet und geschliffen.
Aber wahrlich jeder Kunstrichter oder Kunst-
schreiber und besonders die jetzige weder sich
noch andere bessernde Schreibzeit, welche wie
Shakespeare keine Zeile ausstreckt; und sei
sie noch unshakespearisch, sollte wie schon ge-
sagt, nur in achtenden Schmerz jeden Tadel
eines Mannes kleiden, der bei allen Fehlern
immer kunst- und himmelwärts strebte, und
stieg, obgleich ein siecher Körper sich schwer
an seine Flügel hing. Gern nehm' ich Geläch-
ter über diese milde Gerechtigkeit an, schlagen
es die Poetiker auf; es gibt einen ungezwun-
genen Uebergang zur folgenden Vorlesung,
wovon sie eben die Zuhörer sind, zur Toll-
häuseri.

II. oder Jubilate: Vorlesung
 über die neuen Poetiker.
 (Einige Personalien der Vorlesung.)

Kein einziger Stilistiker kam wieder, vielleicht weil die Meßgeschäfte ernster anfiengen, vielleicht weil es einen und den andern verdroß, daß ich ihn verachtet hatte und angepackt. In desß wurde ich und mein Famulus vielleicht schadlos gehalten durch die Zahl von fremden fast groben Musensohnern (denn die einheimischen benützen auch die Messe und reisen) — von jungen, doch höflichen Juden — einigen stillen Buchhändlern — von vielen auf die Messe letztern nachreisenden Musenvätern, wozu sie aus Musensohnern geworden durch gute Systeme und Romane, in welchen sie, wenn nicht Sachen, doch sich selber dargestellt ha-

ben — und von einigen von Adel — — sammt und sonders geschworenen Feinden der Stilistiker, durch den schönen Jüngling hergelockt und eingeschiffst für Malia, weil er ihnen vorgenommen, was ich vorigen Sonntag vorgetragen. Doch auch die königlichen Pferde, welche bekanntlich im ersten Meßsonntage durch Leipzig ziehen, mögen mir einige akademische, jüdische und adelige Zuhörer zugezogen haben.

Ich kann nicht behaupten, daß der größere Theil der Genossenschaft mich so stolz gemacht hätte, als ers selber war. Ein Mann, der mehr in der Ehe und am Hofe lebt als auf Akademien, wird schon von der phantastisch-eiteln Einkleidung der Musensohne in eigne Nebenbetrachtungen versenkt über die Eitelkeit der Jünglinge, welche, obwol kürzer, doch schreiender ist als die verschämte der Jungfrauen. Eine Reihe in Kupfer gestochener Studenten gäbe vielleicht ein nützlicheres Mode-Journal für Schlüsse aus Zeiten und Dertern

als das jetzige, dieser spätere Nachdruck der Zeit.

Mehreren Titus- und Kaligula's - Köpfen war das philosophische Rezensier- und Beimer-Wesen anzusehen; denn bekanntlich hießen sich die Behm-Richter Wissende. Drei oder vier Dichter schrieben sich — nach den Mienen zu schließen — ganz kurz Philippus Aureolus Theophrastus Parazelus Bombastus von Hohenheim, um sich von ihren Zu- und Vornamen zu unterscheiden, der bettelhaft Höchener *) hieß. Aus der Tonne Diogenes hatten einige sich als Thesis - Gesellen so viel zynische Hefe für ihr Gesicht, geholt, als nöthig war, um grob zu scheinen, wenn auch nicht zu sehn.

Inzwischen fing der Verfasser seine Vorlesung an, und zwar so:

Treffliche Spieß- und sonstige Gesellen! Niemand kann wol meine Freude über unser

*) Dies ist der wahre Name des Parazelus.

Zusammenkommen schwächer ausdrücken als ich selber; möcht' es Ihnen besser glücken! — Ich schmeichele mir, ein wenig, wenn nicht zu Ihrer Handwerkslade, doch zu Ihrer Bundeslade zu gehören; und selber Feinde von mir sagen, ich hälse mit Ihnen den Geschmack verderben. Wenn ein Mensch mitten in den Achtziger Jahren die Teufels-Papiere und Anfangs der Neunziger die unsichtbare Loge gibt, folglich noch früher ausdenkt: so kann er leicht manche Sachen und Richtungen früher gehabt haben als seine Nachsprecher und Widersprecher. Wer übrigens der Stifter von uns Poetikern ist, das ist schwer zu sagen; denn jeder Stifter wird selber gestiftet. — Nicht einmal Goethe kann man nennen; denn theils bildete Klopstock seine Werthers Empfindsamkeit, theils Herder seine Jugend, theils Winkelmann seine Prophyläen, theils Shakespeare seine Bühne und die Vorzeit seine Nachzeit. Diese alle wurden wieder gebildet. Und so geht es zurück; man

muß nie schließen, weil man von keinem Sohne gezeugt worden, so habe man keinen Vater gehabt. Eine silberne Ahnenkette adeliger Geister reicht um die Länder und durch die Zeiten; und für jeden Jesus führen zwei Evangelisten zwei verschiedene Geschlechtsregister. Gleichwohl muß man, wenn man nicht aller Philosophie zuwider schon zu Gott zurück- und aufleichtet, Einen Ur-Ahnherren und Stifter der neuern Sekte anerkennen, der meiner festen Ueberzeugung nach niemand ist als — Adam, es sei daß man seine Allwissenheit und Unsterblichkeit und Thierherrschaft, oder daß man seinen Apfelbiß betrachte oder das Naturell seines bekannten Sohnes.

Wir wollen jetzt, da wir unter uns sind, mit einander nichts betrachten als unsere Flecken, sowohl unsere Schand- als Sonnen-, Monds- und Tigerflecken. Denn diese müssen abgewaschen oder abgekratzt werden, wenn aus der neuen Zeit etwas werden und die Morgen-

röthe dazu nicht ohne Sonne in einen verdrüßlichen grauen Regentag zerfließen soll, oder wie an einem Wintermittage am Pole allein auftreten statt des Phöbus.

Ich will die Kapitel heute Rautelen nennen. Nun find' ich nach Anzahl der Kardinaltugenden gerade so viele Kardinalsünden an unserem Herzen, nämlich 4; und gleichfalls am Kopfe nach der Zahl der 4 Fakultäten eben so vielfachen Mangel an Fakultäten. Dieß zusammen gibt für unsere Rautelarjurisprudenz 8 Rautelen, wahre 8 partes orationis. Die Mutter dieser 8 Seelen unserer Arche erscheint am Ende.

Erste Rautel für den Kopf.

Von jeher hab' ich dieß als die erste Rautel, welche wir zu beachten haben, angesehen, daß wir jetzt noch eifriger als je darauf aus seyn müssen, daß wir nicht — toll werden, oder, was man nennt, vom sogenannten Verstande

Kommen, sondern lieber, wenns seyn soll, zu ihm. Es ist nicht zu sagen, was vollständiger Wahnsinn theils den Werken selber schadet — besonders bei den jetzigen Spaltungen — theils dem Autor als Menschen. Jeder Tropf setzt sich heimlich über einen Wahnsinnigen; und selber unter seines Gleichen im Zollhause hat der größte Narr nicht mehr Ehre als der kleinste. Denn wie nach einem Alten jeder Wache in einer gemeinschaftlichen Welt, der Träumer aber in seiner eignen wohnt, so macht eben nichts so sehr als die Zollheit (dieser Jahr-Traum) einen Menschen einseitig, kalt, abgesondert, unabhängig und unduldsam; jeder wohnt im Zollhaus in seiner Kammer, gleichsam wie in einem Lehrgebäude, um welches ihm die fremden Kammern nur als seine Wirtschaftsgebäude und als eine Fuggerei von petites maisons liegen; und nirgends ist weniger ein Publikum zu einer Wahrheitanstalt zusammen zu bringen als in einer Irrenanstalt.

Ich warne aber nicht ohne Grund. Hat man es schon vergessen, daß erst neuerlich in der Ostermesse 1803 ein herrlicher deutscher Kopf voll Kraft und Witz völlig rasend geworden — ich meine den Bibliothekar Schoppe im 4ten Titan? — Wer von uns ist sicherer? Jeder ist unsicherer. Denn viele Quellen auf einmal dringen ersäufend auf jehige Köpfe ein, daher man ganz natürlich seit einigen Jahrzehenden mehr Irrhäuser unter den Honoratioren aufzählt als sonst. Der vernichtende Idealismus der Philosophie, der das unwillkürliche Wachen und das unwillkürliche Träumen in einen höhern wechsellosen willkürlichen Traum auflöst, erinnert an Moritz Bemerkung, daß Träume, die sich nicht verdunkeln, sondern sich hell ins Wachen mengen, leicht allmählig aus der Schlafkammer in eine dunklere geleiten.

Viel dürfte zur Tollheit auch der poetische Idealismus in seinem Bunde mit dem Zeitgeist

hinwirken. Einst, wo der Dichter noch Gott und Welt glaubte und hatte, wo er malte, weil er schauete, — indeß er jetzt malt, um zu schauen — da gab es noch Zeiten, wo ein Mensch Geld und Gut verlieren konnte und mehr dazu, ohne daß er etwas anderes sagte als: Gott hat es gethan, wobei er gen Himmel sah, weinte und darauf sich ergab und still wurde. Was bleibt aber den jetzigen Menschen nach dem allgemeinen Verluste des Himmels bei einer hinzutretenden Einbuße der Erde? — Was dem auf dem Glanz-Schwanz eines poetischen Kometen nachschwimmenden Schreiber, wenn ihm der Kometen-Kern der Wirklichkeit plötzlich zermasmt wird? Er ist dann ohne Halt des Lebens oder wie das Volk sich richtig ausdrückt, nicht mehr bei Troste. —

Dieser Trost-Defekt offenbart sich schon im allgemeinen Streben, lieber etwas Lustiges als etwas Rührendes zu lesen — welches

leitere allemal verdrüßlich fällt bei den entweder durch Schicksal oder durch Unglauben verlornen Realitäten. — Die letzte Flucht-
hdhe des aus einer festen Brusthöle vertriebenen Herzens ist das Zwerchfell; es gibt ein Lachen des Zweifels wie des Verzweifelns. Allein wo wird im Ganzen mehr gelacht als in einer Irrenanstalt?

Ich komme auf die Tollbeeren des Parnasses zurück. Wenn Sophokles auf die Klagschrift seiner Kinder, daß er toll sei, keine andere Schrift bei den damaligen Weizlaer Lesern einreichte als seinen Oedip: so gewann er durch Schreiben den Prozeß, den die meisten jetzigen Dichter dadurch eben verloren; so daß immer zwischen ihm und ihnen ein gewisser Unterschied bleibt. So vieles im Dichten neigt uns der Tollheit zu, — der Wunsch, neu zu zaubern, wozu man nach dem Volksglauben stets Worte ohne allen Sinn nehmen muß, z. B. Abrakadabra — das Sinn und

Sache verlassende Arbeiten an bloßen Nei-
men, Aßsonanzen, Wortspielen und Füßen
der guten Sonnette, — das willkürliche Nach-
träumen aller Völker = Träume und Zeiten-
Träume — die Doppel-Dürre an Erfahrung
und Gelehrsamkeit, eine Leere (sie kommt
nachher unter den 4 Kautelen der Köpfe vor),
welche, wie schon Bako an den Scholastikern
bemerkt, desto mehr schadet und aufreizt zu
phantastischen Schaumgeburten, je mehr Kräf-
te da sind, daher jetzt so viele poetische Werke
nur zerschlagne kalte Eier sind, deren Inhalt
ohne Bildung und Küchlein umher rinnt in
Ei-Weiß und Dotter, den Sinnbildern der
Philosophie und Poesie. Glücklicherweise sind
wir seit fünf Jahren mehr im Tollseyn vor-
gerückt, so daß man beinahe lieber mit dem-
selben erscheint, als ohne solches auffällt,
und Ausnahme macht. In Klopstocks und
Goethens Jugend-Zeiten, worin beider jung
auschließendes Kraftfeuer eine gerade Flamme,

ihr Feuerwerk eine angeordnete Richtung nahm oder worin — unbildlich zu reden — so jungsstarke Kräfte sich ohne Uebermaß, Wahnsinn und Bombast aussprachen, hätte man vielleicht über manche jetzige Bedlamismen gestutzt. Teizo ist Tollheit bis zu einem gewissen Grade gern erlaubt. So schäumen z. B. in Attila von Werner (sonst ein Bildner fester Gestalten), alle Spieler mitten im Kochen des Leidens zu einem freudigen Hallelujah auf; so wird später dessen fester gediegne Luther von seinem Samulus verflüchtigt. Der Boden der Menschheit schmilzt durch einen gedichteten Mystizismus, welcher die höhere Potenz der Romantik seyn will, in ein beständerd- und charakterloses Lust- und Aether-Wesen ohne Form, in ein unbestimmtes Klingen des All — mit dem irrdischen Boden, sind die romantischen Höhen versunken, und alles wird, wie vom Schwindel schnell vorüberschiefender Gestalten, zu Einem Farbenbrei gerührt.

Nichts sieht, ja nichts fliegt — denn sonst müßte man doch etwas haben, worüber man fliegt — sondern Träume träumen von einander — — Und mehr gehört nicht zu solider Tollheit von einem Bestand und Gehalt! Dieser mystische Karfunkel, welcher sogar die geregelte innere oder geistige Wirklichkeit verflüchtigt, kommt auch in komischen Darstellungen als der Zeisigstein wieder, der das ganze Nest unsichtbar macht. Z. B. in den „Schattenspielen von Kerner“ wird dem sonst trefflichen Witze und Komus und Darstellervermögen der feste Wohnplatz unter den Füßen weggezogen und alles in Luftschilderer eingelagert, welche bisher nicht einmal für Märchen bewohn- und haltbar waren.

Unzählig viel ist noch zu sagen, Zuhörer, und nicht ohne Ursache stellt' ich die Tollheitskautel voran. Schon der ungemeinene Stolz vieler Icho-Menschen (er kommt nachher unter den 4 Kautelen des Herzens vor) ist gefähr-

lich genug; daher eben Kinder und Greise niemals rasend werden. Niemand ist aber mehr stolz und will sich mehr unterscheiden als die ersten Anhänger einer Sekte; die zweiten sind nur Anhänger, um sich nicht zu unterscheiden, die dritten werden gleich als solche geboren. Daher gibt der erste Wurf einer Sekte wie — wahrlich ich habe kein edleres Gleichniß zur Hand — der erste einer Hündin toll werdende Geburten. *)

Freilich ein besseres Gleichniß ist es, aber nur auf den vorvorigen Satz passend, daß nämlich die Dichtkunst der mit Gift-Feuer gefüllte Blumenkranz, welchen Medea der Kreusa gab, geworden, der das verzehrte, was er schmückte. — Durch lauter Empfindungen, und wiedergebährendes Darstellen derselben, und Anschauen fremder Darstellungen von ihnen,

*) Nach Cetti's Naturgeschichte von Sardinien, wo man den ersten Wurf wegwirft und daher nie Gefahren hat.

aber ohne Thaten und durch die zugleich sinnlichschwiegende und poetische Verwüstung des Lebens, sind viele Leute und Nihilisten in Residenzstädten dahin gekommen, daß sie keine Hunde sind, sondern diese beneiden, weil solche ohne Traum + Zerfließung noch mit einer gewissen Schärfe die Welt anfassen und anschauen, wie denn ein Hund sich von der Insel Malta wenig unterscheidet, die ein bloßer Niederschlag von Zähnen und von Knochen ist. — Doch wollen wir diesen Holbohren der Wirklichkeit, besonders wenn es prosaisch und poetisch zugleich geschieht, nicht absäuigen, daß es wenigstens in höhern Ständen durch rechtes Entkräften, durch galenische Aderlaß des adelichen Blutes zu einem guten moralischen Durchbruche stärkt, wie sonst die Jesuiten den Leuten sogar physisch zur Ader ließen, um sie leichter zu bekehren.

Sonderbar genug ists in dem Welt-, Hof- und Schreibleben, daß den Menschen, denen

schon alles untergesunken, Götter, Welten,
 Sinne, sogar Sünden, doch noch die Ehr-
 und Gefallsucht gesund stehen bleibt. Wird
 ihnen auch diese unheilbar verlebt: dann geht
 der Kopf verloren. Indes muß ich, wenn
 ich nicht den Anschein haben will, als hätt'
 ich gegen Tollseyn, an sich etwas, ausdrück-
 lich anmerken, daß ich in unseren Zeiten Toll-
 heit von gehöriger Stärke recht gut zu wür-
 digen wisse, aus zwei Gründen; erstlich dar-
 um, weil Wahnsinnige Noth, Kälte, Hunger
 und mehrere Leiden fast ohne Empfindung aus-
 halten, welche letzte uns Verständigen in
 Krieg- und Friedenszeiten so heftig zuseht;
 und zweitens darum, weil nach den Bemer-
 kungen der Aerzte Tollheit, so wie Fallsucht,
 das Zeugvermögen ganz ungewöhnlich reizt
 und stärkt; ein Umstand, welcher bei dem
 jetzigen Unvermögen wol in manchen höheren
 Familien wenigstens einen Stammhalter wüns-
 schen läßt, bei welchem es (gemein zu reden)
 übergeschnappt hätte,

Wir kommen zur
zweiten Kautel des Kopfes,
ein gewisses Wissen
betreffend. Ich kann darüber, hoff ich, mit
Zuhörern sprechen, welche ungleich denen der
ersten Kautel, welche fortgegangen, dageblie-
ben sind. Wirklich gibt es jetzt mehr Gelehr-
samkeit als Gelehrte, so wie mehr Tugend als
Tugendhafte. Die ganze jetzige Zeit — als
eine Schwangere vieler Seiten, mit Kindern
und von Vätern — schwärmt; jede Schwär-
merei (religiöse, politische, poetische, philoso-
phische) flieht oder entbehrt als Einseitigkeit
die Vielseitigkeit, das heißt die Kenntnisse.
Einseitigkeit hält sich viel leichter für All-
seitigkeit als die Vielseitigkeit! denn jene
hat die Einheit, deren die letztere sich nicht
fähig weiß.

Meine Herren, daß man jetzt wenig liest
und erfährt — daß man zwar ein Paar wild
aus dem Mittel - und anderem Alter heraus

gegriffene Köpfe studiert, aber ohne die Reihe weder rück-, noch vorwärts *) — daß man nur Ebenbilder philosophischer und poetischer Götzen und Götter anschauet — daß daher viele Spinozisten an geistiger Schwindsucht versterben wie Spinoza an leiblicher — — alles dies führt mich auf hundert Betrachtungen, blos um die Leute zu rechtfertigen, erstlich die Weltweisen, dann die Dichter. Jene wüßten sich eben ganz glücklich, wenn sie nur gar nichts wüßten (empirisch); sie wollen die geistigen Lustpumpen der Welt seyn, fühlen aber, wie wenig sie es, gleich den gläsernen, über eine zoofache Verdünnung hinaus treiben können, so daß nachher bei allen Versuchen im sogenannten Abstrakten und Absoluten doch noch ein verfluchtes Stück Luft und Wind mitwirkt. Dieser Mangel an Nichts

*) Z. B. Spinoza, nicht Leibniz; — Shakespeare, nicht Swift, geschweige seine Nebenmänner, — Chomfort, nicht Voltaire.

schlägt viele nieder; durch Nichts wäre das Seyn oder Haben so leicht zu haben.

Wenn Blumenbach bemerkte, daß die Vogel durch leere Höhlen im Kopfe und in den Flügelknochen eben zu ihrer Flughöhe steigen; und wenn Sommering fand, daß große leere Höhlen in den Gehirnkammern außerordentliche Fähigkeiten verkündigen: so ist dies eben nur physisch, was sich geistig bei den größten Poetikern wiederholet, welche recht gut wissen, daß das, was man mit einem krassen Worte Ignoranz nennt, ihren dichterischen Kräften an und für sich gar nicht schade. Ja mehrere gehen so weit, daß, wie die Mönche dreierlei Armut^{*)} haben, wovon die stärkste sogar das Nothwendige entbehren will, sie gleicher Weise sich des Nöthigsten für Autoren, nämlich des Deutschen zu entschlagen suchen, und,

^{*)} Die Armut des Besitzes, die des Gebrauchs und die des Affects, der sogar das Nothwendige hasset.

so wie Pomponius Latus kein Griechisch erlernte, um sein Latein nicht zu verderben, kein Deutsch lernen, um ihre eigne Sprache nicht zu verschärfen. Es gibt jetzt kein Deutsch und keine Prose aus irgend einem Jahrhundert, (desgleichen keiner Reim und Versbau), die nicht könnte geschrieben werden; und wie bisher jeder seine eigne Wörterschreibung behauptete und zu nichts gehalten war als blos zum Halten derselben, so versucht jeder seine eigne reichfreie deutsche Sprachlehre. Allerdings haben wir Schreiber uns jetzt so kostliche poetische Freiheiten — die nöthigen prosaischen schalten sich von selber ein — errungen durch unseren Schreib-Aufwand von Ladenhütern, in welchen wir uns gegen viele Kenntnisse von Sachen und Worten und Wörtern höchst gleichgültig und stolz zeigten und solche gänzlich „ignorirten,“ daß man diese Kenntnisse zum Glücke gar nicht von uns fordert und erwartet. Wenn wir nicht, wie französische

Schriftsteller, die Wörterschreibung gar den Setzern und Druckern selber anheimstellen: so thun wir es nur, weil wir nicht wie die Franzosen, eine bestimmte Schreibung haben, sondern weil uns jede eine richtige ist wie Spaziergängern jeder Weg, und wir daher die Hülfe eines Setzers weniger vermissen. Mit desto mehr Recht sinnen wir die Sachenschreibung unserem Leser an, und er soll das Gehirn unseres Kopfes seyn, ist unser erstes Postulat. Manches Wissen wird uns auch dadurch erspart, daß wir den ungelehrten Shakespeare darinn erreichen, daß keiner von uns ausstreichet, wobei wir ihn noch dazu im Unterstreichen überbieten. Wir schreiben denn unsere Sachen nur so hin und lernen wir später über sie hinaus, kommt uns sonst zu Pass als Ueberschuss. — Sonst mögen übrigens manche dem Sokrates an Vorsicht nachahmen, welcher darum sich nicht in die eleusinischen Geheimnisse einweihen ließ, weil er

darin seine eignen Gedanken zu hören besorgte, welche man dann später für ausgeplauderte eleusinische ausgeschrieen hätte; aus gleicher richtigen Vorsicht lesen und erlernen viele Poetiker wenig, weil sie fürchteten, die besten Sachen, die sie selber erfinden können, in fremden Büchern anzutreffen, und dann gerade durch ihr Neuestes für Abschreiber zu gelten.

Da überhaupt die Bücher nur größere Briefe an das Publikum sind: so ringen wir nach jener angenehmen Nachlässigkeit, die man in kleineren Briefen so achtet und genießt, auch sahen mehrere ihr Ringen dadurch belohnt, daß sie jene Kunstlosigkeit der Wörterstellung, der Holperigkeit, des Uebelklangs und der Sprache überhaupt wirklich erreichten, welche Cicero dem Brieffschreiber so bereit anpreiset *). Auch dieser höhere Briefbücherstil ist

*) Cic. in orat. num. 23. Primum igitur cum (stilum epistolarem) e vinculis numerorum

keines von den schwächsten Sparmitteln des Wissens. Wie viele Sprach- und Periodensbau-Kenntnisse ersparen sich nicht wieder andere Poetiker schon dadurch, daß sie wie das einfache Kind blos das Und zum Anfange und Ende ihrer Gliedersätze machen — denn ich setze bei ihnen voraus, daß sie es nicht aus verheimlichter Kenntnis und Nachahmung des eben so mit Und anfangenden Hebräers und Demosthenes thun — und wie viel Kopf- und Zeit-Aufwand vermeiden sie blos durch die Wahl eines älteren Stils, welcher zwar im 16 und 17ten Jahrhunderte selber noch schwierige Kunst war *) aber jezo im 19ten uns bei

eximamus. — Verba enim verbis coagmentare negligat — Habet enim ille tanquam hiatus concursu vocallum molle quiddam et quod indicet non ingratam negligenciam de re hominis magis quam de verbis laborantis.

*) Dennoch dringen die altdutschen Volksmärchen

dem höheren Stande der Sprachbildung nur leicht wie Wasser entgeht und fließt! — Diese Leicht-Flüssigkeit schätzt man erst gerecht und ganz. Wenn man dagegen den fast verdrüsslichen und strengflüssigen metallschweren Redefluss eines Lessings, Goethens, Herders, Schillers und noch vieler andern hält oder gar ihn sich zuleiten und fahrbar machen will.

Noch eine dahin schlagende Anmerkung sei über die guten Poetiker gegeben. Ich kann sie aber auf zwei Arten ausdrücken, in einer düstern harten Manier und in einer heitern gefälligen. In jener, die aber nicht die meis-

und Geschichten auf den Sprachton ihrer Zeit; daher Büsching, Tieck u. a. das Alte mit Recht nur alt erzählen. Für Müßig war, auch mit Recht, die alte Sage nur Fahrzeug neuester Anspielungen. Weisser warf in das Orientalisch-Romantische der 1001 Nacht die Brand- und Leuchtkugeln des Verstandes; aber dafür bestreute er die Stätte mit desto mehr Salz.

nige ist, müßt' ich sie etwan so aussprechen,
 „die meisten jetzigen Jünglinge geben zuerst
 „das beste Buch, das ganz andere Bücher
 „verspricht als die nachherigen immer mehr
 „abblühenden und verfallenden sind; nicht nur
 „unsere jungen Dichter im Ernst und Kos-
 „mischen (und darunter gehört ein großer Theil
 „der in meiner Vorschule mit Namen gelobt
 „wurden), sondern auch die jungen Philosophen
 „zu Reinholds und Fichtens Zeit gaben uns
 „anfangs ein Karneval mit Mardi-gras und
 „Butterwoche und darauf die Fastenzeit. Er-
 „scheint neuerer Zeiten ein ausgezeichneter Kopf,
 „so weiß ich voraus, daß er nichts wird — als
 „schlechter. Hingegen unsere früheren großen
 „Schriftsteller wurden erst aus Wandelsternen
 „Sonnen. Wie verschieden sind Wielands
 „ersten Gedichte von dessen letzten Gedichten
 „und die ersten Lessings von dessen Nathan
 „und Freimäuergesprächen! Wie bildete sich
 „Goethe an sich selber, und Schiller sich an

„Goethen und Herder an den Zeitgenossen
 „hinauf! Nur der einzige Klopstock stand, so-
 „gar in der Jugend wie der Polstern, schon
 „in seiner Nordhöhe. Eben so gaben uns
 „Kant, Fichte, Schelling ihre Charwochen in
 „der Philosophie früher als die Ostertage der
 „Erstehung. Nur der einzige Jakobi machte
 „eine Klopstocksche Ausnahme — vielleicht
 „nur eine halbe, denn wir kennen nur seine
 „philosophischen Früchte, nicht seine philoso-
 „phischen Blüten — aber Leibniz macht eine
 „ganze, denn in der Blütenzeit trug er schon
 „Früchte. — Woher aber dieser Unterschied
 „der Neuern. Daher: viele sind nur Ueber-
 „schwängerung einer fruchtbaren Zeit, welche
 „die Köpfe durch deren Zahl zu größerer Wir-
 „kung steigert, wie denn plane flache Spiegel
 „gel recht zusammen gestellt, gleich dem Brenn-
 „spiegel beleuchten und zünden; Köpfe, die
 „die Zeit unterdrücken kann, kann sie auch er-
 „heben. — ferner: der jetzige Zeit- und

„Tugenddunkel erhebt jeden Anfänger über
 „jeden großen Mann, also zum größeren;
 „und was ist hier weiter fort zu studieren,
 „als fremde Schwächen statt eigner — das
 „zu kommen noch Mangel an Liebe, daher
 „Mangel an Achtung der Leser und an
 „Selbstbesserung — Verschwendigung der sinn-
 „lichen und geistigen Kräfte in der Blüten-
 „zeit beider — die unserm Jahrhundert eins-
 „geimpfte Gesetzlosigkeit aller Art u. s. w.
 „Doch um gerecht zu seyn, tragen manche
 „dieser vorreisen Gewächse zuletzt, wenn
 „sie aus dem Selber-Treibhaus in den stär-
 „kenden Winter des Lebens kommen, doch
 „Winterfrüchte und werden als Lagerobst wes-
 „niger herb oder ohne Allegorie, gute viel-
 „seitige, ja milde Kritiker.“

Nun genug dieser grellen Kunstmanier im
 Darstellen einer Bemerkung, welcher der ge-
 fällige Kunststil ganz anders ausdrückt. Uns-
 ere neueren Autoren sangen freilich nicht mit

telmässig an, sondern sogleich auf der Stelle vor-
trefflich; dann aber ist es kein Wunder, wenn
Sonnen, welche im Zeichen des Krebses zu-
erst erscheinen, also mit dem längsten, hellesten
wärmlsten Tage, nicht darüber hinaus kön-
nen, sondern sogleich und täglich niederwärts
rücken, bis sie endlich ganz kalt·bleich ab-
gehen. Ich erwarte daher von unsren jungen
Schriftstellern, da sie sogleich mit ihrer gan-
zen Größe auftreten, so wenig ein Wachsen,
als von jungen Fliegen, von welchen der Un-
wissende der Naturgeschichte wegen der ver-
schiedenen Fliegen·Größen meint, daß die
kleinen zu großen wachsen, indeß doch jede,
auch die kleinste, im ersten Wuchs verbleibt,
und die größere nur eine andere Gattung ist.

Das was man Unwissenheit nennt, führt
so leicht auf die

dritte Kautel des Kopfs,
die Parteiliebe
betreffend. Cela est délicieux; qu'a-t-il

dit? „riefen nach La Bruyere die entzückten Weiber aus, wenn sie Boursault hörten. So wird jezo umgekehrt geurtheilt: „gibt es etwas „abscheulicheres? Ich konnte noch keine Zeile „davon ansehen.“ — Vor einiger Zeit schworen wir sämmtlich, es gebe — wie nur ein Fieber nach D. Reich in Berlin — so nur Einen deutschen Dichter, Goethe. Wie jeden Sonnabend in Loretto eine Rede über ein besonderes Wunder der h. Maria gehalten wird: so hielten wir eine über jedes besondere in jedem Werke von ihm. Jezo wird sich besonnen; und in der That verdient er, nachdem er dreimal in den olympischen Spielen gesiegt, endlich die Ehre eines ikonischen Bilds. Aber schwerlich kann sie jemand anders machen als die Nachwelt, ausgenommen, er selber; und ich weiß, da sein größter bester Kritikus todt ist, keinen erträglich unparteiischen an dessen Stelle zu setzen als ihn selber.

In der Philosophie — — haben je die Ju-
den so viele Pseudo-Messiasse gekannt, oder
die Portugiesen so viele Pseudo - Sebastiane,
oder, insofern die Philosophen - Schulen eben
so tadeln als loben, die Römer so viele Pseu-
do - Merone? —

Welche junge Dichter und Weltweise sind
seit 15 Jahren nicht schon von den Ehrenpor-
ten verschüttet worden, durch welche sie ziehen
sollten! Ueberhaupt würd' ich rathen, dem
Kapitel der Abtei von Citeau zu folgen, wel-
ches beschloß, niemand aus dem Orden mehr
heilig zu sprechen *), weil der Heiligen zu
viel wurde; man sollte meines Einsehens ei-
nen oder den andern Adam und Messias fest-
setzen, aber nicht wieder darauf einen Präada-
miten und einen Prä - Präadamiten hinterher.
Man verliert seinen Kredit, meine Herren,
wenn man ihn zu oft gibt —

Wir hielten, wie bekannt, bei Goethen

* Journal de lecture No. II. 1782.

um einige Sonnette an, damit die Gattung
legitimirt würde und weiter griffe — denn wir
brauchten es nur den Perückenmachern in Lon-
don nachzuthun, welche den König ersuchten,
eine Perücke zu tragen, damit sie die Engländer
nachträgen — allein es ist theils zu wün-
schen, daß er unsere Bitte nicht zu spät er-
hört habe, theils nicht zu ironisch, indem ei-
nige von seinen Sonnetten weniger nach der
Hippokrene als dem Karlsbade schmecken und
wirken, und nur in der Temperatur mehr von
jenem als von diesem Wasser haben, theils
daß hier der Geschmack mit jener schönen Täus-
chung beglücke und wirke, ohne welche die
Dichtkunst nichts ist. Denn der Geschmack
kanns, er gehört unter die größten Spitzbu-
ben der Erde, die ich kenne. Wenn es ein
irriges Gewissen ohne Gewissenlosigkeit geben
kann, wie viel leichter einen irrgen Geschmack
ohne Geschmacklosigkeit! Beide fehlen nur in
der Anwendung ihrer eigenen Reinheit. Und

warum? z. B. warum konnte ein Skaliger mit lateinischen Gedichten eines Muretus, ein Römer durch Michel Angelo, so viele Maler durch unterschobene Stücke betrogen werden, und so viele Kunstrichter (denn ich nenne keinen) durch namenlose Werke? Darum, weil der Geschmack, sobald er das Allgemeine, d. h. den Geist eines Künstlers vorausseht, dann leicht und geräumig das Besondere (widersteh' es ihm noch so stark), darein bringt und darin sieht. Der beste Beweis ist jeder Autor selber; durch sein ewiges nahe Sichsehen nimmt in ihm seine Individualität die Gestalt der Menschheit an; daher ein Autor mit vielem Geschmacke fremde Werke richten kann, ohne einen in den seinigen zu verrathen. Beispiele sind zu — beliebt.

Auch heute, nachdem ich diese Vorlesung mehre Jahre gehalten, gesteh' ich mir Vergnügen, daß ich nicht nur damals recht hatte, sondern auch jetzt. Vergnügen hab' ich die

Erfahrung gemacht, daß, so sehr auch einige Poetiker Wahrheit der Schönen und Schönheiten sonst suchen und achten, doch alle, in sofern es poetische anbelangt, gleichsam nur Eine heirathen und ehelich treu eine andere gar nicht ansehen. So erkannt' ich an dem Letzten Adam Müller doch als einen Poetiker, ob er gleich eine Vermittlung aller ästhetischen Schönheiten versprochen, und klebte ihn in mein Poetiker herbarium vivum ein, blos weil er glücklicherweise erklärte, Novalis sei einer der größten Menschen des vorigen Jahrhunderts und Fichtens tonfalsche, von Witz, Ironie und Laune als den Hülstruppen verlassene Streits und Stachelschrift gegen Nikolai sei ein polemisches Meisterstück, und die humoristischen Romane der Engländer seien ihm unpoetische Schülerstücke — Einem andern Poetiker ist Maler Müller im „ersten Erwachen Adams“ bei seiner Sprach-frische und sein Bilder-Mozenthau und seinem orientalischen

Feuerpinsel kein Dichter. Einem halben Du-
zend ist Fr. Jakobi so wenig ein Philosoph
als einem Paar Dutzenden ein Dichter — Ei-
nem andern und letzten ist der Philologe Wolf
ein Mann von zu schwachen Kenntnissen und
Kraftlosen Kräften, auch Homer ist ihm kein
sonderlicher Mann, sondern nur Shakespeare,
da es zufolge dieses Poetikers überhaupt nur
Einen Dichter geben könne — Dieser letzte
Poetiker spricht am schönsten fast alle aus.
Denn der vollendete Poetiker erkennt eigent-
lich nur Einen Dichter an, welches genau
genommen er selber ist; denn vor einem an-
dern Dichter, dem er gern das Lob des größ-
ten lässt, hat er den Vorsprung des Nach-
sprunges voraus, und kann als der spätere
sich auf jenes Schultern desto höher stellen,
je riesenhafter diese waren; und das Verschwei-
gen einer so klaren Einsicht ist wol der größ-
te Beweis ihrer (wenn nicht vielleicht zu weit
getriebenen) Bescheidenheit. — Über einem

stolzen Poetiker wird auch, (muß man zufügen, damit man sich nicht selber für zu wenig bescheiden halte gegen ihn) dadurch Bescheidenseyn erleichtert, daß er immer an eine geschloßene Gesellschaft denkt, die er allein vorstellt und durch deren Beifall er freilich leicht den Beifall jeder andern größern entbehrt. Wodurch, durch welches Anschauen, ist denn überhaupt eine Gottheit seelig als durch das ihrer selber? Wer freilich keine ist, muß nicht in = sondern aus = wärts schauen.

Die bekannte Redefigur pars pro toto (den Theil statt des Ganzen) zu sehen, hilft Poetikern viel zu einer Thatfigur; sie haben ein, oder ein Paar Mängel festgesetzt, aus welchen sie den ganzen Autor ohne Weiteres als den Schuldigen erschließen, da ihnen auch im Aesthetischen wie den Stoikern im Sittlichen, Eine Sünde alle Sünden einbegreift. — Nicht nachtheilig, sondern sogar vortheilhaft dabei ist es, wenn sie einen Verurtheilten gar nie

gelesen, so könnten sie z. B. den guten armen Sünder Batteux ganz verdammen; sobald sie nur nicht, wie ich ihn gelesen und an ihm den bessern kritischen Geist erkannt, womit er Virgil gegen Homer, Seneka gegen Sophokles, Terenz gegen Plautus, Racine gegen Corneille, und so die Sentenzen-Dichtkunst herabsetzt *). Sind sie fähig, in Ramler zuweilen den Dichter zu finden, und in Klopstock ihn zuweilen (freilich seltner) zu vermissen? z. B. in Ramlers Mailied die dritte und vierte Strophe

Daphnis. Ich sah den jungen Mai,

Seiner Blumen Silberglocken

Hingen um den Schlaf.

Als er vom Himmel fuhr

Blüh'ten alle Wipfel;

Als er den Boden trat

Ließ er Violen und Hyazinthen im Fuxtritt
zurück.

* Man hat die Unparteilichkeit des Vorschulmeisters, mit welcher er aus vergänglichen Werken

Mosalinde. Ich sah den jungen Mai;
 Blüte trug der Myrtenzweig
 In des Gottes Hand.

Als er vom Himmel fuhr
 Sangen ihm die Lerchen;
 Als er zur Erde sank
 Seufzten vor Liebe die Nachtigallen aus
 allen Gebüschen.

Und so durch das Ganze hindurch. Gegen
 dieses aus allen Zweigen blühende Lustleben hal-
 te man nun die abstrakten durchsichtigen Wogen
 in Klopstock's unnütz berühmten Zürcher See.
 Komm und lehre mein Lied jugendlich heiter
 seyn,

Süße Freude, wie Du! gleich dem beseelteren
 Schnellen Tauchzen des Jünglings
 Sanft, der fühlenden Fanny gleich.

Ferner: Und des Jünglings Herz schlug schon em-
 pfindender
 eben sowol Beispiele des Schönen, als aus un-
 vergänglichen holte, gerade für Parteilichkeit
 genommen, als hab, er bei jenen mehr gesucht
 als ein Beispiel in der Nähe.

Ferner: Da, da kamest du Freude!
 Vollen Maases auf uns herab!
 Göttin Freude, du selbst! Dich, wir
 empfanden dich
 Ja du warest es selbst, Schwester der
 Menschlichkeit,
 Deiner Unschuld Gespielin,
 Die sich über uns ganz ergoss.
 Süß ist fröhlicher Lenz, deiner Begeiste-
 rung Hauch
 Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein
 Odem
 In der Jünglinge Herzen
 Und die Herzen der Mädchen gießt
 Du machst das Gefühl siegend.
 Die letzte oder alte Kautel der
 Köpfe,
 Das Indifferenzieren von deren
 Gehirnen
 betreffend, frag' ich blos: haben viele unter
 Ihnen es schon untersucht, warum die meisten
 Poetiker einander so ähnlich sehen als sich (nach

Archenholz) die Gesichter der Kalmücken? Ich habe halb im Scherz die Züge gezählt: ungewöhnliches Lob der sinnlichen Liebe — der frischen Kraft — der Poesie — Goethens — Shakespeare's — Calderons — der Griechen im Allgemeinen — der Weiber — und entweder Fichtens oder Schellings (denn es kommt auf das Alter des Schreibers an) — dann ungemeiner Tadel der Menschenliebe — der Empfindsamkeit — des Geschäftlebens — Hebeuens — des von Sokrates und Longin gelobten Euripides — Bouterweck's — selber der Moral. Dieß ist ein schwacher gedrängter Auszug aus ein Paar Tausend theils gedruckten theils zu hoffenden Werken. So daß man jetzt fast in vielen Büchern die süß-seltsame Empfindung hat, immer Gegenden zu begegnen, die man schon einmal gesehen zu haben schwören wollte, was Psychologen aus Vorträumen herleiten, ich hier aber mehr aus Nachträumen. Der alte wahre Grundsatz,

den Sulzer von Künstlern anführt, daß man erst nach dem siebenten Kopieren ein Kunstwerk mit allen Schönheiten innen habe, wurde auf die schönste Weise auf Dichter angewandt, besonders auf Goethe; da die Schönheiten dieses Ur-Dichters so wie Raphaels seine, so schwer das rechte gelehrte Auge finden: so ist es ein Glück für die Literatur, daß man sie unaufhörlich kopiert, um sie einigermaßen zu entschleiern. Ist dies geschehen, dann braucht man ein oder ein Paar hundert Nachahmer weniger; daher auch die Zeit ein wahrer Pombal ist, welcher die 22,000 Kopisten im Finanzdepartement auf 32 herabsetzte.

Was die Philosophie anlangt: so wird aus Selbstständigkeit keinen Philosophen nachgesprochen als solchen, die eben nicht nachsprechen, woraus wieder Indifferenzieren der Köpfe entsteht; so wie auf hohen Bergen selber der Schall dünn und kurz ausfällt, indem eben die niedern Berge umher das stärkste Echo ge-

ben. Wenn Platon in seiner Republik ein gutes Gedächtniß unter die Erfordernisse eines Weltweisen zählt: so hat, dünkt mich, unsere Zeit mehr Philosophen als eine gegeben, da wol die meisten, die schreiben, durch die treueste Wiederholung dessen, was sie von einem einzigen theils gelesen, theils gehört, am besten zeigen, wie viel sie zu behalten vermögen.

Eine eben so erlaubte als nützliche Weise, einen fremden Gedanken vom Lehrstuhle oder auch vom Musenberg zu holen, um ihn zu einem eignen aufzufüttern, ist schon vorbildlich in der Schweiz bei den Wildsennern gewöhnlich, welche das Weide-Bieh jung wegstehlen und erst groß gewachsen, bis zur Unkenntlichkeit, zu Märkte treiben *).

Aber eben durch dieses Nachahmen, Abschehen und Abstehlen wurde dem gelehrtten Ge meinwesen jene unheilbare Einheit, Festig-

*) Bronners Leben §. V.

keit und Unveränderlichkeit verschafft, welche sonst nur ein Vorzug der Ewigkeit schien; denn immerhin succeditre Messe der Messe; die Werke, die darin erscheinen, bleiben sich gleich und behaupten und malen sämmtlich dasselbe, so daß nur Verleger und Jahrzahl einen unwe sentlichen Unterschied machen. Jede Messe ist eine neue, aber verbesserte Auflage der vorigen, desgleichen ein solcher Nachdruck.

Wenn nach 4 Rautelen des Kopfes 4 Rau telen des Herzens kommen: so mach' ich am liebsten mit der kürzesten, d. h. mit
der ersten (oder 5ten),

Grobianismen

betreffend, den Anfang. In einer Note zu Götzens von Berlichingen Leben von ihm selber fand ich die Notiz, daß es 1391 in Hessen eine adelige Gesellschaft gegeben, welche sich die von dem Pengel hießen, auch Pengler oder Fustiarii. Pengel oder Bengel hieß nämlich damals eine eiserne Streitkolbe, wovon uns

aber blos die Metapher geblieben. Nicht unschicklich können wir uns die von dem Pengel nennen, wenn wir an dem von uns herbeigeführten W o l f s m o n a t e der Literatur weniger die Kälte als die heulenden Angriffe erwägen. Kraft will man haben — nämlich herkulische; — aber Herkules Fest *) wurde durch lauter Verwünschungen gefeiert. Begeistert und dithyramisch will man seyn; aber eben in der berauschenden Weinlese ist in Italien und mehreren Ländern, Schimpfen auf jeden verstatte Lustsitzte. An sich übrigens verachten die von dem Pengel gar nicht die Höflichkeit, sondern sie wollen sie vielmehr von ihren Gegnern ausdrücklich haben, und beklagen sich bitter und grob genug über den Mangel an gegnerischer Artigkeit; so wie es auch kein Quäker an einem Un-Quäker duldet, daß er ihn mit Du oder mit dem Hut auf dem Kopf anredet. Bei einer solchen

*) Lact. inst. de falsa relig. I. 21.

Vorliebe für fremde Höflichkeit kann vielleicht keinem Pengler der Vorschlag eigner schwer eingehen, sobald er nur bedenken will, daß er sich unnütz die Leidenschaften seines Feindes anstatt für sich, gerade wider sich bewaffne durch Grobianismen, daß ein Gegner verächtlich wäre, der dem Troß wiche anstatt der freien Milde, und daß durch ein Matrosen-Stilistikum bei zwei Parteien nichts gewonnen werde als Nächten, eignes und fremdes, und daß die dritte, das Publikum, der Mensch, wie jeder selber empfindet, der aus dem Fenster auf den zankenden Markt herabsieht, gerade unter allen Empfindungen die zankende so wenig sympathisch theilt, obwohl so leicht eine liebende, frohe, bewundernde. Wozu spielt Ihr denn überhaupt die heilige Sache der philosophischen oder poetischen Geisterwelt ins gemeine schmutzige Privatgebiet? — Wenn ihr den individuellen Verfasser, sogar den unverdorbnen, so ungern im Gedicht antreffe,

als eine todte Biene in ihrem Honigladen,
 warum wollt Ihr gar eine fremde Individua-
 lität und vollends eine angeschwärzte in die
 reine Untersuchung zwingen und schieben? —
 Und wen kann dergleichen erfreuen und bere-
 den als den von der Pengler Partei selber?
 Ruhe ist die höchste philosophische Veredsam-
 keit. Wie frei, weit, den dicken Wolken der
 Grobianismen enthoben schauet man in Schel-
 lings Bruno wie auf einem ätherreinen Aet-
 nagipfel in die blauen Räume hinaus, und
 wie schwül, dick, drückend, finster und über-
 polternd ist unten der Aetna Kessel des An-
 ti-Jakobis! Mit welchem schönen Muster
 geht in den Propyläen und im Meister Goes-
 the vor und gibt das sanfste Beispiel von un-
 parteiischer Schätzung jeder Kraft, jedes Stre-
 bens, jeder Glanz-Facette der Welt, ohne
 darum den Blick aufs Höchste Preis zu geben!
 — Dasselbige gilt von den wenigen Werken
 des scharfen, ironischen, grossmündigen Ururz.

Enkels Platon, nämlich von Schleiermacher*). Aber stets poltert der Schüler und Flügelmann lauter als der Lehrer und Feldherr, so wie im Winde vor uns sich der Zweig nur auf und nieder wiegt, seine Blätter aber schnell und unaufhörlich flattern.

Nichts wohl ist verwandter — in aufsteigender Linie — mit der 1. groben Kautel als die

zweite Kautel,

den Stolz

betreffend. Keiner vom Pengel kann sich densken, wie gut irgend einer vom Pengel denke

*) Seine Kritik der Moralsysteme wird eine neue Epoche der Ethik begründen; ein Werk voll lichter und heißer Brennpunkte, voll antiken Geistes, Gelehrsamkeit und großer Ansicht. Kein Glückrad zufälliger Kenntnisse wird da von einem Blinden gedreht, sondern ein Schwung- und Feuerrad eines Systems bewegt sich darin, sogar in einem Stile dieses Geistes würdig.

von sich; denn jeder achtet sich unendlich, folglich den andern nur endlich, höchstens außerordentlich. Ist wirklich — wenn ich und Sie nicht gänzlich irren — der poetische Zeits-Morgen angebrochen: so kann ja jeder, wie an jedem Frühlings-Morgen, im Glanz der Wiesen keinen andern vorübergehenden Schattenkopf im Heiligen Schein des Thaues umfaßt erblicken (nach der Optik) als seinen eignen, aber keiner den fremden. Allein was entsteht daraus, ich meine aus unendlicher Selbstachtung? — Unendliche Höllenstrafe für den ersten besten Spitzbuben, der an ihr sündigt, weil der Beleidigte, wie nach den Theologen Gott, die Größe der Schuld nach der eignen Größe mißt. Doch hier sieht man zuweilen, was Philosophie vermag, wenn sie den Erzürnten mildernd nur auf Schmähwörter einschränkt, welche bloße Stoßseufzer und Stoßgebete sind, gegen rechte Bosseaswinde des Zorns,

Sollten wir aber wirklich so gut von uns denken, ich meine jeder von sich? — Ich sollt' es denken. Wir können nichts seyn als ersta-lich entweder Philosophen oder Dichter, ins-sofern wir schaffen, zweitens beides zusammen. Wer von uns allen hier hat nicht schon zugleich geschlossen und gedichtet, auf dem Musenberg geschlafen und eingefahren. Ist einer ein Poet: so wird er natürlicher Weise auch ein Philo-soph; ist einer dieser: so ist er jener, desglei-chen der Rest; — wie ein Seiltänzer spannt man jezo stets das poetische Schlappseil und das philosophische Straßseil zusammen auf. Ich glaube, eben dieses Glück, so leicht den Dop-pel-Adler der Menschheit (zugleich den poe-tischen im Fluge, den philosophischen im Auge) in sich zu verbinden, ist es, was manche an sich schwache Köpfe, die sich vor dem Ue-bertritt zur neuen Schule nichts zutrauen durf-ten, nicht ohne Grund so stolz mocht. Warum wir aber als Philosophen allein stolz sind,

ist darum: jeder oberste Grundsatz gibt herabsehen auf die Menschen, die er mehr in sich begreift als sie ihn. Der absolute Philosoph eignet sich das Karthago, das er mit seiner unendlich dünn = geschnittenen Haut umschürt, so zu, als bedeck' ers damit. Da im Brennpunkte der Philosophie alle Stralen des großen Hohlspiegels aller Wissenschaften sich durchschneiden: so hält er den Punkt für den Spiegel und für den Gegenstand, und so den Besitzer aller wissenschaftlichen Form für den Besitzer aller wissenschaftlichen Materie*).

*) Denn was ist das vorgebliche Konstruiren in der Physik und Philosophie anders als eine häßliche Verwechslung der Form mit der Materie, des Denkens mit dem Sein, welche sich nie in der Wirklichkeit zu jener Identität umgestaltet, die im schwarzen Abgrunde des Absoluten so leicht zu gewinnen ist; denn in der Nacht sind alle Differenzen — schwarz: aber in der rechten, nicht in der der Sehenden, sondern in der Nacht

Eine einzige lebenumfassende Idee machte schon in andern Zeiten und Sachen bis zum Wahnsinn stolz — z. B. die Wiedertäufer, Alchimisten, Revolutionisten und alle Sekten! — Noch mehr stolz macht, was unterscheidet, so wie bescheiden, was vereinigt; Sprache aber unterscheidet uns Fichtisten und Schellinger zu stark für unsere ohnehin nicht riesenhafte Bescheidenheit. Wird die Zahl der Unterschiedenen gar zu groß: so kommts zu einer verdrüßlichen Vernichtung, worin jetzt die armen Kantianer leben. Man denke sich z. B., Napoleon adelte plötzlich die ganze Erde: welche Ehre genüsse man noch hienieden? Ich hätte mir aus, der einzige Bürgerliche zu bleiben, falls er nicht selber sich diesen Vorzug vorbehielte.

der Blindgeborenen, welche den Gegensatz zwischen Finsternis und Licht in der höhern Gleichung des Nicht-Sehens tilgt.

Noch mehr: wie Luftspringer steht jetzt einer auf dem andern und wir bauen den babylonischen Thurm aus Bau-Meistern mehr denn aus Bau-Steinen. Himmel! wie wird jetzt allgemein und überall besiegt, jeder Sieger, er sei wer er will! Die Hauptache ist aber, daß man um eine Buchhändler-Messe oder auch akademisches Halbjahr später an lange; gleichsam als sei es wirklich ein heiteres Nachspiel des so lustigen Eselrennen in Devonshire, wo blos der Esel gewinnt, der zuletzt ankommt. Dabei nimmt alles zu, nur nicht die Demuth und jeder füllt sich mit dem Winde, wovon er den andern heilt durch den Trokarstich; so daß nur die Aufgeblasenen wechseln, nicht die Aufblasung.

Sollten wir uns in der Poesie weniger dünken? Mich dünkt, eher mehr. Wer verachtet jezo nicht alle Welt? — Ich wüßte niemand. — Der Grund davon ist, daß ein jetziger Poet — der nämlich zugleich ein Poes

tiker ist — durchaus einen Gegenstand hat, den er unbeschreiblich bewundert. Z. B. Shakespeare. Bewunderung aber macht nach Home und Platner dem bewunderten Gegenstände ähnlich; das merkt nun jeder junge Mensch und findet sich daher auf die angenehmste und zufälligste Weise von der Welt in den Stand gesetzt, herabzusehen auf jeden, der zu Shakespeare hinaufsieht. Daher wird ein Mensch über das allerhöchste Lob nicht neidisch oder aufgebracht, das seinem Schöß-Dichter zufällt, sondern es lebt ihn leise; der Grund ist, er merkt nur gar zu gut, daß er Voltairen gleiche, welcher in Paris (wo er an Lorbeerblättern im Magen verschied), aus seiner Loge ohne allen Neid dem Aufsetzen des Lorbeerfranzes zusah, welches auf der Bühne seiner — Büste wiederfuhr, so wie aus demselben Grunde kein einziges Mädchen, sei es die Schönheit und der Neid in Person, einer gedruckten Romanheldin die größten Lobsprüche

mißgönnt; denn der hübschen Narrin entgeht es gar nicht, auf welche Person sie alles zu beziehen habe; sondern sie bezieht.

Mehr Scherz als Ernst ist es, wenn ich sage, daß den Dichter sogar der Romanenheld den er gebiert, aufblähe, weil er den Lessingschen Schluß, daß Gott den Sohn schafft, indem er sich selber denkt, an sich wiederhole.

Der Gegenstand der zweiten Kautel, der Stolz, gebieret so leicht den der

Dritten (oder 7.)

den Menschen-Haß.

Dem Hass wird jetzt alles verziehen, der Liebe nichts, da doch jener selber kaum zu verzeihen ist. Aber wie es jetzt überall mehr Polemik als Thetik gibt — mehr kämpfende Köpfe als krönende und gekrönte — so ist auch die negative Seite des Herzens, das Abstoßen des Schlechten, leichter zu laden als die positive, das Anziehen des Guten oder die Liebe. Das auf einer Seite, auf der linken vom

Schläge gelähmte Jahrhundert will sich auf der rechten oder herzlosen desto mehr zeigen. Ich möchte sagen, die Liebe ist das Sehen und der Haß das (immer schmerzliche) Fühlen des inneren Auges, womit sich auch Blindheit verträgt, ob wol nicht umgekehrt. Das Edlere ist überall so leicht zu tödten, indeß das Gemeinere fast wider Willen aufsteht; und ach wie leicht wird Liebe getötet! Unser Jahrhundert hat die Tugend des Teufels, welcher diejenigen peinigt, die so wenige haben als er selber. So erkältet die französische Philosophie, wenn verdoppelte es hindert, wie nur einfache, aber nicht doppelte Fenster gefrieren. Das schlimmste ist, daß aus der Einbildung zu hassen viel leichter Wahrheit wird als aus der zu lieben, so wie leichter ein Mensch schlecht wird, der sich für schlecht, als einer gut, der sich für gut hält. Unsere jetzigen Kriegsjünglinge gleichen den Lykanthropen der alten Zeit; sie glauben sich aus

Menschen in Wölfe verkehrt und rauben und
heissen dann wirklich als Wölfe.

Ist es nicht eine zweite Verderbniß, daß
man von der Zeit, welche den von den fran-
zösischen Enzyklopädisten gewählten unheiligen
Vater aller Tugenden, den Egoismus gefrönt
und mehrere Kardinal-Laster zu dessen Bedie-
nung geadelt hat, das beste Mittel, das sie
gegen diese erste anbeut, wie das heiße Wet-
ter gegen Raupen die Nässe, nicht annehmen
will, nämlich die Empfindsamkeit?

Arme, aber heilige Empfindsamkeit! *)
Womit wird nicht dein Name verwechselt, in-
des du allein, wenn nach Schiller die Dicht-
kunst die schöne Mittlerin zwischen Form und
Stoff, noch gewisser die schönere Mittlerin
zwischen Menschenliebe und Eigenliebe bist!
Freilich darf dich jeder tadeln, der dich mit

*) Hier ließen die letzten Poetiker davon und nur
drei verblichen, worunter der schöne Jüngling
war, obwohl versimmt,

dem heuchlerischen künstlerischen Nachsprechen jener Leute vermengt, die dich einmal hatten, dann auf immer verloren und die nun als geistige Weichlinge dich gebrauchen, weil sie den ganzen innern Menschen nur zu einem größern Gaumen machen. Jeder verfolge die nachgebetete Empfindsamkeit, die des Gedächtnisses, die von andern oder von sich geborgte; — aber die rein und leise wie eine Quelle auftretende, unaufhaltbare, ist diese durch Schwäche verächtlich? —

Dann ist's befremdend, daß sie — nämlich die ursprüngliche, nicht die abgeleitete — nur bei Kraftmenschen ist und war. Denn erstlich gerade das elastische Herz der unschuldigen Fünglinge zerspringt wie Staubfäden vor der kleinsten Verührung der Welt. Zweitens die sogenannte Empfindsamkeit entwickelte sich gerade an drei Dichtern von rechter Kraft in jeder Beziehung. Petrarka, zart an Sinn, stark und heilig im Leben ist der

erste, wenn man den alten Krieger Ossian ausläßet. Der dritte ist Goethe im Werther nach seinem Götz v. B. Der zweite ist der feste stolze Klopstock in seinen früheren Liebe- und Freundschaft-Oden, welche wahrscheinlich in keinem Herzen sterben als im letzten der Erde. Kurz, auf einem Berge kann sehr wohl ein See seyn, z. B. auf dem Pislatusberg ist einer.

Allerdings wendet man gegen neuere Empfindungen ein, daß die alten Griechen solche gar nicht empfunden hätten, ja uns ganz hierin (in diesem Empfinden) ohne Muster gelassen. Der Einwand wird durch das stärker, was er noch in sich schließt, daß nämlich die Griechen (was eben alles zur Empfindsamkeit gehört) auch eine ganz andere, kürzere Liebe gegen die Weiber besessen, desgleichen gegen die Menschen überhaupt, die sie blos in Griechen und Barbaren eintheilten; — daß sie (bevor das neue Testament und die Kir-

chengeschichte sie umgoß) von Christenthum, Gottheit, zweiter Welt und Romantik (dieser sentimentalalen Mutter) so wenig gewußt und geahnet — und daß sie überhaupt Kindern und Wilden schön geglichen, welche beide wenig mit Sentimentalität verkehren. . .

Ich lasse dabei noch wichtige Einwandspunkte aus, z. B. daß sie Kants Kritik und Spinoza's Ethik nicht erfunden, desgleichen nicht die Druckerei und Setzerei und den Reim und — — das 18te Jahrhundert. . . . Freilich da liegt viel; denn jedes Jahrhundert erfindet sich selber allmählig, wie wir schon am 19ten ersehen. Folglich kann es an und für sich uns gar nicht schaden, daß wir im Punkte des Herzens um fast 2000 Jahre älter und reicher sind als die damaligen Griechen. Ist die Menschheit nicht ein Baum, an welchem das dünne weiche poetische Blütenblatt zuerst aus schwarzen Nesten bricht, dann das einfarbige dicke feste Laubwerk und doch dann

die vielfarbige, weiche, zarte Liebesfrucht der Blüte? — Oder soll die Dichtkunst sich mehr als die Philosophie an die Vorzeit kehren? Warum soll, wenn letztere jetzt gerade alle früheren Geister der Philosophie als Lebens-Geister in Einen lebendigen Leib sammelt, die Poesie nicht eben so gut mit früheren poetischen Geistern ihren eignen organischen beseelen dürfen, ohne daß sie sich das zu ein Brustgerippe in Athen ausgrabe oder eine Bildsäule in Rom? Darum weil der Mensch lieber der Vor- und Nach-Zeit angehören will als der Zeit.

Denen fortgegangenen Herren, welche — wenn die Japaner große Augen, als Schimpfwort gebrauchen — es eben so mit nassen machen, hätt' es nicht geschadet, wenn ich ihnen folgendes hätte vorhalten können: daß nämlich Liebe-Mangel nicht etwa blos dem Herzen schade, sondern — was man so wenig bedenkt — sogar der Poesie. Unbeschreib-

lich ist der Abbruch, den jeder Dichter seinen Geisteswerken thut, wenn er nicht stark empfindet. Er sei zum Beispiel gefühlloser Vater eines wirklichen Kindes: wie will er im Poetischen wahre Vaterliebe malen, wenn er sie vorher nicht gehetzt gegen den kleinen Winkel-Wicht? Bedenkt wohl der Autor, der wirkliches Empfinden hintansetzt und versäumt, genugsam, daß ers dann desto schlechter schildern werde? — Denn bloße poetische Richtung und Form ohne Herzensstoff ist Anzünden einer Fackel ohne Docht. Diese Armut an Liebe zeigt und hilft sich daher bei vielen dadurch, daß sie Gedichte und Kunstwerke nur auf Menschen machen, die selber schon wieder in einem Kunstwerk stehen, z. B. auf eine Mutter, aber auf eine gemalte von Raphael; auf eine Schauspielerin, aber in ihrer Rolle.

Dieses Entbehren und Verachten des Stoffs macht die jetzige Dichtkunst immer mehr der Musik ähnlich, ohne Sinn umherrinnend; der

poetische Flügel macht blos Wind, anstatt auf diesem zu steigen; so daß sie aus den Bildern, ja aus der Sprache endlich in den Klang zieht, und zwar als Ußsonanz und Reim nur hinten und vorne, wie Musikstücke nur mit dem Dreiklang beginnen und schließen. Wer jetzt gar nichts zu sagen hat, läßt in einem Sonnet tanzen und klingen, so wie kluge Wirths, die saueres Bier zu verzapfen haben, tanzen und spielen lassen. Der Name Stanze passt dann trefflich; denn so heißtet das eiserne Instrument, womit man italienische Blumen macht und zuschneidet. Ich will das Jahr als mein frohestes preisen, das 12 Monate hat, wo ich kein Sonnet höre und sehe; so erbärmlich jagen uns auf allen Gassen Musenpferde mit diesem Schellengeläute nach, von Reitern besetzt, deren Mantelsäume und Kappen gleichfalls läuten. Die Reim-Quellen, welche Klopstock auf einige Jahre zutrat, springen um desto gewaltsamer

und lustiger an allen Enden in die Höhe. Ich bin keine Minute auf diesem Eilande sicher, daß, — so wie es in Italien polyphemische oder liebklagende Sonnette (sonetti polifemici), burleske, Schiffer-, Schäfer-, geistliche (s. spirituali) gab, nicht während der Vorlesung zu allen diesen noch Helden- und Lehrgedichte und Trauerspiele aus lauter Sonnetten erfunden werden. Wäre Bouterweks angenehme Vermuthung richtig, daß der Reim, durch den Wiederklang aus den deutschen Wältern entstanden: so ließe der jetzige Holzman gel manches hoffen; aber ich glaube, gerade jede Leerheit kommt den Echo's zu Passe. Leute, welche weder Begeisterung noch Kräfte, nicht einmal Sprache besitzen, ringen der letztern ein ausländisches Qualgedicht ab und legen uns diese Form, als sei sie poetisch gefüllt, auf den Tisch; so suchen die armen Karthäuser, denen Fleisch verboten ist, folglich auch Würste, sich damit etwas weiß zu

machen, daß sie Fische in Schweindärme füßen und dann laut von Würsten reden und speisen. Wunderlich stechen gegen die älteren Sonnetten, z. B. eines Gryphius, welche obwol in der Stammelzeit der deutschen Sprache mit Leichtigkeit und Reinheit und Bildung fließen, unsere Neuern ab, die mit der mehr geübten Zunge nur stottern, plärren und poltern und die als Antitrinitarier der drei Grasien sich alle möglichen Sprech- und Denkfreiheiten nehmen müssen, um nur zu sagen: ich singe. — Freilich in bessern ruhigern Stunden will es mir sogar vorkommen, als sei eben für eine besondere Unbeholfenheit in Sprach- und Versbau, und für eine gewisse Armut an Feuer und Farbe gerade das Sonnet als das einzige Behikel und Darstellmittel brauchbar, und für diese Dichtart unentbehrlich, und zu meiner Freude wurd' ich obwol figürlich darin bestätigt, als ich im

Mabelais *) las, daß gewisse Nonnenklöster schamhaft ein pet nicht anders nannten als ein sonnet; daher können wir immerhin für gedachte Gedichte den Namen sonnet aus griechischer Neunmilde (Euphemismus) fortgebringen, sobald wir nur immer den Reim darauf (im Sinn) behalten.

Seit Vorleser seine Vorlesungen zum erstenmale gehalten, hat der Stoffmangel die Poetiker durch so viele Dicht- und Lieb-Surrogate durchgeheizt, daß sie endlich das beste fanden, den Mystizismus, und dieser selber, ein Wunder, wirkt wirklich Wunder und thut viel. Man muß nur den neuen dichten den

*) Pantagr. L. 4. ch. 43. un pet virginal c'est ce que les saintimoniales appellent sonnet. Das zu gehört die Note in der von mir angeführten Ausgabe des Mabelais. Wahrscheinlich sollte bei den Nonnen sonnet nach der Ableitung von son oder sonner nichts bedeuten als das deutsche „Klängchen.“

Mystizismus scharf von dem alten handelnden eines Spener, Fenelon, Tauler, Lopes, Marggrafen Nenti, einer Guyon u. a. absondern, um jenen nicht zu wenig zu schäzen. Denn das mystische Schreiben hat mit dem mystischen Leben und Denken so wenig Verwandtschaft, daß im Poeten = Mystizismus eben, anstatt daß sonst Dichtkunst in Prose und Geschichte über- und niedergieng, umgekehrt die bloße vergangne Geschichte und Prose des handelnden sich zum dichtenden erhebt. Die alten religiösen Mystiker waren heilige brennende Seelen und löseten sich im Sterben *) fliegend wie Flammen von der schwes-

*) Vor der Kraft und Weltüberwindung der achten
Mystiker schwinden selber die Stoiker in Zweier-
ge ein; denn diese verpanzerten sich blos in
das Eis der Vernunft, und genossen blos das
Glück, niemals unglücklich zu werden; jene
aber, gleichsam wie vierte Personen in der
Fülle der Gottheit wohnend, empfangen so

ren irdischen Unterlage ab, aber sie waren nur einfache halbstumme Dichter; denn auf der Dichtkunst oder dem Musengipfel ruhten sie eben nur aus vom höheren Himmelstuge, und ihr demuthiges Herz hatte außen keinen Heiligschein, nur innen Heiligengluth.

Aber wozu ist denn eben der neue Kunst-Mystizismus vorhanden und gemacht, als dazu, daß er über die jetzige Unerseßlichkeit des Herz-Mystizismus in der liebenden Brust entzündigt, und beruhigt durch den schönen Schein von Dichten und Erdichten? Um so

wenig als diese von der Welt einen Schmerz, sondern die Liebe wandelt ihnen jeden in Genuß, und jedes Opfern in Bekommen, und ihnen fehlt fast nur die Freude, zu leiden. Wer die Gewalt der Idee und das schönste Streben kennen lernen will, der trete nur an das Sterbebette der Mystiker, und er wird wenigstens wünschen, wenn nicht zu leben, doch zu sterben wie sie.

mehr wär' es Verdrehung des neu erfundenen Mystizismus, wenn man ihm das enge Herz anstatt des weiten Kopfes zur Wohnung geschen wolle; der mystische Poet ist nur im edleren Sinne jener Spatz einer Fayence-Kämerin in Paris, welcher das ganze lateinische Vaterunser abzubeten verstand *), nur daß er zwischen die sieben Bitten zur Unzeit seine Schimpfwörter, und oft vor und nach der vierten Bitte seine Futter-Foderung einschaltete, anderer Punkte nicht zu gedenken, in welchen der Sperling durch sein Paternoster-Beten um nichts christlicher geworden. Ja es läßt sich ohne den geringsten Nachtheil des poetischen Mystizismus gedenken, daß, so wie vormals Teufel in die Gergeneser Schweine gefahren, so auch mystische heilige Geister in diese zu treiben sind; wiewol kein Schwein sich sittlich kompromittirt, es habe nun den Teufel im Leib, oder den H. Geist.

*) Journal London und Paris.

Das Mystische ist das Allerheiligste des Romantischen, der unsichtbare Nadir von dessen sichtbaren Zenith. Ist nun aber die heutige Herz- und Stofflosigkeit da, welche das Romantische nicht schaffen kann, so kommt ihr das Mystische erwünscht und sie läßt statt der romantischen Dämmerungschmetterlinge besser die mystischen Nachtschmetterlinge aussflattern, oder mit andern Worten, sie taucht sich jezo nicht zur romantischen Perlenbank unter, sondern glücklicher in die mystische Nebelbank ein. Noch ein ganz besonderes Glück wollte, daß die Philosophie des Absoluten gerade ihren Urgrund, Ungrund Abgrund aufthat als die mystischen Flügel dergleichen zum Flugraum nöthig hatten. Der Kopf fodert, wenn kein Herz das All oder Sein ausfüllt oder entleibt und beseelt, von diesem All so viel, daß er auch Gott eine Folie unterlegt — Nun aber, durch Absolutismus und Mystizismus haben wir viel und genug, einen

Abgrund nach oben, und einen nach unten, ein umgekehrtes oder unteres Himmelgewölbe zum obern, in welche beide wir hangend schauen — den Erd- und Weltball stießen wir längst mit dem Fußball weit über alle Himmel hinaus — und so möchte anjetzo mystisch zu wirbeln sein und zu gleicher Zeit zu steigen (auf und ab), und zu festschweben und zu fortflattern (weil im ausgeleerten entkörperten Aetherblau kein dicker Erdkörper Regen und Ruhen entscheidet) und kurz alles zu seyn, sogar das Nichts.

Ungezwungener gehen wir jetzo vom Mystizismus auf die letzte oder

vierte (5te) Kautel des Herzengs
die sinnliche Liebe

über als in frühere Vorlesungen, wo wir von der dritten des Hasses zur Liebe übersprangen. Wie kann ein Menschenfeind eine Frau lieben ohne zu erröthen? — Ein Mann, der unmittelbar von Plato und den alten Tragikern

herkommt und den paphischen Hain der neuern Poetiker so ohne Blätter und so nackt und durchsichtig findet, glaubt nicht aus Griechenland nach Griechenland, sondern nach Kamtschatka zu kommen, wo man Amors Pfeile in Roth taucht.

Der stärkste Einwand gegen die Ausmalerei der sinnlichen Liebe ist kein sittlicher, sondern ein poetischer. Es gibt nämlich zwei Empfindungen, welche keinen reinen freien Kunstgenuss zulassen, weil sie aus dem Gemälde in den Zuschauer hinabsteigen und das Anschauen in Leiden verkehren, nämlich die des Ekel's und die der sinnlichen Liebe. Freilich postuliert man für letztere das Gentheil vom Zuschauer — man geb' ihm aber auch vorher eine Hand voll dünnes Silberhaar dazu und ein sedates Alter von 80 Jahren. Wenn schon Scioppius (nach Bayle), ob er gleich aus den Klassikern weniger Vergnügen als Phrasen schöpfen wollte, sich ge-

ndthigt sah, Tisch und Fleisch zu fliehen, schlecht zu essen (z. B. Käse) und hart zu schlafen, um nur zu bleiben, wie er war: so steht ja das allerschlimmste von Kunstliebhabern zu erwarten, welche zugleich lesen und essen; wiewol sogar in La Trappe, wo nicht der beste Tisch ist, hatte ein De Rauce *) nöthig, ein Bibelbuch zu verbieten, die Geschichte der Susanna, so wie die alten Rabbinen die Lesung des hohen Liedes vor dem 30. Jahre. Wozu eine Malerei, welche poetische Seelen unterbricht, zarte verletzt und blos schlechte erquickt? Welcher Künstler möchte sich zum gemeinen Kuppler der letztern erniedrigen und Augenzeuge ihres beschimpfenden Antheils werden? — Ich fürchte aber, es hat mehr die eine Leichtigkeit, manche immer hinter Schleiern gezeichnete und eben darum seltene Verhältnisse zu geben, und die andere, damit auf Kosten der Kunst zu bestechen, also nicht die Rücksicht der Kunst, sons-

*) Schlichtegrolls Necrolog.

dern der Mangel daran, uns bisher so viele freche Ausstellungen gegeben, so wie freche Gönner derselben dazu, welche lieber der Kunst durch sittlichen Stoff zu bestechen versahen als durch unsittlichen. Die größten Dichter waren die leushesten, unter unsren nenn' ich nur Klopstock und Herder, Schiller und Goethe; des letzten drei sittliche Grazien in Tasso, Iphigenie, Eugenie, können sogar ihre wie von einem Sokrates angelegte Kleider unbeschämt entbehren, und diese dem nicht lusternen, nur poetischen Zynismus einiger seiner männlichen Darstellungen als Drapperie umwerfen. Welches Volk gab denn von jeher die frechsten Gedichte? Gerade das, welchem beinahe gar keine andern glücken, das gallische, so wie sogar Voltaire mehr Dichter in der Pucelle als in der Henriade war; Rom, weniger dichterisch und frecher als Athen, gab das Schlimmste erst unten im finstern Abgrund des eingesunkenen Dichter-, Sitten- und

Nömer, Reichs. Unsittliche Frechheit könnte man mit dem Arseniksublimat vergleichen, das die Farbenstoffe glänzender macht, am Ende aber den Zeug zerstisset und dessen Träger gelinde vergiftet.

Etwas ganz anderes und erlaubteres ist der Zynismus des Witzes und Humors. Denn wenn dort der Zynismus der ernsten Poesie durch die geneigte Ebene einer langen Gestalten-Folge einen Fall des Wassers hervor-bringt, der endlich ein reißender Strom wird — welche üppige Gestalten-Folge aber bei den Griechen nie vorkommt: — so zersetzt der Witz und der Humor eben die Gestalt zum bloßen Mittel und entzieht sie durch die Auflösung in bloße Verhältnisse gerade der Phantasie; daher ist bei den feuschen Alten und Briten der komische Zynismus stärker, aber die üppige Gestalten-Melodie schwächer; bei den verdorbenen Nazionen hingegen beides umgekehrt. Ein Aristophanes, Rabelais, Swift

sind so keusch als ein anatomisches Lehrbuch.
 Etwas anderes, aber schlimmeres ist jenes per-
 sifflierende Gedicht, z. B. der Franzosen, der
 Weltleute und manches von Wieland, das
 zwischen den Gränzen des Ernstes und Lachens
 schwebend, nur Geister vernichtend belacht und
 Körper ernst schaffend malt; denn wenn in
 Homer, selber in Goethe (in der Hyper=dithy=
 rambischen Braut von Korinth) der Ernst ei-
 ner höhern Schönheit und Empfindung die
 üppige Gestalt gleichsam in ihren eignen Glanz
 einschleiert — und die Gewalt der Schönheit
 die Schwere des Stoffs verklärt: so ist in je-
 ner französischen Gattung ein umgekehrter
 Zentaur, der Mensch wird besiegt und das
 Thier befreit; alles Edle wird lachend, d. h.
 vernichtend behandelt, alles Sinnliche ernst
 und warm ins Feld geführt, und der Mensch
 zum Affen des Urangutangs gemacht; so daß
 die ganze Gattung gerade so sittlich als poe-
 tisch zweideutig verbleibt.

Fast schamhaft, nämlich mich schämend des Schämens bring' ich meinen halb sittlichen, halb poetischen Zweifel gegen Bordell-Ausstellungen vor und wage, an den jetzigen poetischen Musen-Tempel — der aus den schönen, Säulen-Sturzen und andern Ruinen des alten Tempels aufgeführt worden, den die Griechen der Unverschämtheit errichtet hatten — mit beiden jüdischen Gesetztafeln auf den Schultern, hinzutreten, weniger um sie aufzustellen, als um sie abzulesen.

Ich dringe gar nicht darauf, daß wir gen Himmel fahren anstatt zum Teufel, der früher in uns gefahren und dem wir also den Gegenbesuch, meines Erachtens, schuldig sind; sondern die Haupt-Frage ist hauptsächlich die: da man behauptet, daß dem Dichter, als Dichter, die ganze Erde und Welt und alles zum Nach- und Vormalen frei vorstehe und vorliege, und ihn keine beschränkende Zeit und Sitte bekümmere, wo ist denn, fragt man,

der glücklich freie Mann zu finden? In der Wirklichkeit schwer; noch ist uns kein griechischer oder sonstiger Poet aufgestossen, der ohne Magen, ohne Vaterland und dessen Sitten und ohne Zeit gewesen wäre, desgleichen seine Verehrer, sondern er hatte seine Verwandten, Gedärme, Wochen und Winkel zu jener Individuazion, welche Philosophen von ihm fordern. Nur Gott allein könnte der Dichter seyn, welcher ohne alle Rücksichten als eigne schaffen könnte; er hat es auch gethan, wie denn jeder Dichter eine kleine Metonymie von ihm ist und andere Leute End- und Leberreime, und ein Jahrhundert ein säkularischer Vers.

Noch hat also kein Dichter Zeit und Raum verschmäht — nämlich Jahrhundert und Vaterland — sondern er war darin. Er that das auch vorzüglich mit, weil er bald merkte, daß seine Zuhörer und Leser eben so gut als er sowol geboren als begraben würden. Daraus erklärt sichs nun sehr, daß die griechischen

Dichter -- ungeachtet aller dichterischen Gottes-
Freiheit -- doch die vaterländischen Sitten
dichtend achteten und schon darum nie gegen
sie arbeiteten, weil sie blos durch sie arbeis-
teten. Himmel, wie barbarisch wär' es ih-
nen vorgekommen, mit barbarischen auslän-
dischen Sitten zu bestechen, statt damit abzu-
stoßen, — über die heilige Schen und Liebe
gegen ein Vaterland roh wie ein Thier weg-
zutreten! Und hätt' es ein Griechen gethan —
und vollen ds auf der Bühne, wie es doch der
jetzige Deutsche versucht, z. B. Schiller und
Schlegel -- das zartfühlende Volk hätte ohne
Kunstrichter gerichtet als Sittenrichter. Denn
jedes Volk ehrte seine Sitte als das Blut des
moralischen Herzens; — und nur wir Deut-
sche wollen unsern Kosmopolitismus des Ge-
schmacks auch zu einem der Sitten ausdehnen,
so sehr sich letzteres selber aufhebt, da Sitte
als solche eben sich beschränkt. Freilich kann
die Dichtung da frei seyn, wo es Sitte vor-

her war und vor nackten Logen mag die tragische Muse unbekleidet tanzen; aber geziemt denn die Entschleierung der Ehefrau einer Jungfrau? Da es eine absolute Schamhaftigkeit oder Schâme gibt, aber doch relativ gegen die Phantasie, nicht gegen die Wirklichkeit; und da die Enthüllung eines Fußes in Spanien oder eines Gesichts im Orient so groß ist als eine gänzliche bei uns: in welchem Lande oder an welchem Feigenblatt könnte denn das Ver- und Entschleiern Gränzen anerkennen? Wer keine absolute Nacktheit annimmt, muß jeden längsten Schleier der Sitte ehren und nicht verkürzen. Ist Schamhaftigkeit einmal etwas Heiliges, was nur den Menschen angehört: so muß sie verehrt und geschont werden, in welche Zeiten-Hülle sie auch sich werfen wolle.

Nirgend aber, in keinem Gedichte, Gemälde, Gebilde kann sie mehr verwundet werden, als auf der Bühne — vor dem lebendis-

gen Volk, wovon ein Fünftel aus Jungfrauen und Knaben besteht — mit lebendigem Wort und Spiel — und endlich durch den lebendigen Menschen, der vor einer Menge erotische Geheimnisse an seiner Person entwickelt. . .

Lasset uns wenigstens die Schauspielerin (wenn auch nicht den Mann oder Vater) schonen. Ist es nicht Grausamkeit eines Dichters, welcher ihr eine Deffentlichkeit aufdringt, deren sich eine Deffentliche schämt? — Auch geht der Dichter mit dem Plagium an den Römern, welche Sklaven auf dem Theater wirklich foltern und ehebrechen ließen, ein Menschen-Plagium; denn er soll die Gränze respektieren, wo der schauspielende Körper aus dem Scheinen heraustritt ins Sein; und wie er dem männlichen kein zerstörendes oder berauschendes wahres Trinken, so darf er dem weiblichen kein Opfer befehlen, das nicht der reinsten Jungfrau in der Loge anzusinnen wäre. Begehrt er mehr, so ist er ein Tyrann, kein

Künstler, den ich hasse, weil er Menschen-Hass
in Kunst-Liebe versteckt.

Die Dichter lassen gern ihre dichtende Nacktheit — um sie zu retten — mit der griechischen, mit der steinernen, ja auch mit der malerischen vermengen. Aber welcher Unterschied zwischen allen dreien! Denn erstlich die steinerne ist keine; eine Statue muß nackt seyn; ein Stein-Mantel würde eben nur einen Mantel zeigen, keinen Leib darhinter. Die plastische Bestimmtheit der Wirklichkeit ist das eiserne Kerker-Gitter, ja Mauerwerk der Phantasie; diese wird dabei ein Geschöpf, kein Schöpfer; und da alles Wirkliche, als solches, nämlich ohne Phantasie, heilig ist und kein Scham-Noth aufzulegen braucht, wie die unschuldigen Kinder zeigen: so habe die Bildjäule, wie eine spartische Jungfrau, nichts um als den allgemeinen Schleier der Gesinnung. In der That haben daher Wollüstlinge in ihren Kabinetten alle andere nackte Kunstwerke eher als steinerne,

Kurz, in der Bildhauerei schafft die Wirklichkeit die Phantasie — anstatt daß im Gedicht diese jene schafft —; auch kennt sie als vereinzelnde Darstellung (denn wer sah noch ein in Stein gehauenes historisches Stück?) nur die allgemeinsten Verhältnisse der Menschheit, welche jede hinfällige Sitte so gut ausschließen als ein Kind es thut. —

Die Malerei aber, die Mitteltinte und Mittlerin zwischen Poesie und Plastik, hat schon keine Kleidung mehr an, die einen Leib verdrängte oder ersetzte, statt zu verheissen. Sondern sie öffnet der Phantasie die Schranken, unbekleidet eben so gut als angekleidet. — Und jede Pariser Bestie sucht ja eben ein Bildkabinet mit Schürzen und hat eine Handbibliothek ohne diese — —

Mein letzter Grund für einiges Maßhalten in der erotischen Entschleierung ist blos — und man wird mir leicht zutrauen, daß ich ihn nicht für den stärksten geben will — vom Glück

der Menschheit hergenommen, oder doch des Jahrhunderts. Gehörig eingeschränkt ist Rücksicht auf Menschenwohl an keinem Dichter verworlich. Wenn es nun wahr ist, daß die Schmarotzerpflanzen der sechs Sinne ganz Europa aussaugend umschlungen halten, und daß besonders der Geschlecht-Epheu bald an die Stelle des vertrockneten Baumes den Gipfel heben werde: so sollte der knechtischen Zeit durch die freie Poesie eine sinnliche Richtung mehr genommen als gegeben werden. — Sonst, wo es noch Religion und große Zwecke gab und Stärke des Körpers und der Seele, folglich Schwäche der Geschlecht-Phantasie, wo ein Boccacio noch mit Petrarcha Briefe wechselte und über Dante eine Professur hatte, sonst mochte wol eine poetische Flamme von Amor nicht schaden, weil man dem Pulver glich, das sich nicht an der Flamme, sondern an der brennten Kohle entzündet. — Jetzt ist's schlimmer. Nehm' ich Hauptstädte aus, wo die

Bühne den Sitten wenig schaden kann, weil da die Kunst mehre Gebildete als Sittliche findet, und also nur erfreuen, nicht entstellen kann: so könnt ihr eben so gut ein Feuerwerk in einer Pulvermühle abbrennen als eines und das andere schreiben; und die Wuth einiger neuern Poetiker gegen die bisherige Ehrbarkeits-Sprache, als werde sie gerade jetzt über die Gränze getrieben, ist fast sündig = dumm.

Indes eben aus dem Menschenglücke wird ein Grund für erotische Aussstellung hergeholt, von dem angenehmsten Reisenden, der je aus Frankreich wieder kam. Freie Gemälde möchten nämlich — hofft der Verfasser der Reisen im mittäglichen Frankreich, da er mit der fürstlichen Brautkapelle sich rechtsfertigt — der matzen Schattenwelt der großen Welt etwas einigen Geschmack an der Sinnlichkeit beibringen oder auffrischen, woraus denn vieles Gute, hofft er, entsprechen könnte, z. B. Erbprinzen. Sollte der gute eifernde Weltmann wol

gegen die Phantasie der Weltleute gerecht genug seyn? Denn an erotischer Phantasie sind sie, ungleich den alten Kraftvätern und gleich allen Schwächlingen statt arm, gerade frank und reich; gerade weniger davon wäre fast Austernkur. — So aber gibt ihnen der wirkige Reisende die *materia peccans* den Sünden- oder Giftstoff als *materia medica* (als Heilstoff) ein, und martert die arme reiche und große Welt nur noch mehr mit idealen Lavaterischen Aussichten in einen Himmel, zu welchem ihr so oft Ein Flügel gebriicht. Einen mitleidigen Mann bewegt es, — sogar zum Lachen, — wenn er sich den Jammer gerade der Leute von Geburt blos denkt, welchen solche Werke nur bitterer machen. Nur dem alten Kraftdeutschen an Seel und Leib sind das her die freiesten Malereien blos Malereien; und es ist für diese Rücksicht kein böses Zeichen, daß die Zensur in Dresden und Leipzig gerade Ulthings Werke und einige Artikel von

Gräff — welche gleichsam die in beiden Städten verbotnen Dirnenhäuser geistig repräsentieren — mit den Namen der Städte und Verleger zu drucken erlauben konnte. — — Und nun sapienti sat! — Auf diese wenigen 8 Kastelen schränkt sich mein ganzer Tadel der Poetiker ein. Die Stammutter und Eva dieser Sünden-Familie ist blos — Jugend, theils der Individuen, theils der Zeit. Man schaffe die Mutter fort, so bleiben die Geburten aus. Da nun schon so viele wahrgenommen, daß jede Jugend, sei sie noch so groß, täglich abnehme (in unsren Tagen vorzüglich) und endlich ganz eingehet, so schauen wir ja dem herrlichsten Vertrocknen der Ströme entgegen, wenn das Versiegen der Quelle so entschieden ist.

Doch meine Herren, da Sie, wie ich merke, sämmtlich — wahrscheinlich aus Verdrüß nach Hause gegangen sind, so daß keiner von uns mehr da ist als ich allein: so breche ich ohne Weiteres ab und auf und geh' auch fort; denn mich brauch' ich wahrlich nicht zu überreden.

Dießjährige Nachlesung an die
Dichtinnen.

Denn mehrere Zuhörer sah ich gewaltsam von Damen an den Armen gefänglich eingezogen und zurückgebracht, damit sie einer Nachlesung der Vorlesung beiwohnten. Sie sagten sämmtlich — denn jede sprach mit — keine wäre eine Dichterin, insofern nach Wolkens Regel dieß eines Dichters Frau bedeute, sondern jede wäre eine Dichtin oder unverheirathet; denn es lohne die Mühe nicht, einen Mann zu haben. Ich fasste diesen Redefaden auf und zog ihn länger aus: „sehr wohl! denn die Ehe ist „gegen die lyrische Blumenlese der Liebe ja gegen deren bloßes Schlemperlied eine so lange weilige Kanzleiprofse als ich nur kenne; und „ein Paar weibliche Reime wollen im ehelichen Kanzleistil wenig verfangen gegen den „Ehemann, den ewigen Reimer auf sich? — „Aber was beliebt Ihnen?“ —

— Ein Widerruf! sagte eine Berliner Fü-

dinn so keck als hätte sie mich zum Mann und Narren zugleich. Es standen nämlich fünf Jungfrauen oder so etwas dergleichen da, entweder der rechte oder der linke Flügel der bekannten zehn Jungfrauen in der Parabel der Bibel. — Ich versetzte: — „Und warum nicht? Warum soll ich denn wie jeder, das ganze Leben durch mein eigner Jaherr bleib, denn ich sage zu allem Ja, was ich sage) und nicht auch mein Neinherr werden?“ — „So ist Er immer, sagte eine zweite Jungfrau zu den übrigen; eben Ihr Spaß (fuhr sie gegen mich fort) hat uns bisher in der That für Ihren Ernst meistens schadlos gehalten, und wir alle wie Sie uns da sehen, sind nicht von Ihnen abgefallen, so sehr wir auch rechte Freiheit, ungebundne Lebart in Ihrer ungebundenen Schreibart vermissten.“ — „Wenigstens mit Ihren prüden Britinnen und Ueberkeuschen sehen wir uns gern verschont; ach! in mancher Bügels.

„losigkeit ist vielleicht mehr Religion als Sie „nur glauben“ sagte die dritte, der die jungfräuliche Lampe wahrscheinlich von den vielen Winden der Reisen ausgeblasen worden. —

„Nur Kraftweiber wollen wir,“ sagte die vierte, „statt eurer elenden früheren Kraftmänner, „mehr nicht; nach nichts sollen sie fragen, „nicht einmal nach Männern; sondern sich selbst setzen wie Fichte“ — die vierte Jungfrau war ganz von der Sache abgekommen, wie vielleicht von noch wichtigeren Sachen; ihr Lampenlicht war nicht erloschen, denn sie hatte gar keine Lampe. So schien es, als wenn ich zum Schlagworte käme, als die fünfte gleichsam die Domina und Pröbstin des Nonnen-Chors mit den Worten loschlug: „die Sache sei kurz so; sie alle hätten die Jubilatez-Vorlesung der Vorschule längst vor Jahren gelesen, und begehrten die Langweile nicht zum zweitenmale, sondern sie wären hergekommen, um von mir, wenn ich wollte, die

„Ansichten und Anreden an weibliche Poetiker oder Dichtinnen, besonders aber die vier „Herzens Rautelen angewandt zu hören, die „sie etwan zu beobachten hätten, damit sie „nur nicht zu tief unter den Klotilden und „anderen Romanengeln, zu stehen und zu fal- „len kämen.“

Es war viel, mithin zu viel; in solcher Noth drückte der Vorleser anfangs seine Entzückung und Verlegenheit durch ein Sonnet aus, wovon ihm in der Eile nur die Reime der ersten Strophe entfuhrten. Sonnetten — nett — dd' — Nöthen — Nähten — sonn' — Sohn. Darauf begann ich leicht in ungebundner Rede so:

Schön es Fünf!

Wäre Ideen-Ordnung so sehr von Damen gesucht, als Körper-Ordnung, so müßt' ich aufhören und gute Nacht sagen. Aber so schnei' es denn untereinander! die vier Herzens Rautelen männlicher Poetiker — Stolz,

Grobheit, Haß, Liebe betreffend — lassen sich
für weibliche in eine fünfte einfassen,
die nicht zu heirathen.

Niemand horche zu erstaunt auf! Ich nehme
ja ausdrücklich den Fall aus, und gebe ihm
die Ehe zu, wenn eine geniale Braut den Ehe-
pakt den geheimen Artikel beifügen läßt,
worin die Zeit von beiden Parteien festgesetzt
wird, worin sie sich scheiden lassen. Schon
mehre haben vor mir bemerkt, wie eng und
warm eine Ehescheidung ein Ehepaar in hö-
herer Potenz wieder verknüpfe; wie ein Ehe-
Mann, und wär' er ein Poetiker mit seiner
abgeschiedenen Dichtin, ja Dichterin liebend
ein pikantes Verhältnis durchgenießt — er
kein Witwer, sie keine Witwe — keines be-
fehlend, keines gehorchend, ausgenommen mit
Umtauschen — beide zart und warm — beide
nicht aus Pflicht liebend, vielmehr darüber
hinaus — beide schen und doch vertraut —
furchtsam vor der Welt, halbfühn in der Ein-

samkeit — und beide mit einer Freiheit, in welcher jede Minute Nein sagen kann. Jungfrauen, schon das bloße Gemälde des Scheidens ermuntert zur Ehe. Insofern gleicht ordentlich eine eheliche Person einem peinigenden Zahne, den man ausheben und von den Nerven sondern lässt, und darauf wieder in die Zahnlade einsetzt zum Glänzen und Weissen, ohne die geringsten Schmerzen mehr.

Aber gemach! denn so empfehl' ich die Kautel der Ehelosigkeit schlecht, als ob nicht die meisten Vortheile derselben auch ohne Scheidebriefe zu haben, und zu vertiefen wären.

Die vier Herzens Kautelen rathen sanft vom Heirathen ab. Erstlich die, des Grossianismus. Die Grobheit der männlichen Poetiker süßet sich in den zarten weiblichen zu bloßem kecken trockenden Absprechen über Weiber, Männer und Bücher ab; und für eine Dichtin gibt es kein Ansehen (Autorität), als das im Spiegel oder höchstens Goethe,

oder Shakespeare oder irgend ein Leibschriftsteller. In sofern wäre nichts zu tadeln. Aber leider der Ehemann, gutes Fünf, sitzt nicht still dazu, wenn ihr dasselbe fast kriegerische Absprechen auch an ihm versucht. Und bei wem könntet ihr mehr Gelegenheit und Gründe zu diesem kühnen Aburtheln vorfinden als bei ihm? Denn je näher dem Rom, sagt das Sprichwort, desto weniger gilt der heilige Vater; und mancher Ehemann ist oft gar weder ein Vater noch ein Heiliger. Ihr werdet es vollends so arg treiben, daß die Stadt erschrickt; denn wenn schon überhaupt die weiche duftende Honigblüte der Jungfrau im Treibkasten des Ehebettes zu einem Winter- oder Lagerobste zeitigt das erst später so weich wird: so läßt sich in einer andern Allegorie denken, was eine Amazone von Jungfrau, welche schon Eine Brusthälfe dem Bogenanlegen aufgeopfert, noch viel Sanftes von der andern unter den Opfern einer Frau zurück behalten

mdge. In neuer Zeit wird überhaupt, ungesachtet der Alten, der Bibel und Rousseau's, den Weibern statt der Milde mehr die Wilde angerathen und angelehrt; aber mir dunkt aus Verkennung der weiblichen Anlagen. Glauben Sie mir, verehrtes Fünf, Sie alle haben die nöthigsten zum Toben und Brausen, und wenn ich es wünschte, würden Sie solche mir auf der Stelle zeigen und den Satz lebhaft darthun. Die Weiber haben gesellige Milde, die Männer gesellige Wildheit, weil das männliche Feld ein öffentliches, also oft ein Schlachtfeld ist. Vorleser dieß hat Madonnen in Blick und Ton nach dem Uebertritte aus der Gaststube in die Wohnstube als gute Sturmläuferrinnen angetroffen; und so hoch er Lavaters phystionomische Fragmente achtet, so machte er doch in den weiblichen Gesichtern noch kein Fragment aussündig, das ihm für Milde und Ruhe zum Bürgen stand; aber in männlichen fand er zuweilen das Fragment. — Dabei hat

die neuere Stärkunst der Weiber (Sthenische Methode) noch etwas Alltägliches übersehen. Der Mann ist nämlich als Jüngling am wildesten, und an den Jahren fühlt er sich ab; das Weib aber ist als Jungfrau so schüchtern, so mild, und weich, und jeder Dorn der Rose grünt und beugt sich; bis später in der einsamen Selberherrschaft der Ehe alles schön erstärkt. Ein drittes führ ich gar nicht an, sondern seß' es erwiesen voraus — weil Sie es leicht auf der Stelle zu beweisen übernahmen — daß wenn ein leidenschaftlicher und aufgestürmter Mann doch zuweilen Gründe annimmt, die Frau alle nicht nur im Sturme abweiset, sondern auch in der Windstille sie ablehnt; wie denn überhaupt wol ein Sokrates gegen eine Xantippe denklicher ist als eine Sokratissin gegen einen Xantippus. . . Und doch schüttet ihr Büchermacher noch in das Frauenfeuer euer fettes glattes Dinten-Del! — Nun aber will vollends der Ehemann von

Ihnen, angebetetes Fünf, noch mehr angebetet seyn, als selber Goethe; denn er vergibt der Gattin leichter jede andere Sünde als die, gegen den heiligen Geist seiner Persönlichkeit. Ein leichtes Wort zieht hier oft schwerer als eine Thatenlast. Erhalten Sie sich aber außerhalb der Breter, Stollen und Franzens-Worhänge des Ehebettes und bleiben Sie blos bei Anbetern: so können Sie diese ohne den geringsten Abbruch der Liebe auspeisen auf dem Schlüssel — deyr er öffnet ihnen nur deren Herzen — und aussstellen mit dem Halsseisen — denn es wird nur ein eheliches Halsband daraus; — ja die allgemeine Weltgeschichte theilt uns mehre Ohrfeigen mit, welche Liebhabern zu erhalten geglückt, und die sie blos zu desto heißen Rittern geschlagen, indes hingegen bei Ehemännern sogar die stärksten schwerlich als Kußhände einwirken, ja die Liebe mehr zu schwächen als zu heben dienen würden.

Als folgenverwandt ist die zweite Rautel
 der Poetiker, der Stolz, beinah' abgethan,
 geniales Quintet! Sind Sie für den einen
 Verehrer eine Perlenauster mit Perlen oder
 Glanzgedanken, für den andern, den Sie mit
 mir tadeln, eine Perlenauster blos zum Ver-
 schlingen mit Augen und Lippen: so sind Sie
 doch für den Ehemann nichts weiter als was
 er selber ist, die Auster eines verschiedenen
 Geschlechtes. Ich setze Sie stolzer voraus.—
 Aber hier liegt doch der Hauptpunkt nicht,
 und nur die Eile des Ausmachens vor dem
 Thorschluße verwirrt das Beste. Sie haben
 nämlich von Ihren Eltern irgend einen
 Preisdichter sich auf immer geistig antrauen
 lassen, für welchen man als Seelenbraut Va-
 ter und Mutter verlassen muß. Wie nun,
 wenn Ihr körperlicher Ehemann z. B. als
 ein Stilistiker der Gegenfüßer oder Neben-
 buhler dieses Preisdichters wäre? Bei den
 häuslichen Unterhandlungen darüber wünsch'

ich nicht dabei zu seyn. Man kann wol altes und neues Testament der Dichtkunst in Einen Band bringen, aber nicht eine Dichtin und einen Stilistiker in Ein Eheband.

Aber außer den Ehe - Nein's sind hier noch mehr die Ehe - Ja's zu befürchten. Wenn nämlich die Dichtin mit ihrem Anbeter oder Freunde die Ideen theilt oder tauscht, so pflanzt sie sein ästhetisches Absprechen ohne Bedenken durch Nachsprechen fort, weil wie im Körperlischen, so hier im Geistigen das Hörrohr, (nach Beckmann) früher erfunden worden als das Sprachrohr — und niemand setzt etwas daran aus. Hält sie aber an den Mann das Hörrohr, anstatt an die vielen Wandersanbeter, so weiß es dort die Welt, hier wissen es nicht einmal diese selber gewis.

Auch die bekannte dritte Rautel der Poetiker, der Haß, rath die Ehe vielleicht mehr ab als an. Sie und die wenigen, die Ihnen nachzueifern eifern, wissen sehr wol ohne mich,

wie sie sich vor jedem Besucher an Ihren Putz- und Theatrischen durch einen artigen Haß der Menschenliebe, des Mondlichtes, der Empfindsamkeit, der Weinenden, vielleicht größere Reize geben, als Ihre Bescheidenheit nur ahnen will. Wie der Feuer-Aetna Sizilien mit Schnee aus seinen Höhlen versorgt: so holten Sie und Ihr Verehrer sich aus Goethes neuern Werken so viel Eis wenigstens ab, als zum Abkühlen seiner früheren nöthig war; und in der That, manche von Ihnen sagten mit Goethens Sinngedicht, der Mensch ist ein Hund, denn dieser ist ein Schuft. Wärme der Sprache also des Mundes wurde mehren Dichtern als ein bedenkliches Zeichen von Gebrechlichkeit verübelt, so wie an Hunden eine warme Schnauze Unpäßlichkeit bedeutet. So viel ist wenigstens gewiß — wobei ich mich auf Sie selber stütze, — daß ein Dichter, der sich noch nicht kalt genug gemacht, um andere warm zu machen, noch zu weit zur Dichter-Große

hin hat, indes dagegen einer, der Herzens- und Papier-Schreckmann (Terrorist) und überhaupt nicht ohne Grausamkeit ist, doch etwas scheint, so wie in Rom jezo viele den Apollo von Belvedere (nach Seume) für Nero den Sieger halten.

Aber eben diese ästhetische Härte, ja Herzlosigkeit gewährt Ihnen — wollten Sie dergleichen nur recht nützen — Zauber und Halt, gegen Verehrer, weil diese gewöhnlich die Frauen an der Herzseite, wie das Fußvolk die Reiter an der linken Seite, die keine Waffen und auf dem Pferde schweres Wenden hat, anzufallen pflegen. Die Aufsprünge sind kaumzählbar, in die ein armer Liebhaber zu setzen ist, wenn er an der Herzseite nichts erreichen kann, und bis zum Kopfe hinauf muß. Eine solche Kunsthärte des Herzens gleicht dem physischen Bau, wo zwischen dem weichen Herzen und Busen das schirmende Knochengitter gut angebracht steht.

Was würden Ihnen aber alle diese Vortheile helfen in der Ehe? Nichts, aber woschaden. Die Ehe erschöpft bald den weiblichen Kopf, aber kein Herz ist zu erschöpfen; jeder Gedanke des Witzes, des Verstandes ic. veraltet wiederkommend, jede Empfindung des Herzens fehrt jung und verjüngt zurück. In der Ehe kann wol weiblicher Glanz dunkler werden, aber weibliche Wärme nicht fälscher; so wie das brennende Nachtlicht am Tage zwar seinen Schein verliert, aber seine Wärme fortsetzt und kaum gesehen glüht. Man könnte dieses Gleichnis allgemeiner so gebrauchen: unsere Kenntnis wird zwar wie das Wachslicht durch die Zeiten kleiner oder größer erscheinen, aber die Wärme bleibt auch an jedem Tage ungeschwächt.

Noch bleibt die vierte Kautel, die sinnliche Liebe betreffend, in Rücksicht der fünften, nicht zu heirathen, zu würdigen übrig. Ich hoffe zu Damen zu sprechen, welche ges-

meine Vorurtheile nicht mehr hegen, und mit
denen also ein freieres Wort zu reden ist, als
mit dem Alltagschlag. Gebildete Damen ha-
ben jezo so geistig = ungewöhnliche Schoßbü-
cher als die indischen Damen auffallende
Schoßthiere haben, nämlich Schweinchen,
Schlangen, und Eideren, beide letzte am Bu-
sen zum Kühlen. Wir sind wol alle darin ei-
nig, daß, wenn man weibliche und jungfräu-
liche Wesen, für etwas Heiliges (und dieß
mit Recht) erklären, und doch jeden, der sie
berührt, für unheilig halten will, dieß nichts
als eine Wiederholung des elenden Aberglaub-
ens *) der Aegypter ist, welche eben so Tau-
ben für heilig und des Anbetens werth an-
sahen und daher recht viele hielten, gleichwohl
aber durch die Berührung derselben, unrein
zu werden besorgten. Lächerlich genug! Und
doch nichts weiter als eine Folge der erbärm-
lichen Schranken der Geschlechts-Prüderie und

*) Allgem. Welthistorie 2ter Band.

Sittlichkeit, in welchen man von jeher uns, besonders aber die Weiber, zu halten getrachtet. Wenn einmal ein Reich-Abschied von 1577 den guten Frauen das körperliche Springen verbot, so hat man freilich nur wenige Schritte zum Verbote auch jedes geistigen Springens, es sei mit Gedanken oder mit Neigungen. Sollen aber doch gewisse eingewurzelte Vorurtheile gegen die Sinnlichkeit herhaft ausgereutet werden, so weiß ich nicht, schönes Sinnenfünf, wie irgendemand dergleichen in der Ehe durchzusetzen hoffen kann. Schon an sich sind Ehemänner dünn gesät, noch dünner aber ein Ehemann, mit welchem eine Gattin für ihre Morgengabe sich eine unentgeltliche Zugabe von fünf Gratis-Exemplaren erkaufen könnte wie man umgekehrt für fünf bezahlte Buch-Exemplare das sechste frei bekommt; und sogar am Vorleser dieß würde sich jede von ihnen, schönes Fünf, vergriffen haben, welche hierin über ihn einer

vortheilhafteren Meinung gewesen wäre. So bleibt denn wol für jede, die mit Ernst an die Sache gehen will, nichts übrig, als mein Rath, zwar Lieben zu lieben, aber nicht das Ehlichen, dann geht so vieles besser. Eine Dichtin sucht und findet stets junge Männer, die etwas aus Kunst und Wissenschaft machen und zu machen wissen — nur ein Eheherr besümmert sich, wie wir schon gehört, um dergleichen bei seiner Frau so wenig; — Wissenschaft und Kunst sind aber der Liebe so verschwistert und benachbart, daß, wenn in Athen der weisen und kriegerischen Palas ein Opfer gebracht wurde, man auch dem Amor eines bringen mußte, weil beide Gottheiten *) im selben Tempel standen; eine antike Sitte, welche mit Weglassung der veralteten Festlichkeiten in neuern Zeiten noch von vielen Sing-, Klavier- und Hofmeistern beibehalten wird. Man denkt sich auch in die

*) Nat. com. p. 1172.

höheren Absichten dieser Lehrmeister leicht bei einiger Gutmüthigkeit hinein; es ist ihnen nämlich wirklich nicht so wol darum zu thun, nur sterblich vergängliche Geburten zu erzeugen. — Dergleichen erlernte Gesänge, Spielsstücke, Aufsätze und andere Geistesgeburten immer bleiben werden — als vielmehr unsterbliche im strengsten Sinn, welche gleich ihren Eltern auch in einer zweiten Welt noch fortduern.

Somit glaub' ich einem reizenden Fünf von gewaltigern Direktrizen als die fünf französischen Direktoren waren, das alte Sprichwort von Destreich: *tu felix Austria nube* *) (du glückliches Destreich heirathe) in der schönen Umkehrung und Anwendung auf Sie: Du glückliches Direktorat heirathe nicht, (nämlich *tu felix directorium ne nubas*) warm vor gehalten und gepriesen zu haben.

*) Bekanntlich vergrößerte sich Destreich häufig durch Vermählungen.

Uebrigens will die ganze Nachvorlesung nichts seyn als ein geringer Dank für die Treue, womit Sie mir, ungeachtet so vieler ernsten und sentimentalnen Stellen oder Flecken meiner Werke aus Dank für den Spaß ges-treu geblieben. Doch belohnt sich ein solches Festbleiben schon ohne mich; es ist dasselbe Festhängen, wie an einer Lustpartie; denn es wurde noch nie erhört, daß Damen, welche an einem himmlischen Sonnabend sich zu einer Lustfahrt für den noch himmlischern Sonntag verabredet hatten, solche etwa darum aufgegeben hätten, weil der Sonntag Vormittags Gewitterregen kochte und Nachmittags aus-goß; sie wechselten nichts, nicht ihre Ent-schlüsse, nur Sonnen- gegen Regenschirm — Gute Nacht! Und geben Sie mir den Nach-frost, welchen jezo Ihre Reize empfinden, nicht als geistigen zurück!

Das Jungfrauen - Fünf schied sich lampen-leer von mir, aber ohne irgend einen Dank-

laut, auf welchen ich gerechnet hatte. Am Morgen mußt' ich sogar erfahren, daß die meisten der Rath, nicht zu heirathen, sogar verdrossen hatte; besonders die älteren — weniger die häßlichen — am wenigsten die jüngsten. Da man nun dies jetzt weiß, so rathe künftig jeder den Dichtinnen das Gentheil an und opfere lieber ihre künftige Gatten auf.

III. Kantate: Vorlesung.

Ueber die poetische Poesie.

(Personalien der Vorlesung.)

Ich wartete eine Stunde, eh' ich sie anfieng, um so mehr, da kein Zuhörer da war. Endlich, als ich darauf nicht länger warten wollte, erschien doch einer, nämlich der unsbekannte Jüngling; und ich hob natürlich froher an wie folgt:

Verehrter Hörsaal! Keine einzige Zeit hatte je ganz Recht, aber auch keine ganz Unrecht; beides macht eben, daß ihre Moussons, die ein halbes Jahr nach Süden geweht, wieder ein halbes blos nach Norden wehen. . . . — Sogleich da unterbrach mich der eben so verstimrende als verstimmtte Jüng-

ling im schwachen Scherze eines akademischen Vorlesers „Fikzion und versetzte fast ungestalten: „inzwischen ziehe an den Wendezielen (den Sinnbildern der Dicht- und Denkfunkst) ja täglich das Wehen mit der Sonne um den Himmel — Auch gebrech' es meiner Antithese zwischen Stilistikern und Poetikern ganz an tapferer Synthese, nämlich an der organischen. Denn theoretische sei so dumm und hohl; wechselseitige Würfelseiten würden ja so blos willkürlich hin und her gemessen; und irgend eine Gleichung der feindlichen Körper käme so wenig dabei heraus als an einer Bildsäule und einem Rekruten durch beider Anlegen ans Rekruten = Maß — Hingegen eine organische Synthese sei eine hübsche Heirath, woraus stets ein lebendiges Kind entspringe“

Zum Schaden des Jünglings traf es sich, daß ich mich umsah und auf der Fensterbrüstung ein Blatt an mich gegen Herder ges-

richtet erblickte. „Ich antworte“ antwortete ich dem Jüngling, um erst das Blatt zu lesen. Was enthielt es aber anderes, als was ich von dem ersten besten ergrimmt davongelaufenen Poetiker vermuthen konnte, da ichs so oft schon gehört, bekriegt und verflucht hatte, — nämlich das alte doppelseitige Werkensnen der entflochtenen großen Seele, von welcher niemand stolz genug seyn darf, zu sagen: „ich habe sie ganz gekannt.“ —

Ich sagte die Sache dem Jüngling mit drei Worten, und fügte bei, ich möcht' es in Rücksicht der Irrthümer fast für ein Blatt aus dem gedruckten „Briefe eines Nürnbergers an mich“ ansehen, wär' es nicht so gut und nicht mit ästhetischem Sinn geschrieben; „der edle Geist, fuhr ich fort, wurde von entgegengesetzten Seiten und Parteien verkannt; doch nicht ganz ohne seine Schuld; denn er hatte den Fehler, daß er kein Stern erster oder sonstiger Größe war, sondern ein Bund von

Sternen, aus welchem sich dann jeder ein beliebiges Sternbild buchstabiert, der eine das der Wage oder des Herbstes, der andere das des Krebses oder Sommers und so fort. Menschen mit vielartigen Kräften werden immer, die mit einartigen selten verkannt; jene berühren alle ihres Gleichen und ihres Ungleichen, diese nur ihres Gleichen *).

*) Was später in der Vorlesung über Herder kommt, konnte weniger seine Seelengestalt als meine Empfindungen malen wollen. Der noch neue schwarze Grabhügel ist für die zitternde Hand nicht das Schreibtisch oder Malergestell, um den abzuzeichnen, der unter dem Hügel liegt. Aber in der Beschreibung meines Lebens — wenn anders dieses flüchtige und sich vor dem ewigen Ich verflüchtigende Leben noch die Mühe einer Darstellung verdient — will ich so gut ich kann, Herders Fürstenbild aufhängen, und aus den schönen wenigen Jahren, die als Seelen- und Edenjahre ich mit ihm verlebte, die Stralen zu seinen Seelenlinien holen.

Der Jüngling lächelte und bemerkte, „ich hätte hoffen lassen, zwischen beiden Parteien oder mit andern Worten zwischen dem alten Realismus und dem neuen Idealismus eine organische Synthese aufzustellen.“

Diese wäre denn, wie Sie selber sagten, ein Kind oder Leben aus zwei Leben; aber aus jeder Synthese entspinnst sich wieder eine Antithese der Geschlechter und so hörte es ja nie auf. Indes auf diese Weise, mein Herr, werd' ich wenig fischen, daß man mich so auf einmal theils in die neue Metaphysik hineinschlägt, theils in den Dialog . . . Geh' Ermutig' heim, treuer Famulus, jetzt regieren Diskurse; — oder schwelg' er draußen an den

und bringen. Freilich liegt in diesen letzten Jahren ein schwerer Schmerz für alle seine Liebenden; denn er erlebte seine jetzige Feier nicht, und dieses Gestirn ging wie Lessing, hinter dem Gewölke der Zeit gleich verschleiert hinab.

Nachtigallen um Ihn her; sie wollen ordentlich den Namenstag des heutigen Cantates Sonntags feiern, wie die herrliche Abendsonne dessen Geburtstag; Er kann ja an manches denken . . .

Ihre metaphysischen breiten Schul-Worte, mein Herr, kann ich, insofern jetzt auch meine Zahlwoche beginnen soll, unmöglich gebrauchen, weil dieser metaphysische Schnee, nicht wie der poetische Spiegel Gestalten, sondern nur ein unbestimmtes Schimmen zurück wirft. Lassen Sie mich das Höchste der Poesie, den Parnassus-Gipfel, wo sich alle Parteien begegnen sollen, wenn sie auch auf Mittag- und auf Mitternachtseiten den Berg hinaufgezogen, auf andere Weise nennen. Wir haben etwas in uns, was unaufhaltbar einen ewigen Ernst, den Genuss einer unbegreiflichen Vereinigung mit einer unbekannten Realität als das letzte setzt. Das

(wenn wir uns nur z. B. den unendlichen Geist des All vormalen); wir sind nicht gemacht, alles gemacht zu haben und auf dem ätherischen Throngipfel des Universums zu sitzen, sondern auf den steigenden Stufen unter dem Gott und neben Göttern. — „Ist das Reale außer uns; so sind wir ewig geschieden davon; ist es in uns; so sind wir selber.“ — Dasselbe gilt ganz vom Wahren; denn sein muß es sogar nach dem Skeptiker, weil irgend etwas, wenigstens das Existieren existiert; folglich hat das Erkennen noch ein höheres Ziel, aber außer sich, als das Erkennen des Erkennens. Dasselbe gilt von der sittlichen Schönheit. Das Gesetz ist nur der sittliche Idealismus; aber wo ist der sittliche Realismus? Wo ist denn die unendliche Musterie zu dieser unendlichen Form? — Dasselbe gilt, sag' ich zuletzt, von dem höchsten Gegenstande der Liebe; in uns ist er uns ein Nichts; außer uns sehnen wir uns ewig umsonst;

denn alle Liebe will weder Zweihheit, noch Einheit, sondern Vereinigung.

— „Endlich — sagte der Jüngling mit frohem Lächeln — haben wir ja etwas gefunden, was den Fuß- und Scheitelpunkt aufhebt, nämlich den Schwer- und Mittelpunkt. Die Synthese aller Antithesen, des In und Außer uns, des Stoffs und der Form, des Realen und Idealen, aller Differenzen ist die Indifferenz.“

Das ist die einzige Weise, den Knoten nicht zu zerschneiden, sondern zu verbrennen; diese Trost-Forderung, das Verstummen der Philosophie für das leiseste Lehren derselben anzunehmen, die Stille für Pianissimo, kurz, die potenziirte Aufgabe für die Auflösung.

„Zum Glück ist das Indifferenziiren schon ohne den Philosophen geschehen. Denn das Ewige ist; die Einwürfe des Verstandes

gegen Schelling treffen die Gottheit, nicht das System, ihre, nicht seine Unbegreiflichkeit."

Ich gebe das eben auf Kosten nicht des Philosophen *), sondern des Philosophierens zu. Ich glaube nicht blos das Ewige, sondern den Ewigen. Was wir aber ewig fordern, ist weniger die Gleichung der Realität und unsers Denkens, als die Ausgleichung, weniger die Erklärung als die Ergänzung unsers Wesens.

,Wodurch kennen wir dieses Etwas als wieder durch und in uns?'

Allerdings schließt sich wieder der alte platonische Zirkel zwischen Trieb und Gegenstand zu. Allein hier kann man nicht kühn erklären,

*) Möge Schelling sich immer mehr der Naturphilosophie geloben und ihr durch die seltene Vereinigung von Phantasie, Tiefsinn und Witz den zweiten Bako geben, der der ungeheueren atomistischen Welt von Erfahrungen noch als ordnende Weltseele gebracht.

sondern nur kühn vorzeigen. Aus demselben Grunde, warum der Realismus nicht vom Denken zu beweisen ist, kann er auch nicht durch dasselbe oder in dasselbe aufgelöst werden.

Man frage lieber den Realismus unserer Gefühle. Wem ist nicht in der körperlichen Gegenwart eines großen Mannes, einer göttlichen Seele, eines geliebtesten Herzens der Idealismus nichts? — Worin ist denn vor dem bloßen Begriff Gegenwart eines Menschen als eines Geistes von dessen Abwesenheit verschieden? — In nichts. Eine Wachsstatue könnte mir die Gestalt eines Menschen — ein Automat die Bewegung und Stimme — dieses oder ein Brief die Worte zubringen — wäre mir dieß dessen Gegenwart?

„Gar nicht! Auch die Erklärung etwa, daß Gegenwärtigkeit blos im Bewußtseyn meiner eigenen vor dem andern bestehé, schöbe die Antwort nur hinaus; denn ich könnte ja auch mich dem Repräsentanten repräsentieren lassen.“

Und doch kennt das Herz den Himmel der Gegenwart und den Schmerz am Grabe. Ueberall bleibt ein Uebergewicht des Realen. Es gibt einige Blitze in der ersten Liebe, zuweilen bei der Musik, bei grossen Entschlüssen, bei grossen Schmerzen, bei Entzückungen — da gibt es Blitze, welche den ganzen Himmel fliehend aufreißen, den wir suchen. Aber wer thut dieß noch milder, fester, reiner, länger? Wer kann, wenn das Bild nicht zu kühn ist, gerade wie ein schönes Angesicht von einer schönen Seele, so das schöne Angesicht des urschönen Allgeistes werden? Ich denke, die Dichtkunst.

(Hier gab mir der erdthende Jüngling schnell die Hand und sagte sanft: die Dichtkunst! Wie reizend schien er mir jetzt das schöne Morgenkleid des Lebens zu tragen, die Jugend!)

Gerade das Höchste, was aller unserer Wirklichkeit, auch der schönsten des Herzens

ewig abgeht, das gibt sie und malt auf den Vorhang der Ewigkeit das zukünftige Schauspiel; sie ist kein platter Spiegel der Gegenwart, sondern der Zauber-Spiegel der Zeit, welche nicht ist. Jenes Etwaß, dessen Lücke unser Denken und unser Anschauen entzweiet und trennt, dieses Heiligste zieht sie durch ihre Zauberei vom Himmel näher herab; und wie die Moral der gebende und zeigende Arm aus der Wolke ist, so ist sie das helle süße Auge aus der Wolke.

Sie kann spielen, aber nur mit dem Gräbischen, nicht mit dem Himmelschen. Sie soll die Wirklichkeit, die einen göttlichen Sinn haben muß, weder vernichten, noch wiederholen, sondern entziffern. Alles Himmelsche wird erst durch Versetzung mit dem Wirklichen, wie der Regen des Himmels erst auf der Erde für uns hell und labend. Doch belde muß uns nicht das Thal, sondern der Berg zu bringen. Indes muß dem Dichter wie den

Engeln *) die Erkenntniß des Götlichen die erste am Morgen seyn, und die des Geschaffnen die spätere Abends; denn aus einem Gott kommt wohl eine Welt, aber nicht aus einer Welt ein Gott.

„Bei Gott!“ sagte der Unbekannte. Niemals fuhr ich fort, ist daher vielleicht der Dichter wichtiger als in solchen Tagen, denen er unwichtiger erscheint, d. h. in unsfern. Wer in die historische Zukunft hinaus sieht, der findet unter den wachsenden Städten und Thronen, welche den Himmel immer mehr zu einem blauen Streif verbauen — in dem immer tiefen Einsinken der Völker in die weiche Erde der Sinnlichkeit — im tiefen Eingraben der goldhungrigen Selbsucht — ach in tausend

*) Nach Augustin und den Scholastikern haben die Engel eine zweifache Erkenntniß, matutina cognitio oder die von der Gottheit, vespertina oder die von geschaffnen Dingen. Gerhard loc. theolog. T. II. p. 24.

Zeichen einer Zeit, worin Religion, Staat und Sitten abblühen, da findet man keine Hoffnung ihrer Emporhebung mehr — außer blos durch zwei Arme, welche nicht der weltliche und der geistliche sind, aber zwei ähnliche, die Wissenschaft und die Dichtkunst. Letzte ist der stärkere. Sie darf singen, was niemand zu sagen wagt in schlechter Zeit. Große, oder verschämte Gefühle, die sich vor der Welt verhüllen, krönt sie auf dem höchsten Throne; wenn jene sich wie Sterne am Tage verborgen, so gleicht sie dem Sterne der Weisen, der nach den Alten am Tage leuchtete. Wenn die Welt- und Geschäft-Menschen täglich stärker den Erdgeschmack der Zeit annehmen müssen, in der sie leben: so bricht der Genius, wie der Nachtschmetterling, der sich unter der Erde entpuppet, mit unversehrten Flügeln aus den Schollen in die Lüste auf. Ist einst keine Religion mehr und jeder Tempel der Gottheit verfallen oder ausgeleert — möge

nie das Kind eines guten Vaters diese Zeit erleben! — : dann wird noch im Musentempel der Gottesdienst gehalten werden.

Denn dieß ist eben das Große, daß wenn Philosophie und Gelehrsamkeit sich im Zeitenlaufe zerreiben und verlieren, gleichwol das älteste Dichterwerk noch wie sein Apollo ein Füngling bleibt, blos weil das letzte Herz dem ersten gleicht, nicht aber so die Köpfe. Deswegen gibt es für die unabsehbliche Wirkung des Dichters nur Ein Gebot: befleck die Ewigkeit nicht mit irgend einer Zeit, gib nicht die Ewigkeit der Hölle statt des Himmels. Darf sich die Dichtkunst, weder zu missfallen, noch zu gefallen suchend, absondern von der Gegenwart und uns, obwol in Ahnungen, Nesten, Seufzern, Lichtblicken eine andere Welt zeigen in der hiesigen — wie einst das nordische Meer fremde Samen, Kostknüsse ic. an die Küste der alten Welt antrieb und das Daseyn der neuen ansagte —

so trete sie auch der verdorbnen, zugleich eben so selbmörderischen als selbsüchtigen Zeit desto freier in den Weg, welche, den Tod aus Mangel an Himmel hassend, gern die hohe Muse nur zur Tänzerin und Flötenspielerin am flüchtigen Lebens-Gastmal bestellte und herabzog. Kommt die Muse groß, auf den Grabhügel statt auf den Kothurn steigend, und ist sie, obwol ein Engel des Himmels, doch ein Todesengel der Erde: so wird, sagen sie, die Mahlzeit und die griechische Heiterkeit der Dichtkunst ganz gestört. Aber da die rechte Poesie keine Welt nimmt, ohne die bessere dafür zu geben: so leidet nur die gemeine Seele, die von einem Almosen des Augenblicks zum andern lebt, ohne den Schatz eines Innern zu haben und welche zwar, wie sonst die alten Städte im Frühling, den Tod, nämlich dessen Bildniß hinaus schafft, aber ohne das Leben herein zu bringen. Ist denn das Sterben in der Dichtkunst nicht ein Ster-

ben vor Freude? Und wenn sie das Leben in einen Traum verkehrt — sogar das gelehrt literarische lässt sich so ansehen — hat sie nicht die gestirnte Nacht im Hinterhalt, in welche der Traum hinein erwacht? —

* * *

So weit meine letzte Vorlesung! Der Unbekannte sagte, er wolle meinen Erntekranz nicht ausdreschen; im Ganzen sei er meiner Meinung, welche überhaupt an die Sätze des Idealismus gränze, dessen Begeisterung man so unverständlich für bloßes Klangwesen aussage; was den Menschen begeistere, sei unmöglich ein leeres Wort, sondern stets irgend ein Sinn, den er unterlege. — Als wir beide schieden, wünscht' ich seinen Namen zu hören, da er meinen wisse. — „Sind Namen Geister, fuhr er auf? Das Unendliche ist ein Anonymum.“

Es lag etwas darin, etwas Außerweltli-

ches, ungenannt wie im Geisterreiche, nur Geisterzwecke gesucht zu haben; indem ich's aber loben wollte, kam ich fast ins Widerspiel hinein: „Anonymität, vorzüglich wechselseitige, sagt' ich, ist allerdings etwas Geistemäßiges bei Untersuchungen. Auf Reisen sucht' ich oft mit einem zweiten Forscher zu gehen ohne Zu- und Vornamen, gleich den unbenannten Schmetterlingen, Fischen um uns oder den ungetauften Sonnen eines Neuhoflecks. Noch anonymer wäre man ohne Gesicht; denn die Gesichtzüge sind halbe Namenzüge — aber auch unsichtbar, verriet' wieder die Stimme — aber auch ohne diese, verriet' wieder die Handschrift oder der Stil — Kurz, vollständige Anonymität bleibt, so lange man existiert, wegen der Individuation fast unmöglich.“

Er harrete auf seinem Worte aus, nahm Abschied, und sagte blos, das Blatt wider Herber sei von ihm — — Wie widerlich wur-

de er mir, sogar durch seine schöne Gestalt! Ich hatte unter der ganzen Vorlesung an Herder gedacht, und geglaubt, er thu' es auch. — „Addio Amico!“ sagt' ich und gieng davon, ohne ein Wort der Widerlegung; denn ich kenne diese Partei; eine Meinung, die man ihr heute vor ihren Augen ruinirte und klopste, bringt sie den andern Tag auferstanden zurück und lässt sie wieder auf dem Rosspe tanzen, den man abgeschlagen.

Ich ging so weit im schönen Garten, bis ich eine freie Aussicht in die sanfte rosenroth darnieder ziehende Sonne hatte. — Die Nachzügallen schlügen in den Blüten, hoch über ihnen die Lerchen in den Abendwolken — durch alle runde Laubwäldchen war der Frühlings gezogen und hatte seine Spuren an ihnen hängen lassen als Blüten und Düste — ich dachte an jenen Geist, den ich (so selten auch der verschwendete Beiname gegeben werden darf) doch nicht anders nennen kann als eis-

nen großen Menschen. Wie war Er immer unter Bäumen und Blumen, auf dem Lande so genesen - glücklich! Der Name Land ist recht; denn ans Land sezen die Schiffer ihre Verwundeten der Wellen zum Genesen. — Gleichsam mit einem Liebetrank der Inbrunst gegen die ganze Natur geboren, hielt Er wie ein Bramine mit dem hohen Spinozismus des Herzens jedes Thierchen und jede Blüte werth und am Herzen fest; und ein Neisewagen, durch grünendes Leben gehend, war sein Sonnenwagen und nur dem freien Himmel schloß sich, wie unter der Musik, Sein Herz wie eine Blume recht weit - erheitert auf.

Als ich so an Ihn dachte, da die Sonne schön im vollen Glanze niederging und der Gedanke mich nicht trösten konnte, daß dieser Geist nun neu - verbunden lebe mit seiner geliebten Natur; so stand der schöne Jüngling wieder vor mir, den ich vielleicht im untergehenden Glanze nicht bemerken kannen. — Er

sagte blos ernst, ohne Zorn und ohne Scherz:
 „er nenne sich überall gerne, wo man etwas
 gegen ihn habe; — Namenlosigkeit gezieme
 seinem Gegner — wiewol er dieß kaum sei,
 da er H. in seinen früheren Werken, eh' Ihn
 die Erde aus einem freien Kometen zu ihrem
 sanftesten Monde gemacht, genug verehre.“

„Mein Name, sagt' er, ist *****.“ —
 Der *** in meinem Romane? fragt' ich ers-
 taunt. — Er war es; aber man vergeb' es,
 wenn ich aus wichtigen Gründen den wahren
 Namen dem leichten Errathen überlasse.

Nun war so vieles geändert. — Dieser
 etwas stolze Jüngling hatte nie andere Irr-
 thümer als verzeihliche; ich liebte ihn so stark,
 daß ich ihrer ungeachtet mit ihm über den
 theuren Todten zu reden wünschte.

„Höre mich, lieber Jüngling, jetzt willig
 über Ihn. Die Sterne kommen meinen Wor-
 ten zu Hülfe. Sein himmlisch = gestimmtes
 Lied an die Nacht, *)

*) Adrasteg XII. S. 277.

Kommst du wieder, heilige stille Mutter
 der Gestirn' und himmlischer Gedanken, so.
 hör' ich diesen Abend in einem fort in meinem
 Innern singen. Ich kann nur einiges über
 Ihn sagen; unzulänglich ist's ohnehin; ein
 Mensch, der in Worte aufzulösen wäre, wür-
 de ein alltäglicher seyn; den Sternen-Him-
 mel malt keine Sternkarte, obgleich ein Ge-
 mälde etwa eine Landschaft. Du sprachst von
 seiner neuern Veränderung als einer Hinab-
 änderung. Gewiß muthest du nicht, wie das
 Vorurtheil, dem Schriftsteller im ewig nur
 reisenden Leben die gemeine schwere Unverän-
 derlichkeit zu, die man doch den Zeiten er-
 lässt oder, wenn sie erschiene, verdächte —
 wenn nur das Göttliche im Menschen sich nicht
 verändert, oder (weil dies Eins ist) nicht
 vernichtet; eben so lässt die göttliche Ewig-
 keit den Zeiten-Strom unverändert über sich
 fließen. Der Mensch scheint oft veränder-
 lich, weil die Zeit es ist. Der Pfeiler, der

in den Wellen steht, scheint sich hin und her zu brechen, blos weil sich diese brechen, oft an ihm selber. Warum findet man Ihn nicht darin Lessing gleich? Ein Vater und Schöpfer der Zeit wird sehr bald deren Zuchtmeister und Feind; indes ihr bloßer Sohn nur ihr Schüler und Schmeichler wird. — Blos für Jugend oder Schwäche ründet sich die Gegeawart zu, ohne Bedarf einer Zukunft; aber ein Sieger und Gegenfüßler irgend einer Gegeawart ist auch einer für jede. So glich der geliebte Geist den Schwanen, welche in der harten Jahreszeit die Wasser offen erhalten durch ihr Bewegen.

Noch hab' ich nicht das volleste Wort von Ihm gesagt, Füngling. War Er kein Dichter — was Er zwar oft von sich selber glaubte, eben am homerischen und shakespeareischen Maßstab stehend, oder auch von sehr berühmten andern Leuten — so war er blos etwas besseres, nämlich ein Gedicht, ein

indisch = griechisches Epos von irgend einem reinsten Gott gemacht. Du verstehst die starke Rede. Sie ist wahr; und ich meinte Ihn vorhin sehr im Hin- und Hermalen der höchsten Poesie.

Aber wie soll ich's auseinander setzen, daß in der schönen Seele, eben wie in einem Gedichte, alles zusammenfloss und das Gute, das Wahre, das Schöne eine untheilbare Dreieinigkeit war? — Griechenland war ihm das Höchste und wie allgemein auch sein episch-kosmopolitischer Geschmack lobte und anerkannte — sogar seines Hamanns Stil — so hing er doch, zumal im Alter, wie ein vielgereister Odysseus nach der Rückkehr aus allen Blüten-Ländern, an der griechischen Heimath am innigsten. Er und Goethe alleine (jeder nach seiner Weise), sind für uns die Wiederhersteller oder Winkelmannen des sinnenden Griechenthums, dem alle Schwächer

voriger Jahrhunderte nicht die Philomelen-Zunge hatten lösen können.

Herder war gleichsam nach dem Leben griechisch gedichtet. Die Poesie war nicht etwa ein Horizont-Anhang ans Leben, wie man oft bei schlechtem Wetter am Gesichtskreise einen regenbogenfarbigen Wolken-Klumpen erblickt, sondern sie flog wie ein freier leichter Regenbogen glänzend über das dicke Leben als Himmelpforte. Daher kam Seine griechische Achtung für alle Leben-Stufen, seine zurechtlegende epische Weise in allen seinen Werken, welche als ein philosophisches Epos alle Seiten, Formen, Völker, Geister mit der großen Hand eines Gottes unparteiisch vor das säkularische Auge (das Jahre nur am Jahrhundert ausmisst) und also auf die weiteste Bühne führt. Daher kam sein griechischer Widerwille gegen jedes Ueberschlagen der Wage auf die eine oder die andere Seite; man-

che Sturm- und Folter-Gedichte *) konnten seine geistige Marter bis zur körperlichen treiben; Er wollte die Opfer der Dichtkunst nur so schön und unverletzt erblicken, als der Donner des Himmels die getroffenen Menschen lässt. Darum zog er, wie ein griechisches Gedicht, um jede, auch schönste Empfindung, z. B. um die Nahrung, oft durch die Gewalt des Scherzes, früh die Gränze der Schönheit. Nur Menschen von flachen Empfindungen schwelgen in ihnen; die von tiefer fliehen ihre Allmacht und haben darum den Schein der Kälte. Eine große dichterische Seele wird leichter alles auf der Erde als glücklich; denn der Mensch hat etwas von der Lavatere, welche Jahre lang jedem Winter troht, aber zart wird und vergeht, sobald sie Blumen trägt. Freilich ist der Dichter ein ewiger Jüngling.

*) Seine Seelen-Worte lenkten zuerst den Verfasser von der jugendlichen Verwechslung der Kraft mit der Schönheit zurück.

und der Morgenthau liegt durch seinen Lebens-
tag hindurch, aber ohne Sonne sind die Trop-
pfen trübe und kalt.

Wenige Geister waren auf die große Weise
gelehrte, wie Er. Die meisten verfolgen nur
das Seltene, Unbekannte einer Wissen-
schaft; Er hingegen nahm nur die großen
Ströme, aber aller Wissenschaften in sein
himmelspiegelndes Meer auf, das ihnen auf-
geldßt seine Bewegung von Abend gegen
Osten laufdrang. Viele werden von der Ge-
lehrsamkeit umschlungen wie von einem aus-
trocknenden Epheu, Er aber wie von einer
Trauben-Rebe. — Ueberall das Entgegen-
gesetzte organisch - dichtend sich anzueignen,
war sein Charakter; und um das trockne Kern-
haus eines Lamberts zog Er eine süße Frucht-
Hülle. So verknüpste Er die kühnste Freiheit
des Systems über Natur und Gott mit dem
frömmsten Glauben, bis sogar an Ahnungen.
So zeigt' Er die griechische Humanität, der

Er den Namen wieder gab, in der zärtlichsten Achtung aller rein-menschlichen Verhältnisse und in einem Lutherischen Zorn gegen alle von Religionen oder Staat geheliligten Gifte derselben. So war Er ein Festungswerk voll Blumen, eine nordische Eiche, deren Neste Sinnpflanzen waren. Wie herrlich, unversöhnlich entbrannte Er gegen jede kriechende Brust, gegen Schlaffheit, Selbzwist, Unredlichkeit und poetische Schlamm-Weiche, so wie gegen deutsche kritische Rohheit und gegen jeden Zepter in einer Tatze; und wie beschwore Er die Schlangen der Zeit! Aber wolltest du, Jüngling, die süßeste Stimme hören, so war es seine in der Liebe, es sei gegen ein Kind oder ein Gedicht oder die Musik, oder in der Schonung gegen Schwache. Er glich seinem Freunde Hamann, diesem Heros und Kinde zugleich, der wie ein elektrisierter Mensch im Dunkeln mit dem Heiligschein um das Haupt

sanft da steht, bis eine Berührung den Blitz aus ihm zieht.

Wenn er seinen Hamann als einen zürnenden Propheten, als einen dämonistischen Geist schilderte, den er sogar über sich stellte, (wie wol Hamann weniger griechisch und beweglich und leicht blühend und organisch = zergliedert war) und wenn man mit Schmerzen hörte, wie ihm in dessen Grab seine rechte Welt und Freundschaftinsel nachgesunken: so wurde man aus seiner Sehnsucht innen, daß Er innerlich (nach einem höchsten Ideale) viel schärfer über die Zeit richte als es äußerlich seine Duldung und Allseitigkeit verrieth; daher geht durch seine Werke eine geheime, bald sokratische, bald horazische Fronie, die nur seine Bekannten verstehen. Er wurde überhaupt wenig, nur im Einzelnen anstatt im Ganzen gewogen und erwogen; und erst auf der Demantwage der Nachwelt wird es geschehen, auf welche die Kiesel nicht kommen

werden, womit die rohen Stilistiker, die noch rohern Kantianer und rohe Poetiker ihn halb steinigen, halb erleuchten *) wollten.

Der gute Geist gab viel und litt viel. Zwei Reden von ihm bleiben, obwol andern unbedeutend, mir immer zur Betrachtung; die eine, daß er einst an einem Sonntage mit wehmüthigem Schmerz über die Kahle kalte Zeit unter dem wie aus den alten Jahrhunderten herüber fließenden Tönen des nahen Kirchengeläutes sagte: Er wünsche, Er wäre im Mittelalter geboren worden — du missverstehst gewiß dieses Wort am wenigsten; — die zweite ganz andere Rede war; daß Er sich eine Geistererscheinung wünschte, und daß Er gar nichts von dem gewöhnlichen Geisterschauer dabei empfände und ahnte. O die reine geister-verwandte Seele! Ihr war dies möglich, — so dichterisch sie auch war und

*) Aus durchsichtigen Kieseln werden in London Brillen geschliffen.

so sehr gerade eine solche am meisten erschau-
vert vor den langen stillen Schleiern, die hin-
ter dem Tode wohnen und gehen; — denn sie
war selber der Erde eine Geister-Erscheinung,
und vergaß nie ihr Reich; ihr Leben war
die glänzende Ausnahme vom zuweilen be-
fleckten genialen; sie opferte, wie die alten
Priester, auch am Musenaltare nur weiß
gekleidet.

Ich sage dir, Jüngling, er kommt mir je-
ho — so sehr auch sonst der Tod die Men-
schen in eine heilige Verklärung hinein hebt —
in seiner Ferne und Höhe nicht glänzender vor
als sonst hier unten neben mir; ich denke
mir ihn drüben hinter den Sternen, gerade
an seinem rechten Orte und nur wenig verän-
dert, die Schmerzen ausgenommen. Nun
so feiere nur recht drüben dein Erntefest, du
Reiner, du Geister-Freund; dein schwerer
Lehrenkranz erblühe dir auf deinem Haupte

zur leichten Blumenkrone, du Sonnen-Blume,
endlich auf deine Sonne versezt!

In seinem Nacht-Liede sagt Er zu seinem schlafenden Körper:

Schlummire wohl indeß, du träge Würde
Meines Erdengangs. Ihren Mantel
Deckt auf dich die Nacht und ihre Lampen
Brennen über dir im heil'gen Zelte.

Sieh hinauf, Jüngling, zu dieser Sternennacht, jetzt steht sie anders, kälter über seiner Hülle, die Todesnacht hat die große Blume geschlossen. Vergib, mein Mensch! Ach wer Ihn nur gelesen, hat Ihn kaum verloren, aber wer Ihn gekannt und geliebt, den kann nicht Seine Unsterblichkeit mehr trösten, sondern nur die menschliche. Gäß' es keine; ist alles hiesige Leben nur eine Abenddämmerung vor der Nacht, keine Morgendämmerung; wird der hohe Geist auch dem Körper nachgesenkt an Sargstricken in die Gruft: o so weiß ich nicht, warum wir es nicht am Grabe

großer Menschen so wie die wilden und alten
Völker machen, blos aus Verzweiflung wie
diese aus Hoffnung, daß wir uns ihnen, wie
sie sich ihren Fürsten, geradezu in die Gruft
nachwerfen, damit man nur auf einmal das
unsinnige gewaltsame Herz erstickt, das durch-
aus für etwas Göttliches Ewiges schlagen
will.

Warum ist's denn aber so tyrannisch still
um das große runde Erden - Grab? —
Schweige, guter Jüngling! O ich weiß wohl,
Er selber litte einen solchen Schmerz am we-
nisten. Auf die glänzenden Frühling - Ster-
ne würd' Er jetzt zeigen, über denen Er
nun ist; auf die Nachtigallen würde Er zu
hören winken, die jetzt uns schlagen und
nicht Ihm — Und Er wäre doch bewegter
als er schiene — Jüngling, lebendiger Geist,
warum ist es um den Tod so weit und breit
herum so still?

„Ist nicht um den glühend - belebenden
 „Gleicher Windstille? — (sagt' er) — Wir
 „wollen jetzo die große Seele mit einander
 „lieben; und bewegt dich zuweilen Ihre Er-
 „innerung zu schmerzlich, so wollen wir als-
 „les wieder lesen, wodurch Sie das Unsterb-
 „liche und das Göttliche und sich verkündigt
 „hat!“

Das geschehe, Geliebter, es möge nun
 die Trauer stillen oder auch vermehren.

E n d e.

Druckfehler der dritten Abtheilung.

Seite. Zeile.

- | | |
|-----------|-------------------------------------|
| 756 | 5. st. regerechte l. regelrechte |
| 764 v. u. | 7. st. sie l. Sie |
| 821 v. u. | 1. st. Grobfaul l. wie ein Grobian |
| 823 | 6. st. Gewimme l. Gewinne |
| 836 | 8. st. Baysen l. Boysen |
| 917 | 4. st. ganz. Wenn l. ganz, wenn |
| 918 | 5. st. verfallenden l. verfalbenden |
| 984 v. u. | 9. st. vertiefen l. verbrießen. |